Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PGrcm 2.174.14

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Achter Jahrgang 1914

Dritter Band

(Juli bis September)

März-Verlag
G. m. b. H.
München

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 194

Digitized by Google

Inhalt des Dritten Bandes 1914

Hauptteil

Seite

Angel, Ernst: Trost an den Menschen 288
Aram, Kurt: Rußland und die Juden
50, 86, 126, 160, 226, 281, 329, 365, 382
Bonus, Arthur: Bergson muß es wissen 312
Wider die moralische Sentimentalität 375
Braun, Immanuel: Aus den Lothringer Kämpfen 326
Cohn, Alfons Fedor: Der dänische Verfassungskampf 44
Diplomaten, Von einem ehemaligen: Kriegslüsternheit in Deutschland? 77
Ehinger, Otto: Heiliges Land 30
Ehrler, Hans Heinrich: Media Vita . . . . . 1„
Fischer, Johannes, M. d. L.: Lohnet das Vertrauen 324
France, Raoul H.: Urneger und Renntierfranzosen 59
Francis, W.: Die beiden Frankreich 120
Frank, Bruno: P. N., der Kritiker 34
Friedberg, Johanna: Frühling in Palästina 217
Funke, Max R.: Die französische Kolonialarmee 373
Glaser, Friedrich: Der Dollar in Mexiko 113
Goldmann, Nachum: Rußland und Europa 233
Goldschmidt, Dr Alfons: Wirtschaftspolitik 54, 171
Gothein, Georg, M. d. R.: Der englische Konkurrenzkrieg 000
Großmann, Stefan: Schwedisches Schicksal 194
Haas, Dr Ludwig, M. d. R.: Offener Brief an Sembat 292
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Wir Schwaben 8
Europas Krieg 246
Nach dem 2. Abschnitt des Feldzugs 317
Haußmann, Friedrich: Aus nachgelassenen Papieren 15
Hesse, Hermann: Erwachen 29
Erinnerung an Asien 190
Heuß, Ludwig: Im Feldlazarett 361
Heuß, Theodor: Ein Parteijubiläum 1
Der Weltkrieg 221
Holdermann, Friedrich: Die Quertreiber 149

Digitized by Google

Janſſon, W.: Skandinavien und der Weltkrieg 271
Korn, W. A.: England und Aegypten 357
Larſſon, Karl: Vorfrühling 106
Lieſching, Theodor, M. d. R.: Der Tübinger Vertrag 4
Loosli, C. A.: Die ſchweizeriſche Landesausſtellung in Bern . . . 99
Müller, Oskar: Sardinien 200
Naſariantz, L.: Perſiſches 242, 314
Oeſterling, Anders: La Superba 213
Owlglaß, Dr.: Skribifaxe 10
Paquet, Alfons: Am See von Kinnereth 206
Pernerſtorfer, Engelbert: Die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand 41
Ein feſter Bund 289
Perutz, Leo: Der Sieger 66
Pouvourville, Graf von: Kolonien zu verkaufen 81
Rauſcher, Ulrich: Frank Wedekind 135
Franktireure 337
Der fruchtbare Krieg 351
Rohrbach, Paul: Auf Expedition 185
Die deutſchen Kolonien im Krieg 345
Rutra, Arthur: Die Steppen von Ackerman 181
Salus, Hugo: Jungfernpreis 102, 139, 172
Schäff, Heinrich: Zwei Gedichte 36
Schanderl, Joſef: Gruft 73
Schickelé, René: Süddeutſches Reich 166
Der große Aufſtand 252, 275, 300
Schnack, Fritz: Handwerksburſchen im Abend 144
Schuſſen, Wilhelm: Die ſchöne Witwe 20
Landſturmlied 360
Schwarzwald, Hermann: Männergeſpräche in ernſter Zeit . 155
Spröß er, v.: Die franzöſiſche Nordoſtfront 245
Der ruſſiſch-polniſche Kriegsſchauplatz 269
Großbritanniens Heer 321
Die Ergebniſſe des Kriegs im Weſten 349
Stetten, Freiherr von: Balkangloſſen 94
Kultur und Politik 168
Zur Kriegslage 261
Stieve, Friedrich: Martin Andersen Nexö 257
Der Sinn 381
Südekum, Albert, M. d. R.: Ludwig Frank 370

Digitized by Google

Seite

Supper, Auguste: Der Führer 20
Sutter, Otto Ernst: Der „neue Kurs" in Baden 96
Thoma, Ludwig: Schwäbische Eindrücke 11
Zeitgeschichte 47
Stimmungen 296
Zickert, Hermann: Die Kriegsmilliarden 239

Digitized by Google

Glossen

Seite

Bäumler, Alfred: Theodor Georgii 146
Fridolin: Resolutionsdramatik 75
Die Marseillaise in Petersburg 182
Friedemann, Hermann: Hansi oder die Genesis des Ruhmes 145
Nerven behalten 265
Fromm, Hans: Ueber Reisebeschreibungen 218
Gottschalk, Hermann: Ludwig Schmid-Reutte 74
Auf des Meeres Grunde 263
Hesse, Hermann: Hektor Berlioz Erinnerungen 109
Chinesische Volksmärchen 218
Zeichnungen von Orlik 388
Heuß, Theodor: Ludwig Frank 338
Ille: Das Land der Mörder 243
Kahn, Harry: Ulivi 182
Kersten, Kurt: Sturm von Gestern 110
Lissauer, Ernst: Musikalisches Erlebnis 74
Mayer, Hermann Leopold: Albert Haueisen 111
Pernerstorfer, E.: Ein Wiener Roman 363
Rauscher, Ulrich: Wir jungen Württemberger 38
Reik, Theodor: Aphorismen 112
Richter, Werner: Der Sterlett 243
Schickele, René: Landschaften 219
v. S.: Die Neutralen 268
Siegeszuversicht 315
Ausländerei 316
Völkerrecht 338
Stieve, Friedrich: Rega Ullmann 387
Supper, Auguste: Besinnliches 148
Tagger, Theodor: Ein Wort über Brunetière 108
Tannenbaum, Eugen: Das patriotische Kino 364
Teutenberg, Adolf: Ein historischer Schweizerroman 266
Traub, Gottfried: Dank an die Heimat 37
Wahl, Fritz: Nieder mit den Kannegießern 339
Zeichnet die Kriegsanleihen 340

Digitized by Google

Ein Parteijubiläum

Von Theodor Heuß

Die großen Erschütterungen der Geschichte, die mit dem Begriff Demokratie verbunden, sind keine Leistungen von Parteikörpern: Reformation, Cromwell, 1789, sondern Reaktionen, Aktionen eines Gesamtvolkes. Auch die deutsche Bewegung des Jahres 1848 hat in ihrem großen Zug keinen Parteicharakter. Die Partei im technischen Sinn, wie wir das heute verstehen, ist eine spätere Erfindung, eine spätere Möglichkeit und Notwendigkeit. Deshalb hat es auch sehr lange gedauert, bis sie von der Geschichtsbeschreibung bemerkt wurde.

1848 schafft aber dann einen Aufriß von Parteienzukunft in den Gruppen des Frankfurter Parlaments; nichts ist so charakteristisch für ihre tastende Unsicherheit, als daß sie ihre Namen von Wirtshausschildern bezogen. Und der Ausgang jener wunderbar jungen Zeit übergibt dem späteren Geschlecht die Lehre, daß Schwung und Begeisterung, Hingabe und Gefühl nicht ausreichen, wenn sie nicht durch die Fesseln verantwortungsvoller Gebundenheit gesichert sind.

Freilich: Parteiwesen bedarf einer gewissen Freiheit zu seiner Entfaltung, und die bot das kommende Jahrzehnt so wenig als die vorangegangene Zeit, da die politischen Energien sich in Schützen- und Gesangsvereine verkleidet hatten. Erst mit dem Beginn der sechziger Jahre tritt Wandel ein: das Ende der liberalen Aera in Preußen formiert die deutsche Fortschrittspartei, die bald genug in die Feuerprobe des Verfassungskonfliktes getrieben wird, Lassalle sammelt den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein um ein gewissermaßen sozialistisches Programm, im Süden, vorab in Württemberg, suchen die alten Ideale und Traditionen nach einer erneuten Form.

Die geistige Struktur der schwäbischen Demokratie hat sehr eigentümliche Züge. Sie bezieht ihre Abstammung nicht nur auf

Digitized by Google

die Ideen der großen Revolution, auf die Namen Rousseau oder Adam Smith, sondern auf die Ueberlieferungen der heimatlichen Landesgeschichte. Deshalb hat sie einen besonders kräftigen Zusatz von Rechtsgefühl, Verfassungssinn, die etwa in Uhland ihren klassischen Ausdruck fanden.

Das muß man festhalten, um den besonderen Charakter der politischen Gruppe zu begreifen, die sich aus der allgemeinen nationalen Bewegung der Jahre 1863 und 1864 (Schleswig-Holstein!) herausarbeitete. 1849 hatte der württembergische Staat die Frankfurter Reichsverfassung anerkannt — damit war der Umkreis der Forderungen gegeben. Es handelte sich darum, dieser Tatsache Geltung zu verschaffen, den schlechten Gang der Geschichte zu korrigieren. Eine Anekdote illustriert viel: als man sich im engeren Kreis einmal über das Oberhaupt eines neuen Reiches unterhielt, meinte der alte Pfarrer Hopf, dieser Ueberlegung bedürfe es nicht. Wenn einer, dann haben wir ihn ja zwischen uns, Becher. Dieser war im Jahr 1849 einer der „Reichsregenten" gewesen.

Nun folgt die Geschichte schlechthin nicht solchen einfachen Vorlagen und zumal der Weg, den die Lösung der deutschen Aufgabe ging, brachte Ueberraschung und allerhand Zwang zum Umlernen. Aber das Bedeutsame und Bedeutende war der frische Enthusiasmus, mit dem man das Erbe des großes Jahres der Hoffnung und Enttäuschung als völlig aktuelle Aufgabe über die Zeit herübernahm. Das war vielleicht geschichtslos gedacht, aber notwendig und wichtig, wenn die Erziehungsarbeit der politischen Organisation sich an großen Formeln orientieren wollte.

Ein alter Achtundvierziger — dieses Wort hat im Südwesten einen anderen Klang als anderswo. Anderswo ist das so vielleicht eine Antiquitätenspezialität, ein isolierter Sonderling, der verstimmt ist, daß sich der Weltlauf nicht seinen Intentionen anschloß, im Südwesten ist es der Ausdruck der lebendigsten politischen Tradition, eine schöpferische Kraft, die sich als Stärkung der Gesinnung mitteilt. Jede Familie, die etwas auf sich hält,

Digitized by Google

hat mindestens einen Großonkel, der „dabei war". Bei der schwäbischen Demokratie war dieser Personalzusammenhang sehr stark gegeben — Märtyrer von 1848 wurden die Erneuerer von 1864.

Es gibt keine Gründungsurkunde der schwäbischen Volkspartei, man hat die Auswahl, welchen Tag, welchen Vorgang man entscheidend nennen will — sicher ist, wer als Gründer zu gelten hat. Gewiß saßen erprobte, unabhängige, kluge Männer im Land — aber „Leben" gab es erst im rechten Sinn, als, unter einem Amnestieerlaß, Ende 1863 Carl Mayer und Ludwig Pfau aus dem Exil zurückkehrten. Mayer war zu 20, Pfau zu 21 Jahren Zuchthaus verurteilt worden (der Vorsprung hat Pfau zeitlebens wohlgetan) — sie konnten fliehen, ein Gesinnungsfreund, Julius Haußmann, hatte sich gestellt und mit 2½ Jahren Festung den freiheitlichen Idealismus seiner Jugend gebüßt — dieses Triumvirat redet und schreibt eine starke geschlossene Partei aus dem schwäbischen Boden.

Dieser menschliche Freundschaftsbund wird die Gewähr der Parteimöglichkeit, stärker als alles Programm und Prinzip. Mayer ist der volkstümliche Agitator, der unmittelbar ans Volk herankommt, im Grunde weich, gemütvoll, ein heimlicher Dichter, in Uhlands Nähe aufgewachsen; Haußmann, straffer und überlegener, der eigentliche Taktiker und Führer; Pfau, der Publizist mit dem scharfen, sehr gebildeten Stil und der tödlichen Sicherheit der polemischen Verve, kein Mann der öffentlichen Gebärde.

Wer gerne in der Geschichte den Atem frischer Menschlichkeit spürt, muß sich in die Zeit der Kämpfe der jungen Demokratie hineinbegeben: es funkelt von Temperament, Witz, Haß. Gewiß, es ist sub specie aeterni keine große Geschichte in ihren Wirkungen, ihre Größe ist die kulturelle Geschlossenheit und die Reinheit ihrer Züge. Ganz stark und unmittelbar sind die Gemütswerte, die aus der politischen Gesinnung dieses Kreises wirken: sie konnten lange keinen stärkeren Antipoden ihrer inneren Art finden als den preußischen Techniker der Staatsgewalt, Bismarck. Der Haß geht hart auf hart.

Digitized by Google

Der Begriff der Demokratie ist für diese Generation keine staatsrechtliche Theorie, sondern eine höchst lebendige Gegenständlichkeit. Schweizer Erfahrungen des Exils wirken in ihnen. Die unmittelbare Auswirkung der gesunden Volkskräfte, denen die Hemmungen des Schreiber- und Militärstaates genommen sind, das ist der Inhalt dieser Politik. Deshalb zielt die politische Einzelarbeit ganz auf das Praktische der württembergischen Verwaltungsreformen, in dem Stil, in dem der junge Friedrich List sich seine Sporen verdient hat. Mit dieser partikularen Haltung aber vertrug sich aufs innigste der weite und freie Zug zum Menschentum. Die Lehre des Exils konnte ihre Heimatliebe nicht dämpfen, aber sie gab ihnen auch den Sinn für Art und Arbeit anderer Volksgemeinschaften. Das bewahrte sie davor, je jenem gedankenlosen Nationalismus zu verfallen, unter dessen Lärm die feineren und tieferen Züge des Volkstums verbleichen.

Diesen gehörten ihre Liebe und ihr Glaube.

Der Tübinger Vertrag vom 8. Juli 1514

Von Theodor Liesching
Mitglied des Reichstags und des württ. Landtags

Der jüngere Pitt, der berühmte Staatsmann Englands in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, hat einmal ausgesprochen, außer England habe nur noch ein einziges Land Europas eine richtige Verfassung, das sei Württemberg. Diese ständische Verfassung gründete sich in der Hauptsache auf den Tübinger Vertrag des Jahres 1514. Schon vor der Erhebung der Grafschaft Württemberg zum Herzogtum (1495) war tatsächlich eine Art ständischer Verfassung vorhanden. Dem Grafen stand bei der Regierung der Adel zur Seite, der ihn in seinen Kämpfen mit dem Schwert unterstützte. Er gehörte aber nicht zu den Untertanen, so wenig wie die Klöster mit ihren Hintersassen. Die eigentlichen Untertanen bildeten die Aemter, die aus einer Stadt und

Digitized by Google

einer Anzahl bestimmter umliegender Dörfer bestanden. Die Aemter bildeten die Landschaft. Die Landschaft trat auf Landtagen, wenn auch verhältnismäßig selten zusammen. Bis zum Tübinger Vertrag waren aber nur Abgeordnete der Städte und nicht der Dörfer auf den Landtagen vertreten. Die Hauptaufgabe der Landschaft war, daß, wenn der Landesfürst nicht mit seinen regelmäßigen Einkünften aus dem Kammergut auskam, sie ihm mit Geld aushalf. Dieses Geld erhob dann die Landschaft ihrerseits durch Steuern, die sie selbst einzog und verwaltete. Auch die Klöster trugen zur Hebung dieses Abmangels in der Kasse des Regenten bei, der Adel begnügte sich mit dem Kriegsdienst und hielt sich von finanzieller Beihilfe an den Fürsten fern. Die Landschaft mit Adel und Klöstern hatte auch schon in den Streitigkeiten der Grafen, insbesondere der Herzog Eberhard mit Verwandten anderer Linien die Befugnis der Vormundschaft über künftige Regenten, ja im Fall des Aussterbens des Fürstenhauses das Recht der vollständigen Regentschaft erhalten.

In der zweiten Hälfte des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts war nun Württemberg an den Rand des Staatsbankrotts gelangt. Der tüchtige Herzog Eberhard im Bart, der Gründer der Universität Tübingen, hatte versucht, sich ständige Zuschüsse von der Landschaft gegen Gewährung weiterer Rechte an die Untertanen zu verschaffen. Es ist nicht bekannt, woran diese Reformvorschläge scheiterten. Der junge prunk- und herrschsüchtige Herzog Ulrich vermehrte durch seine Verschwendungssucht das Finanzelend. Er versuchte nun eigenmächtige Erhebung von Steuern ohne Zustimmung der Landschaft. Die Vorschläge interessieren in der Zeit der allgemeinen Steuersuche auch jetzt noch: Zwölf Jahre lang sollte von 1 fl. Vermögen 1 Kreuzer, also etwa 1,6% bezahlt werden. Ein Umgeld auf Fleisch, Wein und Früchte sollte durch Verringerung des Gewichts zu Gunsten der herzoglichen Kasse beschafft werden. Beide Vorschläge scheiterten am Widerstand der Bevölkerung, insbesondere auf dem Land. Im Mai 1514 kam es zu Zusammenrottungen des „armen

Digitized by Google

Konrad"; aber auch in den Städten gärte es allenthalben. Durch das Versprechen der Einberufung eines Landtags beruhigten sich die Bauern, die damals nur das „alte Recht" wollten. Doch erlangten sie nicht das Recht der Teilnahme am Landtag, sie sollten aber ihre Bitten dem Herzog nach dem Landtag vorzutragen berechtigt sein. So kam am 26. Juni 1514 der erste nach Stuttgart, dann nach Tübingen einberufene Landtag in dieser Stadt zusammen. Der Adel war nicht vertreten, weil er beim Zahlen nicht in Betracht kam, wohl aber war die Landschaft durch städtische Abgeordnete und die Klöster durch Prälaten vertreten. Dem Landtag wohnten auch eine Reihe Vertreter des Reichs, die häufig vermittelnd eingreifen mußten, bei. Die Verhandlungen begannen mit der Ueberreichung einer umfangreichen Beschwerdeschrift über die Mißstände in Stadt und Land durch die Landschaft. Das Ende der Verhandlungen war, daß die Landschaft die Schulden des Herzogs in Höhe von 800 000 fl. übernahm und sie durch die Erhebung einer Landsteuer zu decken versprach. Der Herzog verzichtete auf das Recht irgend sonstiger Steuern jetzt oder in Zukunft auf das Land zu legen. Der Landschaden d. h. Frondienste für den Herzog wurden abgeschafft. Damit war dem Landtag das Recht der Steuerverwilligung und -Verwaltung sowie der Schuldenverwaltung gegeben, ein Recht, das durch Erhebung auch der Staatssteuer durch die Gemeinden bis in den Anfang dieses Jahrhunderts, noch zum äußeren Ausdruck kam, in der Staatsschuldenverwaltung durch die Stände bis heute noch erhalten ist. Das Recht über Krieg und Frieden mitzuentscheiden wurde der Landschaft wenigstens für Unterstützungs- und Bündniskriege gewährt, Kriege zum Schutz des Landes und des Regentenhauses sollten nur „mit Rat und Wissen gemeiner Landschaft" geführt werden.

Zugestanden wurde ferner das wichtige Recht der Freizügigkeit. Ebenso sollte die Einteilung des Landes in die einzelnen Städte und Aemter nur mit Zustimmung

Digitized by Google

der Landschaft geändert werden können. Da in Zukunft sowohl Städte wie Aemter auf dem Landtag vertreten sein sollten, lag hierin ein Schutz gegen willkürliche Beschränkung oder Aenderung der Wahl- oder wohl richtiger Vertreterkreise.

Jeder neue Herzog mußte bei Antritt der Regierung sich auf den Tübinger Vertrag verpflichten, ebenso wurde nach kurzer Zeit die Verpflichtung auf diesen Vertrag in den Diensteid der Beamten aufgenommen. Der Vertrag selbst wurde vom Kaiser im Januar 1515 bestätigt. Bei den Verhandlungen in Tübingen wurde wegen der Beschwerden über Beamtenüberschreitungen, wegen Beschädigung durch Reisige und Jäger, Wildschaden u. a. ein Nebenabschied vereinbart, den ich mit den Resolutionen, die z. B. anläßlich der Wehrvorlage vom Reichstag gefaßt wurden, vergleichen möchte. Damals aber versprach wenigstens der Fürst, den Beschwerden abzuhelfen, allerdings vielfach auch nur auf dem Papier, jetzt aber verspricht die Regierung nicht einmal die Erfüllung berechtigter Wünsche.

Der Tübinger Vertrag mit seiner Scheidung in die zwei selbständigen Parteien der Fürsten und der Vertreter des Volkes in der Landschaft blieb jahrhundertelang bestehen, bis ihn Friedrich I. nach der Vergrößerung seines Landes und seiner Erhebung zum Könige, beides von Napoleons Gnaden, am 31. Dezember 1805 zerriß.

Man wird nun eher verstehen, warum Uhland bei den darauf folgenden Verfassungskämpfen immer wieder auf den Vertrag hinwies:

„Vertrag! es ging auch hier zu Lande,
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpften seine heil'gen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus.
Ob einer im Palast geboren,
In Fürstenwiege sei gewiegt,
Als Herrscher wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt."

Digitized by Google

Wir Schwaben

Von Conrad Haußmann

ie Schwaben sind eine besondere Rasse — darüber sind Nichtschwaben und Schwaben einig. Eine Rasse wird durch nichts mehr gekennzeichnet als durch die Neigung, ihre Eigentümlichkeiten zu bewahren, die guten und die unguten. Dies trifft auf die Schwaben zu. Sie geben ihre Erkennungszeichen nicht auf, nicht daheim, nicht in Europa, nicht in Amerika, wo sie haufenweise sitzen, nicht in Asiens hundertjährigen Schwabenniederlassungen, nicht in Rumänien und Ungarn, nicht in Afrikas neuen Kolonien.

Sie lassen sich bespötteln über ihre langsam breite Sprechweise, ihren Sprachsatz und ihren Dialekt, über ihre Dickköpfigkeit und über ihre ungelenken Umgangsformen. Sie lachen mit und haben eine heimliche, aber entschlossene Abneigung vor dem Gegenteil ihres Wesens.

Das alles ist seit Jahrhunderten so. Vor und nach Hans Sachs' Schwabenschwänken sind die Schwaben die Zielscheibe der anderen deutschen Stämme und das ist ihnen „wurscht". Diese letztere Eigenschaft ist vielleicht ein Charaktervorzug. Ihr Name dient in einer Ausdehnung, deren Grund in die Zeit der schwäbischen Staufen zurückreicht, als hänselndes Unmutswort gegen die Deutschen überhaupt. Der Ungar am Schwabenberg in Pest wettert gegen die „Schwaben", der Schweizer kennt nur Prüßen und Schwoben und vermutet bei jenen einen Defekt des Charakters, bei diesen einen Mangel des Intellekts; die Elsässer handhaben das Wort „Schwoben" gleichfalls mit besonderer Betonung. Der Berliner liebt den Schwaben aus einer Art von Mitleid über seine Rückständigkeit und findet unter den Süddeutschen fast nur den Badener sich annähernd kongenial.

Aber Scherz bei Seite. Man muß bei den zahllosen Uebergängen der Stämme, Völker und Menschen sich freilich hüten, zu verallgemeinern. Aber den verschiedenen Ausdrucksformen in Sprache, Aussprache, Auftreten, Bewegungen entspricht eine innere Eigenart. Bei den Schwaben ist Art und Inhalt der Gedankenbildung von einer freilich schwer zu erfassenden Abweichung. Nicht im Alltäglichen, vielleicht nur im Sonntäglichen: Das Gedankliche selbst lenkt sie unbewußt um ein ganz klein wenig stärker vom Geschäftlichen und Erwerbsmäßigen ab. Sie sinnieren gern, sie sind eigensinnig, sie bilden Sekten, sie sind politisch, sie haben Volkslieder. Sie haben Uhland, diesen stärksten Ausdruck schwäbischen Wesens, und Möricke, dessen Schmelz neben dem Goethes steht, und Hölderlin, der bis in die Umnachtung „mit der Seele suchte" und sie haben Schiller, dessen Pathos

Digitized by Google

aus ein Stück Schwabentum herausgearbeitet hat. Dieser Besitz ließ Herwegh sagen: „Und du, voll Gedanken schwäbisches Gemüt". Setzt man statt „Gedanken" das Fremdwort „Ideen", so leitet es über zu den Idealen, an denen die Schwaben oft bis zur Weltfremdheit sich zu sättigen versucht haben. Wohl zeitigt die hiebei mitwirkende Zähigkeit auch starke wirtschaftliche Eigenschaften, die sich gerade auch im weiteren Kreis der Fremde erstaunlich entfalten und betätigen. Aber daneben bleibt ein heimischer Erdgeschmack von Gemeinsinn und auch von Phantasie, die möglicherweise ein Erbteil des hügeligen Berglands, der schwäbischen Alb und des Schwarzwalds sind. Vielleicht hängt dieses Wesen mit ihrer Geschichte, vielleicht ihre Geschichte mit ihrem Wesen zusammen. Sie führten friedlich den Hirsch und die Hirschkuh im Landeswappen, bis ihnen der dicke Fritz den für Württemberg stilwidrigen Leuen hineinsetzte. Das Land war zu klein, um eine „Nation" zu erziehen, und seine Bewohner waren zu selbständig, um sich der bayrischen „Nation" oder der preußischen einzugliedern. Sie wissen seit Jahrhunderten nichts anderes, als daß sie Deutsche sind. Sie gründen auch keinen Bund, etwa wie den Preußenbund mit politischen Hintergedanken.

Aber eins sollten sie erwägen. Gäbe es nicht eine unpolitische und unparteimäßige Form, mit den Schwaben außerhalb des Landes einen intimeren Zusammenhang herzustellen? Dazu besteht ein stilles Bedürfnis für die einen, wie für die anderen. Es zogen und ziehen viel Schwaben aus dem kleinen Land. Der Zug in die Welt und der Zug zum heimatlichen Winkel kreuzen sich, ohne sich aufzuheben. Sie bleiben draußen noch Schwaben, oft länger, viel länger als andere, die sich nicht nur akklimatisieren, sondern auch die Gelenkigkeit besitzen, sich umzunationalisieren. Keinen Bund, aber ein Band, das die draußen verbindet und denen zu Haus eine Art von Erweiterung bringt. Die Aufgaben würden sich rasch einstellen; man müßte die Schwaben in den anderen Ländern und Weltteilen nur klug befragen. Sie könnten in ihren neuen Umgebungen die Unterstützung der Sympathie manchmal brauchen und könnten auch heimische Aufgaben fördern, denen ein Hebel oft recht nützlich wäre. Es gibt viele Schwaben, die im alten Heimatland an etwas mitarbeiten möchten. Der Heimatschutz im Schwabenland steht erst am Anfang seiner konservierenden und erziehenden Tätigkeit. Zahllose Bewohner haben nur ihr Tal, das Schwabenland selbst aber noch nicht entdeckt. Viele lokale Bestrebungen sind wert, zusammengefaßt zu werden. Dem Schwaben widerstrebt die Reklame und das Renommieren, was ihm anzurechnen ist. Aber auch ohne dies läßt sich viel erreichen, so z. B. . . . . Aber nein, es handelt sich erst um den Gedanken und nicht um seine Einzelheiten.

Digitized by Google

In fünf Jahren ist ein Jahrhundert um, seit aus Uhlands altem Recht das neue Staatswesen herauswuchs, das die Schwaben mit ihren fränkisch-alemannischen Angrenzern gebildet haben. Bis 1919 könnte bei gutem Willen, „drunten im Unterland, droben im Oberland" und draußen in den Schwabenköpfen die Idee Wurzel fassen, sich ausbreiten und organisiert werden: Die Idee einer Verbindung der Schwaben zur Steigerung des inneren und äußeren Reizes der Heimatlichkeit.

Skribifaxe

Von Dr. Owlglaß

I.

Franz war so munter, jung und lose.
Da riß er sich ein Loch in seine Hose.

Durch das Ereignis tief verletzt,
hat er es gleich in ein Gedicht gesetzt:
Was immer auch die Menschen schaffen,
der Weise sieht nur Risse klaffen.

Bei diesem Satz blieb unser Franz
nach dem Gesetz von der Konstanz;
und was er seitdem reimt und dichtet,
ist dementsprechend eingerichtet.

Ihm ward die Welt ein dummer Witz,
beschaut durch einen Hosenritz.

II.

Vor Zeiten schrieb er unermüdlich,
tat sich in Büchern und Journalen gütlich
und fing sich so mit klug gelegtem Hamen
im Eilzugstempo einen Namen.

Das ist jetzt freilich lang vorbei.
Er gackerte (wer will ihn darob schelten?)
erst nur noch selten;
nun fehlt seit Jahr und Tag das hochbeliebte Ei.

Digitized by Google

Die arme Mitwelt darf bloß dann noch von ihm lesen,
wenn ein Protest, ein Aufruf los gewesen;
wenn irgendwo die Intellektuellen
mal irgendwie für irgendwas entquellen:
für Ultraviolett, für Tiefentrieb en gros,
für Säuglingsselbstbestimmung oder so.

Da mög' uns denn die süße Tröstung bleiben:
Gottlob, er kann doch wenigstens noch seinen Namen schreiben!

Schwäbische Eindrücke

Von Ludwig Thoma

Meine schwäbischen Eindrücke sind nicht rein rechtlicher, aber doch stark rechtlicher Natur; denn die meisten meiner Reisen ins Württembergerland führten mich vor die Stuttgarter Strafkammer.

Einige auch ins Stuttgarter Hoftheater und wieder andere waren dem reinsten Vergnügen gewidmet. So, wenn ich mit Konrad Haußmann und dem unvergeßlichen Ignatius Taschner ins schöne Remstal fuhr und in Strümpfelbach alle guten Gaben des Landes versuchte, die Rechtsanwalt Heusel begeistert anpries.

Ein Vormittag in Marbach mit Taschner und eine Radfahrt mit Thöny und Wilke von Stuttgart nach Heilbronn und Heidelberg sind mir in liebster Erinnerung.

Das erste Mal kam ich nach Stuttgart im Herbste 1902 zur Erstaufführung meiner „Lokalbahn", bei der von kritischer Premierenstimmung ganz und gar nichts zu merken war; die Aufführung war vortrefflich, der Erfolg gut und ich fühlte mich der süddeutschen Herzlichkeit gegenüber pudelwohl.

Nach einer kleinen Feier im Marquardt nahm mich Baron Putlitz unter seine Fittiche und lehrte mich einige Orte kennen, wo man einen guten schenkt.

Das hat sich seitdem öfter wiederholt, immer heiter und ungezwungen, ohne jeden offiziellen Beigeschmack, und wenn ich an

Digitized by Google

die vergnügten Abende denke, komme ich zu dem gerechten Schlusse, daß für mich Stuttgart die freudenreichste Theaterstadt geworden ist.

Am Tage vor der Aufführung meiner „Lokalbahn" lernte ich Friedrich und Konrad Haußmann kennen und ich denke gerne daran, wie ich mit den beiden Männern, deren Wirken ich schon lange verehrt hatte, das erste Mal zusammen war. Friedrich, stiller und in sich gekehrt, mit einem sympathischen Lächeln um den Mund, hörte meinen etwas apodiktischen Aeußerungen zu, während der lebhaftere Konrad mit einer leisen Neigung zum Lehrhaften bald widersprach, bald zustimmte. Was sogleich in die Augen fiel, war die auf einer herzlichen, unausgesprochenen, und doch aus jedem Worte hörbaren Liebe beruhende volle Uebereinstimmung der beiden Männer.

So, wie sie war, konnte sie nur aus der schönen freiheitlichen Tradition ihrer Familie, die zu Uhland, Kerner, Freiligrath, Pfau, Vogt und Herwegh herzliche Beziehungen hatte, herauswachsen. Dieses völlig gleich gerichtete Streben war von Jugend auf harmonisch gepflegt und war für beide mit den frühesten Erinnerungen verbunden, die ja immer das stärkste bleiben.

Jedenfalls machte auf mich die Seelengemeinschaft zweier Männer, die so ganz und gar nicht leidsam waren, sondern mit starken Impulsen sich in leidenschaftlichen Kämpfen tummelten, einen tiefen Eindruck.

Ich will dem Lebenden hier keine Kränze winden, wohl aber des leider so früh verstorbenen Friedrich Haußmann gedenken.

Er wirkte auf mich, wie der rechte Erbe jener freiheitlichen Volksmänner, die in der Paulskirche für eine schönere Zukunft stritten. Nicht bloß seine klaren und gefestigten politischen Ansichten nahmen mich für ihn ein, es lag in seiner ganzen Art etwas, das mich sicherer machte, meine Zuversicht stärkte und mich mancher Gleichgültigkeit schämen ließ.

Man konnte in unserem Bayern leicht dazu kommen, den Glauben an die Kraft der liberalen Ideen zu verlieren und sich einer gewissen Wurstigkeit hinzugeben.

Digitized by Google

Aber im Gespräche mit Friedrich Haußmann wurde man aufgerüttelt; sein frohsinniger Optimismus steckte an und wenn ich sah, wie ihm das Geringste wertvoll war und wie sich seine Liebe zum Volkstum immer wieder in tätige und kluge Sorge auf Entwicklung guter Kräfte umsetzte, dann wandte ich mich ab von unserem altbayrischen Gehen- und Geschehenlassen.

Er war ein ganzer Mann.

Ein Führer wie er wäre ein Segen für Bayern gewesen; er hätte der liberalen Partei Ideen und Ideale, Festigkeit und vor allem Würde gegeben und ganz gewiß wäre unter ihm die traurige Versandung unseres öffentlichen Lebens unmöglich gewesen.

Den stärksten und nachhaltigsten Eindruck im Schwabenlande hat dieser gütige, hochgebildete und feurige Volksmann auf mich gemacht. Durch ihn und seinen Bruder Konrad lernte ich die Herren Payer, Liesching, Gauß, Elsas kennen und es wird mir froh zu Mute, wenn ich mich der Wechselreden erinnere, die in diesem Kreise über Tisch geführt wurden.

Wenn ich hier zu Lande sehe, wie ein seniler Liberalismus zwischen der Angst vor Oben und der Angst vor Unten hilflos pendelt und sich im Kampfe gegen die Dummheit lähmen läßt, dann denke ich an die zielbewußte Art der Schwaben und glaube wieder, daß am süddeutschen Wesen noch einmal die Welt, die uns etwas angeht, genesen wird.

Nicht ganz so freundliche Eindrücke habe ich von der württembergischen Strafrechtspflege erhalten.

Ich denke dabei nicht etwa verbittert an die sechs Wochen Gefängnis, die mir die Stuttgarter Strafkammer aufbrummte; die sind lange verschmerzt oder richtiger gesagt, sie bilden eine Erinnerung, die ich nicht gerne missen möchte.

Aber ich fand in der Art der Prozeßführung zu viel Aehnlichkeit mit jener, die ich im Bayrischen schon als Rechtspraktikant mit Widerwillen erlebte.

Ich kritisiere hier kein Urteil, ich sage nur, es hätte mich gefreut, wenn ich in Württemberg, das ich mir gerne als frank und frei

Digitized by Google

vorstelle, Richter gefunden hätte, denen eine Formel weniger und eine Idee mehr gegolten hätte.

Das Volkstum dringt offenbar im Gerichtssaale nicht durch und in Talaren gibt es keine Stammeseigenarten.

Immerhin boten mir die Prozesse willkommene Gelegenheiten, ins Schwabenland zu reisen — und Jahr um Jahr die bayrische Strecke mit der württembergischen zu vergleichen. Was lehrreich ist.

Die Fahrt von München nach Ulm führt durch ein Land, in dem ich seit vierzehn Jahren keinerlei Aenderung wahrnahm. Mein Großvater würde vermutlich das Gleiche feststellen, wenn er noch am Leben wäre.

In Württemberg dagegen beobachtete ich im Fils- und Neckartale ein Vorwärtsschreiten und Vorwärtsdrängen, ein Aufblühen und eine Entwicklung, von der Worte kaum eine Vorstellung geben können. Vom Fuße der Geislinger Höhe an bis Stuttgart wachsen Häuser, Fabriken, Dörfer, Städte aus dem Boden und rings herum ist blühendes, wohlbebautes Land.

Ueberall spricht einen Behäbigkeit, Wohlstand, Tätigkeit an, und der Blick, der freudig über gepflegte Gärten, Weinberge, Obstbaumpflanzungen hingeglitten ist, bleibt wieder erstaunt haften an riesigen Etablissements, in denen für den großen Weltmarkt gearbeitet wird und deren Erzeugnisse in allen Teilen der Erde gerühmt werden.

Man müßte alle Halbjahre unsere klerikalen Landboten zwangsweise die Strecke fahren lassen, damit sie sähen, was aus einem Lande werden kann, das nicht von ihnen regiert wird.

Ich glaube, daß ich im Verkehre mit meinen schwäbischen Freunden auch die Gründe verstehen lernte, warum Württemberg, dessen Wachstum zum Kupeefenster herein sich so bemerklich macht, vorwärts kommt.

Und diese Gründe liegen tief genug in der schwäbischen Art, daß sie nie ihre segensreiche Wirkung verlieren werden. So möge das schwäbische Land blühen und gedeihen und so frei sein, wie es seine Besten wünschen!

Digitized by Google

Aus nachgelassenen Papieren

Von Friedrich Haußmann †

Vaters Tod

Aus einem Traum erwacht das Herz voll Trauer
Wenn sich des Vaters treues Auge schloß. —
Ach, deine Kindheit wähnte sich von Dauer,
Und fühlt mit eins, umwogt von Todesschauer,
Sich nun wie abgetan und heimatlos.

Es ist so viel und ist so jäh zerrissen!
Weich ist die Liebe, und die Trennung hart:
Wie war es traut, ihn immer nah zu wissen,
Kein Glaube stillt dein Heimweh und Vermissen
Die Sehnsucht, ach, nach seiner Gegenwart.

Da naht der Trost der Treue und der Zähren
Bevor der Schmerz ins Uferlose treibt:
Vergeistigt, wie aus körperlosen Sphären,
Will sich sein Bild schon deinem Blick verklären,
Die Schwäche sinkt und nur die Güte bleibt.

Es drängt, was edel war, sich zu gestalten
Und wie ein Schutzgeist zieht es leise ein:
Dir lebt sein Wesen und sein liebes Walten,
Es leitet dich — so darfst du ihn behalten,
In deinem Herz wird er unsterblich sein.

Brief aus Weimar

Der Kutscher und der Kastellan
Priesen mir Weimars Bedeutung an — —
Dann sucht ich das Haus der Frau von Stein,
Da sagte ein Herr, das könn es nicht sein,
Er wohne hier seit den Kinderjahren
Und habe nichts von der Dame erfahren,
Doch glaube er, eine Frau von Schwechten
Bewohne ein Haus in der Straße zur Rechten.

Ich dankte und ging in den Park hinein,
Der wußte mehr von der Frau von Stein.
Still floß die Ilm und der Nebel herunter

Digitized by Google

Und also geschah mir ein freundliches Wunder:
Die alte Zeit und das alte Bild
Hat sich aus dem Schleier in wenig enthüllt.

Da steht ja sein einsames Gartenhaus
Drin sieht's noch gerade wie damals aus.
Und, den er gemeißelt, der leblose Stein
Will noch ein lebendiger Zeuge sein.

Dreihundert Schritte waren's nur
Zu ihrem Haus durch Wald und Flur.
Und wenn sie still ins Tal gekommen,
Hat sie sein liebend Wort vernommen.

Da rasselt etwas vom Schloß einher,
Sie trommeln, die Wache tritt ins Gewehr.
Wie oft ist ihm wohl auch vor Jahren
Etwas vom Schloß in die Quere gefahren?

In Goethes Haus trat ich hinein:
Die Arbeitsstube wie nieder und klein!
Und doch, ich sah in meinem Leben
Sich keine Kuppel so hoch erheben!
Da also war's. — — — Mir ist als seie

Ich unwert einer solchen Weihe.
In dieser Werkstatt, nun verwaist,
Erging und löste sich sein Geist,
Und fand die Form, um endlos weit
Hindurchzudringen durch Raum und Zeit.

Und rings im Haus die tausend Zeichen
Von seinem Schaffen ohnegleichen —
Zu fühlen so und zu gestalten,
Zu schöpfen aus dem Born der Alten,
Und doch die neue Zeit zu ahnen,
Ihr forschend einen Weg zu bahnen,
So wahr in der Natur zu leben
Dem Herzen solch ein Lied zu geben,
Und selbst im Leide zu gesunden,
— Wo hast du all die Kraft gefunden?

Digitized by Google

Wem ist es nicht an deinem Herde,
Als müßt er segnen dies Stück Erde
Und preisen alles deutsche Land,
Daß dich sein Genius ihm gesandt.

Einsam

Schon ist in sanftem Bangen
Der letzte Abendschein
Von Dämmerung umfangen
Im Tale hingegangen
Und ich bin ganz allein.

Die ersten Sterne steigen
Bleich in die Nacht herein,
Sie schließen ihre Reigen
In atemlosem Schweigen,
Und ich bin ganz allein.

Und gleich der Sterne Weben,
Gleich bangem Abendschein
Will es mein Herz umschweben —
In meinem ganzen Leben
War ich nicht so allein.

Media vita ....

Von Hans Heinrich Ehrler

Oben in der Falte eines Seitentals über einem Dorf steht ein kleines Haus. Ein Garten und Wiesen sind darum, ein Bach rieselt daneben hinunter an Pappeln und Birken vorbei. Dahinter steigen tannbewaldete Berge auf, und jenseits über dem breiten grünen Haupttal stufen sich Berge übereinander in den Himmel.

Wie das Zeichen eines Ziels trägt der höchste einen Turm, so fern, daß der Turm ein schlanker, dunkler Stein zu sein scheint.

In dieses Haus kam eine junge Frau zu Besuch, gerade mit dem Frühling. Und als sie da war, blühten die Kirschen aus dem Dorf hervor, gleich einem Zauberwerk Mauern und Dächer schäumend zu überquellen.

Digitized by Google

Die junge Frau brachte Schlüsselblumen von den Wiesen, Blütenzweige von den Dornen und erstes Laub in die Stuben, stellte Fenster und Türen auf, sagend:

„Seht, es ist das Gehäus der Sonne."

Auch wehte immer frischer Wind aus dem Frühling und machte uns leichten Wesens, als wären wir eben paradiesisch geboren.

Die junge Frau sagte wieder:

„Morgen ist Sonntag, da gehen wir hinüber zu dem Turm."

Sie gingen, und um den Mittag dachte ich allein daheim, jetzt seien sie droben und suchten von der Zinne herüber das Haus.

Spät, ums Nachten, kam die Gesellschaft zurück und brachte viele, schön müd gewordene Freude mit. Drei Stunden hatten sie auf einer Wiese gelagert, deren grünen Schein man hoch drüben neben dem Turm schweben sieht.

Aber am anderen Tag klagte die junge Frau und legte sich fiebernd zu Bett, hinten in dem weißen Zimmer am Waldrand.

Wieder am anderen Tag erkannte der Arzt die Diphtherie, gab das Heilmittel und tröstete in Zuversicht. Auch war noch frischer Wind und Sonne um das Haus, die in das Bett der Kranken schien, dem gelben Stein ihres Ringes Glanz entlockend.

Doch Nachts hörten wir, gerade wie man uns als Kindern erzählte, das Käuzlein vom nächsten Baum schreien, während es sich sonst nur fernher im tieferen Wald hören läßt. Die Schreie waren wie böse, kalte Schläge. Wie davon erregt wuchs der betroffen Horchenden das Fieber, wie davon geschlagen wurde das Herz schwach. Unter meinen Händen stieß am Morgen eine unsagbar grausame Faust sinnlos in höhlenden Stößen das Leben aus dem armen schönen Leib, der sichtbar verfiel.

Die junge Frau lag tot, während ihre vielen Blumen unverwelkt in den Stuben standen; man mußte aus dem weißen Zimmer die Sonne schließen, die gleich dem Wind noch nicht gegangen war.

In der Nacht blieb ich allein in dem Haus oben über dem Dorf; als der Schlaf nicht kam, ging ich hinüber und öffnete den Sarg. Da wurde es im Schein der rotbeschirmten Lampe, der Körper

Digitized by Google

und das Gesicht, das sich in violetten Enzian und gelben Primeln gebettet hatte, seien noch nicht .... tot, sondern vielleicht nur .... gestorben; als sei das Gestorbensein nur ein vorläufiger Zustand; als ginge erst jetzt in einer magischen Atmung das nur scheinbar im letzten Atemzug gewichene Leben aus dem Leichnam aus.

Und ich spürte, wie die seltsame Ausstrahlung sich in geheimer Durchtränkung mitteilte und überging in den Raum, in die Dinge, in mich, in die Wände. Es war ein gespenstiges Wunder, das auch nicht verging, nachdem ich den Sarg und das weiße Zimmer wieder verschlossen hatte.

Ich weiß seit der Stunde aus durchfühlter Kunde, warum ein Haus, in dem ein Mensch starb, nach der Sprache des Volkes unheimlich ist.

Vor der Dorfkapelle drunten stehen zwei schöne Linden in einer Krone geschwistert, die wie ein umgekehrtes, herrlich grünes Riesenherz im Himmel bebt. Unter diesem wurde die Tote eingesegnet; die Dorfleute waren freundlich beten gekommen zu der fremden, jungen, schönen Frau, die so im Frühling hatte sterben müssen.

Auf das Grab im Gottesacker in dem breiten, grünen Haupttal schaut über das Dorf her das Haus herab, und weit von jenseits der Turm als ein schlanker, dunkler Stein und das Zeichen eines Ziels.

Ein paar Tage später brachten sie Photographien, die sie droben an jenem frohen Sonntag aufgenommen hatten. Doch wir erschraken: da war das Gesicht der noch Lebenden, das uns in Frische und Lust erschienen war, schon gezeichnet und wie von einem Alter getroffen, das ärger ist, als alle Jahre der irdischen Zeit.

In schauernder Demut entdeckten wir, es treffe der Tod kein Leben, das ihm nicht schon verfallen und reif sei seiner Hand.

Digitized by Google

Der Führer

Von Auguste Supper

Im Staub der Erdenpfade
Zog müde ich landein.
Es ging der Tag zu sterben,
Das Glück lag längst in Scherben,
Ich irrte ziellos und allein.

Da ging auf weißer Straße
Ein Fremdling mir vorbei.
Er winkte stumm, zu folgen
Und zeigte nach den Wolken,
Als ob dort Ziel und Heimat sei.

Nun wollen meine Füße
Nicht mehr im Staube gehn.
Durch unermeß'ne Weiten
Möcht' ich in Lüften schreiten
Und nie mehr in die Tiefe seh'n.

Hast du mich schon gerufen,
Du fremder, stiller Mann,
So schenke auch die Schwingen,
Daß ich zur Höhe dringen
Und Ziel und Heimat finden kann.

Die schöne Witwe

Von Wilhelm Schussen

Er schrieb sich Melchior Kiene, und sie hieß Ottilie Gerst, geborene Siegrist.

Noch im sechzehnten Lebensjahre hatte Melchior als Bäckerjunge das Frühstücksbrot in der Stadt herumgetragen und war dabei über die Hofgitter geklettert, wenn eine Magd oder Pförtnersfrau sich beim Aufschließen verspätete. Und nach dem Mittagsmahle hatte er unter der zähen Aufsicht des Vaters der Meisterin, der alt und krank und zu nichts Besserem mehr taugte, Backscheiter gespalten.

Digitized by Google

Da war ſeiner Familie endlich das längſt unerwartete kleine Erbe zugefallen. Nun hatte er ſich doch noch dem Studium widmen dürfen. Er war ja immer ſchon eine Art Wunderkind geweſen, und die Lehrer und Nachbarn und Bekannten hatten es ja immer geſagt: „Eine Sünde, einen Jungen, der Talente zum Wegwerfen hat, zum Bäcker zu verdonnern, bloß deshalb, weil gerade eine Lehrſtelle offen und kein Geld zu etwas Rechtem vorhanden war".

Natürlich ging das Studium raſch und ohne jeglichen Anſtand von ſtatten, wenn auch der neue Lebensgang manchmal ein wenig komiſch erſchien. Denn Melchior bewegte ſich jetzt als hochaufgeſchoſſener, flaumbärtiger Jüngling unter viel jüngerem Volk und oft mußte er, der beinahe der Vater ſeiner Weggenoſſen hätte ſein können, auf Kindereien reagieren, die merkwürdig von ſeinem Alter abſtachen. Auf der andern Seite aber genoß er eben dadurch die ſüße, glückliche Knabenzeit gleichſam ein zweites Mal nach. Ganz wie die andern grüßte er die langzopfigen Mädchen einer nahen Töchterſchule als große fertige, wunderſchöne Weſen, und abſolvierte im fünfundzwanzigſten Lebensjahre mit aller Wichtigkeit einen Tanzkurs, den man ebenſogut einen vorbereitenden Kinderball hätte nennen können. Damals war ja auch die ſcheue Neigung zu Seminardirektors Gretchen ins Keimen geraten. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf der Hochſchule hatte er dann dieſe gewohnte Rolle als die beſte und billigſte vollends weiter geſpielt. Aber ſchließlich war er doch recht froh, die künſtlich verlängerten Jünglingsjahre endgültig hinter ſich zu wiſſen. Er ſtand jetzt bereits vor dem Staatsexamen, und wenn alles ſo gut verlief wie bisher, dann konnte er noch einmal Miniſter werden, oder doch zum mindeſten in Bälde auf die eigenen Beine kommen. Denn es war gewiß keine Kleinigkeit, als ein Mann von dreißig Jahren immer noch zum Schaden der Eltern zu leben, ſich von den Schweſtern, die als Dienſtboten gehen mußten, Geld zu borgen und immerfort die übrigens ordentlich zu kurzen, ausgebrauchten Beinkleider und durchſchweißten ſchwarzen Schwalbenröcke eines alten Kanzleirats und weitläufigen Verwandten abzutragen. Dieſe Kläglichkeiten trugen ſicherlich auch dazu bei, ihn in Geſellſchaft und namentlich vor Frauen ſcheu und unbeholfen zu machen. Es gab alſo zunächſt nichts Wichtigeres in der Welt, als dieſem unerquicklichen Zuſtande ehemöglichſt zu entrinnen und durch einen letzten Trumpf, er meinte damit ſein Staatsexamen, ein fröhliches Ende herbeizuführen. Er würde dann in kürzeſter Friſt eine ehrenvolle Stellung einnehmen, würde menſchliche Kleider am Leibe haben und den bedürftigen Eltern und Schweſtern ſeine Studierſchulden mit geſegneten Zinſeszinſen zurückerſtatten können.

Digitized by Google

Er freute sich ganz unbändig darauf.

Das letzte vorbereitende Jahr wollte er, um durch nichts in seinem Eifer gestört zu werden, ganz allein mit sich selber verbringen.

Er bezog deshalb ein billiges, totstilles Dachzimmer im Hause der Frau Straubenmüller, das angenehm abseits der Stadt lag, dessen Umgebung aber immerhin noch für ein standesgemäßes Viertel gelten konnte. So schaute zum Beispiel, gleich ihm gegenüber eine Art Villa mit Schieferdach und kurzen geweißten Schornsteinen aus einem, die sanfte Hügellehne beinahe bis zur Hälfte bedeckenden hübschen Garten heraus, dessen schmiedeiserne Gittertorpfeiler je eine mäßig große, sattgrüne, blecherne Agave zierten. Er beachtete das alles indessen zunächst kaum, sondern streifte höchstens dann und wann, wenn er gerade einmal von seinen Büchern aufsah, die kleine Villa, mit leeren Blicken. Da träumte er schon lieber ein paar Minuten lang zur Erholung von jenen erfrischenden, kindlichen Tanzabenden. Vielleicht würde er eines Tages das herzignette Gretchen des Seminardirektors sogar noch heimführen. Aber das hatte alles gute Zeit!

Anläßlich einer bescheidenen Pfingstwanderung indessen schrieb er ihr doch einmal zwischenhinein eine Ansichtskarte, eigentlich mehr aus Ritterlichkeit und Höflichkeit als aus einem bestimmten Wunsche heraus. Zu seiner nicht einmal besonders angenehmen Ueberraschung wurden aber diese im Grunde rein formellen Grüße ziemlich eilig erwidert, und auf einer übernächsten Antwortkarte ward er sogar zu einem Besuche eingeladen. Wäre er klüger gewesen, er hätte diese etwas eilige Kartenkorrespondenz über das Examen hinaus verschoben! Denn von einem Besuche konnte zurzeit überhaupt keine Rede sein. Sein schwarzer Schwalbenrock, den er neuerdings Sonntags wie Werktags im Gebrauch hatte, war nicht das Kleidungsstück, in dem man einer Liebe entgegenfährt. Und dann wollte er ja die kurze Spanne Zeit mit nichts anderem mehr als mit Klugheit und Arbeit ausfüllen. Nachher sollten dann alle die holden Wünsche ihren Flug wagen dürfen!

So lebte er denn in Glück und Hoffnung. Es focht ihn darum auch nicht im mindesten an, daß er sein Mittagsmahl unter Landjägern und Schreibersleuten einnahm und sein Abendbrot auf einem Stück Zeitungspapier mit dem Taschenmesser zerlegte und mit eben demselben Werkzeug zum Munde führte. Das waren alles scheidende Dinge, die noch einmal in wehmütiger Schönheit blühen würden; denn wer mochte es wissen, ob er nicht in so und so vielen Jahren in einer ebenso schmucken, wenn nicht schmuckeren Villa haushielt wie die an der Hügellehne über dem Gehweg drüben eine war, und die einer reichen Witwe gehörte.

Digitized by Google

Die Frau Straubenmüller hatte ihm neulich von der Eigentümerin dieser Villa erzählt. Sie schrieb sich Ottilie Gerst und hatte ehemals einen Ingenieur zum Gemahl gehabt, mit dem sie lange Jahre in Frankreich Italien, in Ostasien und Gott weiß wo verbracht hatte. Die Witwe war nach den Erzählungen der Frau Straubenmüller von bedeutender Schönheit und Frische und von sehr feinen, liebenswürdigen, wenn auch etwas freien Umgangsformen.

Doch was gingen ihn alle diese Dinge an?

Er war froh, daß die Frau Straubenmüller mit ihrer Teigschüssel auf dem Arm sich endlich empfahl. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da bekam Melchior Kiene die Witwe zufällig einmal zu Gesicht. Aus Zerstreutheit und weil ihm Frau Straubenmüller immer wieder von der Nachbarin erzählte, hätte er beinahe den Hut gelüftet; er hob schon den Unterarm und hatte schon die Hand an der Krempe; in der Verlegenheit rieb er sich dann mit dem Zeigefinger am rechten Auge herum.

Einige Zeit darauf passierte ihm dieselbe Unachtsamkeit wieder. Diesmal grüßte er dann einfach in aller Form. Die Witwe erwiderte seinen Gruß ohne besondere Ueberraschung, in liebenswürdiger Selbstverständlichkeit. Von da ab grüßte man bei jeder Begegnung.

Frau Gerst war eine stattliche Frau mit schönem, vollem, braunem Haar. Er hätte also schon den Wunsch seiner Hausfrau erfüllen und einmal in der Villa drüben einen Anstandsbesuch abstatten können. Frau Straubenmüller, die über ein kleines Oekonomieanwesen mit zwei Kühen bewirtschaftete, lieferte die tägliche Milch in die Villa hinüber; sie hätte es schon aus diesem Grunde gerne gesehen, wenn ihr erster feinerer, bei allen Gelegenheiten mit Stolz erwähnter Mieter die bereits bestehenden freundnachbarlichen Beziehungen noch gefördert hätte. Melchior Kiene fand indessen zunächst weder die Zeit noch das Gewand, diesen Wunsch zu erfüllen. Dagegen verfehlte er nicht, als er einmal durch Zufall in der Straßenbahn dicht neben die Witwe zu sitzen kam, ihr seinen Namen und Stand zu nennen und sich des versäumten Besuches wegen zu entschuldigen. Die Witwe war wirklich, wie er nun selber zu beobachten Gelegenheit hatte, eine Dame von Takt und großer Schönheit. Sie gab sich ganz unbefangen und lachte liebenswürdig zu seinen übertriebenen Entschuldigungen, die eigentlich mehr von der Frau Straubenmüller als von ihm selber ausgingen. Straubenmüllers hatten in ihrer Obstwiese einen Kirschbaum stehen. Weil nun Frau Gerst einmal im Vorbeigehen von den prachtvollen reifen Früchten sprach, wollte Frau Straubenmüller ihr gerne einen Gefallen tun. Nun war aber ihr Mann, Straubenmüller, der in der städtischen Gasfabrik

Digitized by Google

arbeitete, und der allein die hohe, schwanke Leiter zu besteigen imstande gewesen wäre, noch nicht zu Hause. Die Hausfrau verfiel also auf den glücklichen Gedanken, bei ihrem Zimmerherrn Melchior Kiene anzuklopfen, der sich ohnehin schon das Gesicht „weißstudiert" hätte und dem ein bißchen Zerstreuung nur gut tun konnte.

Kiene erschien hemdärmelig, ohne Kragen und in roten Plüschschuhen. Er legte sogleich Hand an. Er ging die Sache nicht einmal so ungeschickt an. Ja, er band sich, da die Schürze der Frau Straubenmüller sich nicht dazu eignete, sogar die der Frau Gerst auf deren Vorschlag hin um. Und bald darauf schwebte seine lange, etwas drollige Figur mit dem schmalen, gebräunten Antlitz, der steifen, billigen Brille, dem breiten Mund und den prachtvollen gesunden, kräftigen Zähnen hoch oben im durchsonnten, von Aetherblau zerklüfteten Geäst zwischen Himmel und Erde.

Die schöne Witwe beschattete die Augen und schaute lachend zu ihm empor. Frau Straubenmüller aber streckte ihren wohlgenährten Bauch weit in den Raum hinaus, behielt den Mund offen und ermunterte den Zimmerherrn einmal um das andere, nur ja keine Sparsamkeit walten zu lassen, dafür aber um Gotteswillen doch recht achtzuhaben, daß keine der Kirschen in der hochnobeln Schürze der Frau Gerst zerdrückt würde. Das Ablassen der Leiter bot einige Schwierigkeiten, und schon wollte man das Gerät bis zur Rückkunft des Straubenmüller aus der Gasfabrik am Baume stehen lassen. Das wollte aber Kiene um keinen Preis zugeben. Er handhabte vielmehr eine ganze Menge kraftvoller Reden. Aber es gelang ihm doch nicht, das Gerät ohne Beihilfe, wie er sich gebrüstet hatte, niederzulegen. Erst als die Frau Straubenmüller mit ihren großen Schuhen die unteren Enden der Leiter anhielt und die hübsche Witwe in der Angst, Kienes Kraft möchte nicht hinreichen, noch herzusprang und dicht neben ihm herzhaft zufaßte, gelang die Arbeit.

Es war das erste Mal, daß eine reife, schöne Frau ihm so nahe war. Und ein seltsames, nie gekanntes Gefühl brannte in ihm.

„Herrjeh! Sie lassen die Leiter noch fallen!" rief die Witwe.

„Nur nicht bange", sagte er jedoch mannhaft und plötzlich ruhig, indem er sich tüchtig aufstemmte und nun wie ein fertiger Held die Leiter niederlegte. Man plauderte dann noch eine Weile, bewunderte die köstlichen Früchte, und nahm freundlichen Abschied.

Von nun an traf Melchior Kiene die nachbarliche Witwe hin und wieder. Er grüßte sie allemal lebhaft, und wenn es sich schickte, wechselte man ein paar Worte. Auch von seinem Fenster aus nickte er ihr bei Gelegenheit ein „Guten Morgen" oder „Guten Tag" über den Garten hinüber zu.

Digitized by Google

Nach einigen Wochen begegnete er der Witwe und ihrer Nichte Eliſabeth auf einem einſamen, vom Verſchönerungsverein neu angelegten Waldwege, wo er ſcharf ſtudierend auf und ab wandelte. Den Damen zu Gefallen ſteckte er ſein Buch ein und ſetzte ſich, nachdem er zuerſt eine Weile plaudernd dageſtanden hatte, zu ihnen auf die etiquettierte Lattenbank, in deren Hintergrund junge Weißtannen mit hellgrünen Zweigen und zarte Lärchen mit hängenden Haaren ſich lieblich miſchten.

Es war ein ſonniger Tag.

Frau Gerſt erſchien heute jugendlicher denn je in ihrem blaugrünen Tupfenkleid und dem mit Margeriten geſchmückten Sommerhut. Sie gab ſich ganz ungezwungen. Im Verlauf der Unterhaltung nahm ſie ſogar ihren hübſchen Hut ab und bat Kiene, denſelben an eine nahe dürre Baumgabel aufzuhängen und fragte ihn dann ſcherzend, wie ihm nun ihre neue Friſur gefalle. Er geriet in ordentliche Verlegenheit, denn er hatte keinerlei Veränderung wahrgenommen. Da ward er gehörig ausgelacht und verſpottet. Ein kameradlicher Ton kam in die Unterhaltung. Und ſchließlich glitt das Geſpräch wie von ſelber auf die Liebe über. Frau Gerſt erzählte aus Schalkerei vom Bräutigam ihrer Nichte Eliſabeth, den ſie als einen wortkargen Finſterling bezeichnete, welche Schilderung die Nichte dann mit hochroten Wangen widerlegte. Selbſt vom Küſſen redete man.

„Ob er auch ſchon eine Frau geküßt habe?“ ward Melchior Kiene geneckt.

Mit dem beſten Gewiſſen der Welt konnte er dieſe Frage verneinen. Dagegen geſtand er den beiden Damen ſeine Neigung zu Gretchen und brachte auch die bis heute vorliegenden fünf Anſichtspoſtkarten aus der inneren Rocktaſche zum Vorſchein.

„Wie alt iſt dieſes Fräulein Gretchen?“ fragte Frau Gerſt.

„Ungefähr neunzehn“, antwortete er und ward plötzlich einſilbig.

„Groß? klein? blond? ſchwarz? blaß? oder rotwangig? So erzählen Sie uns doch ein bißchen davon“, ſagte die ſchöne Witwe.

Er war in ſolchen Dingen kein Meiſter. Das Bildnis, das er von Gretchen entwarf, entſprach in keiner Weiſe den Eindrücken, die er ſeit jener Tanzſtundzeit mit ſich herumtrug.

„Uebrigens iſt der Weg noch ſo weit und der Erfolg noch ſo unwahrſcheinlich, daß ich ſelber noch gar nicht ernſthaft daran gedacht habe“, ſchloß er.

„Nach dieſen Karten zu urteilen, dürfen Sie bloß zugreifen“, behauptete die blonde Nichte.

Er ſchürfte mit ſeinem rechten Fuß über den Sand auf dem Boden hinweg, ſenkte die Blicke dorthin und ſagte: „Zunächſt iſt mein Examen ja meine einzige Sorge“.

Digitized by Google

„Wo ein Wille ist, ist noch jedesmal ein Weg gewesen", sagte die Witwe, aller Hoffnung die Tore öffnend.

Aus blitzenden Zähnen erzählte er dann auf dem Heimweg von seinen Plänen und der vor ihm liegenden Zukunft. Auch seine gegenwärtige Kümmerlichkeit bekannte er mit gutem Humor.

Und als nun bei der Verabschiedung die weiche, und wie ihn dünkte, federleichte Hand der schönen Frau Gerst in der seinen ruhte, ließ er sich nicht schlecht finden, sondern drückte sie warm und kräftig. Zu Hause aber setzte er sich nach einem kärglichen Abendbrot an seine Bücher und studierte, das pochende Gewissen befriedigend, bis der erste Hahn krähte. — — — —

Drei oder vier Tage hindurch sah er die Damen nicht. In einer Art von Heimweh richtete er deshalb an seine Hausfrau gelegentlich die Frage, ob die Herrschaften in der Villa drüben verreist wären. Frau Straubenmüller verneinte dies und fügte hinzu, daß die Magd wie immer die Milch geholt hätte, daß Frau Gerst selber ihr noch gestern mittag ein Bukett Rosen über den Zaun hinweg geschenkt habe, daß diese Frau Gerst überhaupt die liebenswürdigste Frau der Welt wäre und daß ferner auch die Nichte ein Fräulein wäre, wie man es sich reizender nicht vorstellen könne. Uebrigens habe der Bräutigam des Fräuleins sich unerwartet zu einem Besuche angemeldet.

*

Da war nun auf einmal die Gelegenheit gekommen, den Herrn Nachbar Kiene für einen Sonntagnachmittag einzuladen. Dieser Sonntagnachmittag aber war wie geschaffen dazu, in Gesellschaft zu verweilen und gemeinsam die Zeit zu vertun; denn es regnete unaufhörlich, und die zähen Wasserfäden hingen so greifbar in der Luft, daß man hätte glauben können, die Abermillionen Wesen im Himmel oben hätten alle zu gleicher Zeit das Angeln angefangen. Kiene ging bei diesem Wetter nicht einmal zum gewohnten Mittagstisch, sondern erbat sich von seiner Hausfrau drei hartgesottene Eier, die er mit dem vertrockneten Kipfbrot, das er in der Tischschublade verwahrte, während des Studiums verzehrte. Als die neben den Büchern liegende Taschenuhr ein Viertel vor drei Uhr zeigte, verließ er seine Dachkammer, in welcher eine ungastliche Regenkühle herrschte, die einem mit feuchten Fingern die Haut berührte.

Er drückte kräftig auf die Klinke am Agavengitter und erstieg die Steintreppe des Gartens, mit seinen langen Beinen immer zwei oder drei Stufen auf einmal bewältigend. Die Räume der Villa aber waren so behaglich durchwärmt, daß er im Angesicht des Bräutigams und noch ehe derselbe ihm richtig vorgestellt ward, in allerlei Ausdrücken seinem Ver-

Digitized by Google

gnügen freien Lauf ließ. Der Bräutigam war in der Tat etwas ſteif und hölzern. Ernſt und Gemeſſenheit lagen auf ſeinem von einem breiten dunkeln Vollbart umrahmten Antlitz. Kiene, der doch, wie er wußte, um etliche Jahre älter war, kam ſich neben dieſem gereiften Manne beinahe kindiſch jung vor. Zum Ueberfluß verharrte der Bräutigam dem angehenden höheren Beamten gegenüber, von deſſen Gelehrſamkeit und Zukunftsherrlichkeit er ſich ſchon ſo viel hatte erzählen laſſen müſſen, in einer Art demütigem Reſpekt, während das friſche, drollige Weſen Kienes nun in aller Köſtlichkeit glänzte.

Man trank Kaffee.

Eliſabeth verſorgte den Bräutigam. Und Frau Gerſt verpflegte Herrn Kiene, der nebenher ſeine entzückenden Ungeſchicktheiten beging.

Wie von ſelber bildeten ſich allmählich zwei Parteien, die zwar beide gemeinſam der Freude huldigten, aber auch ihre eigenen Wege hatten.

Melchior Kiene war ganz gefangen von all der Behaglichkeit, an der Seite der blühenden Frau Gerſt. Dem Kaffee folgte ein Glas Rheinwein, der einem wie Heuduft ans Gemüt griff und allerhand Einfälle ins Herz legte.

Der Regen hatte aufgehört. Eine heiße, kleine, weiße Sommerſonne ſtand jetzt auf einmal am Abendhimmel. Warme Düfte ſchlugen in ſchweren Wellen durch die geöffneten Fenſter vom Garten herein. Man roch ſogar ein irgendwo in der Ferne in der Sonne bratendes, durchnäßtes Heu, und über allem ſchwebte der Duft der Holunderbüſche. Kiene ſchlug einen Gang durch den Garten vor.

Als dann Eliſabeth ihrem Bräutigam zum Scherze fortlief und der ernſte Engelbrecht in ſteifen, komiſchen Sprüngen die Braut einzuholen trachtete, tat das andere Paar ein Gleiches.

Wie in wirbelnder Sommerwind floh die ſchöne Witwe mit rauſchenden Kleidern vor ihrem Verfolger her, der ſie trotz ſeiner langen Beine nicht erhaſchte. Er jagte ihr um die heiß duftenden Holunderbüſche nach und ſprang im Eifer über die Blumenbeete hinweg, aber ſie rettete ſich immer wieder durch irgend einen kecken Entſchluß und warf ihm dann ein triumphierendes Lachen entgegen. So waren ſie bis in den oberen Teil des Gartens gekommen.

Da erreichte er ſie plötzlich wider Erwarten hinter einer Gruppe junger Tannen. Sie ſtieß einen kurzen, hellen Schrei aus. Er aber hielt ſie feſt und preßte ſie an ſich.

Da hob ſie ihr glühendes Antlitz mit den bebenden Lippen zu ihm auf. „Iſt doch nicht ſo leicht geweſen, Melchi?“ hauchte ſie.

Digitized by Google

Unwillkürlich ſchaute er ſich um, und nachdem er ſich überzeugt hatte, daß keine fremden Blicke ſtörten, zog er ſie ſelig an ſich, beugte ſich zu ihr und küßte ihren ſüßen, reifen Mund, bis ihm die Sinne ſchwanden.

*

Die Weisheit hat ein ernſtes Geſicht, und die Liebe liebt das nicht.

Kiene hielt zwar immer noch mit halsbrecheriſchem Willen an der gewohnten Tagesordnung feſt, aber die alte, ſtolze, unbeſiegliche Unerſchütterlichkeit eignete ihm nimmer. Mitten im zähen Studium huben die Gedanken das Flüchten an und ſtürmten wie im Tanze fort. Dann erſchien gerade Frau Ottilie wieder zufällig am Fenſter, ein Buch leſend oder ein farbiges Tuch ſchüttelnd oder ihren blühenden Arm hochhebend, um einen Flügel zu öffnen. Und dann grüßte und winkte er, ohne ſich lange zu fragen, ob es ſchicklich wäre oder nicht.

In ruhigeren Stunden legte er ſich ſelber das Neue ungefähr alſo zurecht: Er war in gewiſſer Hinſicht und auf eine gewiſſe Art ziemlich ſtark verliebt in die wunderbare Schönheit der Frau Ottilie, allein er dachte ſelbſtredend mit keinem Gedanken daran, die nach ihrer eigenen Ausſage ihn um fünf Jahre an Alter übertreffende Witwe etwa ernſthaft an ſich zu ketten. Frau Ottilie aber dachte wohl noch weniger an ſolche Möglichkeiten. Das lag alles klar auf der Hand. Er beantwortete nach wie vor Gretchens Anſichtskarten und ward, wie um ſich dadurch vor etwas Drohendem zu ſchützen, in ſeinen Ausdrücken ſogar noch wärmer als ehedem. Wenn er ſich jedoch jenes berauſchenden Kuſſes im Garten erinnerte, ſtieg ihm alle Seligkeit ins Herz. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Frau Ottilie aber blühte jetzt noch einmal wie eine ſpäte Roſe in die Welt und alle Wolken hinein, ohne darnach zu fragen, was daraus werden ſollte. Schon in einigen Tagen ſchuf ſie wieder eine holde Gelegenheit. Da fiel er heiß und wild über ſie her und küßte ſie ohne Ende.

Und da ſie den Frühling lebten, mußte der Sommer von ſelber kommen ....

Das Examen aber ward nun völlig aufgegeben. Und ſchon empfing der verkrachte Student von ſeinen Eltern und den Schweſtern Briefe voll Tränen und Beſchwörungen: er ſolle doch um Gottes willen von dieſer ſchlechten Frau laſſen und nicht ſich ſelber und die ganze Familie in den Abgrund reißen.

Doch das war alles einfältig! Frau Ottilie war nicht ſchlecht, jedenfalls nicht ſchlechter als er ſelber. Die blinden Schweſtern taten ihr da bitter Unrecht. Und vollends lächerlich erſchien der Schritt der Schweſtern, die Hilfe Gretchens anzuflehen, ſie möge doch den unſeligen Bruder von ſeinen Abwegen zurückbringen! — — — — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google

Da brachte, freilich reichlich spät, eine plötzliche Krankheit rasche Aenderung. Die schöne Frau Ottilie litt nach einer glücklich verlaufenen Operation Monate hindurch im Krankenhaus. Das genossene Glück aber lag so fern hinter ihr, als ob es nie wahr gewesen wäre. — — — — — — — — — —

Kiene, der unterdessen, da von keiner Seite mehr eine Unterstützung eintraf, in einem Büro jämmerliche Dienste tat, wagte es nicht einmal, sie zu besuchen. Noch viel weniger getraute er, der reinen Nichte Elisabeth unter die Augen zu treten. Er wollte sich jetzt nur noch das Reisegeld verdienen, um die Stadt und alles zu fliehen!

Aber immer noch nicht besaß er die Kraft dazu, und litt. Eines Tages, als Frau Ottilie bereits wieder genesen war, schlich er auf einem verstohlenen Grasweg oberhalb der Villa auf und ab und harrte in atemloser Erwartung bis die schöne Witwe endlich auf den Arm ihrer Nichte gestützt, eine breiten Schal um die spitzen Schultern gelegt, langsam, bleich, still, niedergedrückt und — alt! alt! den Weg nach einer nahen Gartenbank einschlug. —

Er hätte sich aufhängen mögen, wenn er nicht den Eltern und Geschwistern sein Blut geschuldet hätte.

Erwachen

Von Hermann Hesse

Stille Zeit kam träg geschlichen,
Alle Stürme schwiegen tief,
Alles Leid war ganz verblichen
Und die Seele schlief.

Aber heut bin ich erwacht
Tief in Finsternissen,
Ringsum dunkelte die Nacht.
Jäh emporgerissen
Aus der langen lahmen Rast
Schlug mein Herz in banger Hast,
Hell aus lang geheilten Wunden
Brannten der Vergangenheit
Leidenschaften neu entbunden.
Seele, bist du nun erwacht?

Digitized by Google

Ist zu Ende Schlaf und Ruh?
Schau, sie steht zu neuem Leid,
Neuen Stürmen froh entschlossen
Und sie zittert, und sie lacht
Allen Himmelssternen zu,
Ihren seligen Genossen.

Heiliges Land

Die Seele einer Zentrumsburg

Von Otto Ehinger

Ueber meiner Heimat hängt ein anderer Himmel als über dem weltklügeren Rest von Deutschland. Gott wohnt noch über der Sonne, und seine Engel steigen zwischen den Wolken auf und ab.

Die lästerlichen und langweiligen Gesetze der Wissenschaft gelten nicht im Land nördlich des Bodensees. Wenn es donnert und blitzt, so weiß der christkatholische Landwirt, daß der Herr Gott über seine Sünden schimpft. Und wenn der Bauer sich über die Himmlischen ärgern muß wegen des Wetters oder des Viehs, so sagt er ihnen gleichfalls freimütig die Meinung. Er flucht dann mitunter so, daß sein entsetztes Weib deutlich den blauen Himmel krachen hört, und ein besonders glaubensstarker Meßner in der Gegend von Pfullendorf schreit gewöhnlich auch noch nach einer Leiter, auf die er steigen wolle, daß „die da droben" ihn besser hören. So halten Gott und Mensch hier noch Zwiesprache!

Von dem angeblich religionsfeindlichen Staat (der freilich zugleich auch den werdenden Aerzten die der heiligen Schrift etwas widersprechenden Darwin'schen Forschungsergebnisse einbleuen läßt), werden die erwachenden Kinderseelen vermittelst des allgemeinen Schulzwangs gewaltsam in die mittelalterliche Gesellschaft der Teufel und der guten Geister gestoßen, die in den unterirdischen Reichen und im Himmelsraum die Gewalt haben. Die Angst vor der Hölle, zu welcher bekanntlich allein die katholischen Priester die Schlüssel von Gott selbst erhalten haben, genügt dann meistens, um auch den Lauen lebenslänglich der von der Kirche gesegneten und geleiteten Partei zu erhalten.

Der Unterweisung durch die Eltern überläßt die Kirche nur jenen Teil ihrer Vorstellungswelt, dessen offizelle Verkündigung ihr in neuester Zeit zu riskant wurde. So weiß in meiner Heimat doch jedermann, wie ver-

Digitized by Google

breitet die entsetzliche Sitte, seine arme Seele dem Teufel zu verschreiben, noch immer ist, sowohl bei jenen, welche dadurch die Schwarzkunst erlernen wollen, als besonders bei den Freimaurern in den Städten. Zu ihnen gehören fast alle liberalen Zeitungsredakteure und Verleger. Sie leben reich und herrlich, bis sie der Böse holt, und suchen den katholischen Landmann aus Neid auf die ewige Seligkeit, die ihm im Gefolge der Kirchenfürsten winkt, zum Liberalismus oder gar zum Abfall vom Glauben zu verführen. Die von den Priestern finanzierten und geleiteten oder beaufsichtigten Zentrumsblätter wissen sich von ihren schaudernden Lesern in Daisendorf oder Uhldingen gar wohl verstanden, wenn sie allwöchentlich einige Male auf den unsauberen Geisterverkehr der „freimaurerischen" — liberalen — Konkurrenz hinweisen.

Begreiflicherweise achtet der Dorfgeistliche und Verlagsaktionär andererseits scharf darauf, daß jedermann das Zentrumsblatt hält, damit alle die Ideen des Christentums frei in seine Seele strömen. Er sieht an den Haustüren nach, welche Zeitung der Postbote in den Schlitz gesteckt hat, und versäumt keine Gelegenheit zum Abonnentenfang.

„Herr Staub", sagte kürzlich auch einer der hochwürdigen Herren zum Glaser, der die vom Sturm zerschlagenen Fenster in der Kirche reparierte, „Sie halten das liberale Blatt! Ich warne Sie! Wenn Sie halsstarrig sind, kann man Ihnen ja das Lebenslicht ausblasen! Sie sind abtrünnig!"

Abtrünnig! — — Vor die Seele des Meisterleins in der leeren Kirche treten die schaurigen Abbildungen aus der Heiligenlegende, die er so oft mit wohligem Grauen betrachtet: nackte, dunkelfarbige Männer mit Hundeohren, die haßerfüllt nach dem göttlichen Feind im offenen Himmel schielen und mit ausgestreckten Händen nach dem Schatten in den unteren Ecken des Bildes rennen, in dem unbestimmte Gestalten hohnlachender Teufel lauern. Und so Einer soll er sein! — — Nachdem die Schritte des Pfarrers verhallt sind, schleicht er hin an den Biertisch, vor das Gericht der Oeffentlichkeit, und schimpft — —.

Aber nach zwei Tagen klopft er wieder am Pfarrhof an und bittet um einen Vorschuß. Denn er ist nicht zum Märtyrer geboren. — —

Die Naturvorstellungen meiner Heimat sind noch dieselben wie damals, als sie — vor 1300 Jahren — in den mütterlichen Schoß der Kirche gelangte. Eisenbahn und künstlicher Dünger allein gemahnen den lächelnden Beschauer an die geistige Welt der Moderne und ihre abscheulichen Zweifel an des lieben Gottes Rachebedürfnis und Höllenfeuer. An die Stange der Telegraphenleitung, durch welche die Kunde von der Erfindung des Sal-

Digitized by Google

varsan geeilt ist, bindet der Bauer trotzig seinen Ochsen, der sich den Schenkel an einem Stachelzaun aufgerissen hat, läßt das Blut an einem Baumpfahl, den er aus der Erde zog, hinunterfließen, und steckt ihn wieder ins alte Loch; — da schwärt die Wunde nicht. In unserem Hausbuch stehen viele ähnliche bewährte Mittel, zum Beispiel: „Gegen tobenden Hunds Biß. Hennenkoth mit Essig verrührt. Darauf geschmiert. — Kaltes Fieber. Ueber Nacht drei Krebse auf den Kopf gestellt in einem Glas Wein ersauffen lassen, alsdann alles wohl aufrühren, was die Krebse gelassen haben, und trinke es, wenn das Fieber kommt. — Haare zu vertreiben. Fledermäusblut und Gehirn mit Milch gerührt; schmiere den Ort".

Zuverlässige bleierne Taschenheilige aus Einsiedeln wohnen in winzigen Blechkapseln unter den Brotkrümeln der Tasche des Bauern und der seines Weibes, unter Schnupftuch, Pfeifen- und Schnupftabak. Wenn es der Dorfhexe — meist ein altes alleinstehendes Weib — trotzdem gelingt, dem Euter der Kuh mit ihrem bösen Blick zu schaden, werfen ihr die Kinder der Frommen in der Andreasnacht die Scheiben ein. —

Und doch findet der Zweifel seinen Weg zu jeder neuen Generation! Unser Bauer ist nämlich äußerst empfindlich gegen Anmaßung. Sobald man ihn schlägt, schlägt er fröhlich zurück, in dem festen, tückisch auf dem Grund seiner Seele schlafenden Vertrauen, vor Gott Recht zu behalten, der im Grunde trotz seiner Vorliebe für die Geistlichen auch ungefähr so denkt, wie ein rechtschaffener Landmann, und seine Feinde einfach in die Hölle steckt. Es ist also die geistige Hoffart, bekanntlich eine der sogenannten Hauptsünden, die dem Bauern den liberalen Stimmzettel in die Hand drückt. Denn die Nachfolger Christi „sitzen gerne (und regelmäßig!) oben an den Tischen und lassen sich gerne grüßen auf dem Markt". Und obgleich der Katholik nicht erfährt, wie Christus über solche Leute dachte (siehe Lukas 20, 46), so mißfällt es ihm doch, so lange er nicht ganz Demut gegen die Priester ist. Wenn sich die Saaltür weit öffnet und der dunkle Mann mit dem Regenschirm und dem schwarzen hohen Strohhut sich einige Sekunden aufrecht und majestätisch der Versammlung präsentiert, ehe er steif grüßt, während die Bauern ihr Sitzorgan vom Stuhl lüften, ärgern sich mitunter auch die Gesinnungstüchtigsten.

Wo aber die Ohrenbeichte und das Grauen von Weib und Kind vor dem Familienvater, der an Ostern vom Priester seiner Sünden nicht ledig gesprochen worden ist, nicht mehr ausreichen wollen, da ruft der Pfarrer die mönchischen Kanzelredner ins Land. Und wenn der Bauer ihnen nur einmal, um der Sensation willen, zuhört, ist er wieder für Jahre gerettet.

Digitized by Google

Eine Kapuzinerpredigt bei einbrechender Nacht in einer Kirche, welche die schwarzgekleidete, lautlos sich drängende Menge kaum faßt, vergißt man nicht mehr.

„Wer nicht will beichten, muß leuchten!

Wer nicht will bekennen, muß brennen!

Wer nicht glaubt, ist ein Lump! Wehe über die Reulosen! — Ein Kranker wies die Sterbesakramente zurück und küßte unablässig einen kleinen Gegenstand, den er in der Hand verbarg. Man hoffte trotzdem noch für ihn, weil man dachte, es sei ein Kruzifix. Da — — ein letzter Kuß — — er stirbt — — man reißt sofort seine Hand auf — — sie hält das Bild seiner Buhlerin!" Und hier hüpft der beleibte Mann in der Kutte auf der alten hölzernen Kanzel in die Höhe, daß dumpfes Gepolter die dunkelnde Kirche erfüllt, und schreit: „Er ist in der Hölleee!"

Kein Sünder wird vergessen; nicht der Ehebrecher, den man wieder köpfen sollte wie vor hundert Jahren, nicht der Säufer. Der angetrunkene Ziegenbockhalter von Mörspurg ruft in seiner Angst: „Mach's doch nit gar so arg, Du da drobe!" Aber da wirft man ihn hinaus. —

Auf solchem Boden ist die eigentliche politische Tätigkeit natürlich ein Kinderspiel. Zu der Ortsgruppe des katholischen Volksvereins kommen die Spezialvereine für die katholischen Männer, Frauen, Jünglinge, Handwerksgesellen, Jungfrauen u. s. w. Da der Pfarrer das Zentrum aller dieser Kreise ist, so entgeht niemand seinem Einfluß, der sich nicht offenkundig abzusondern und die Folgen seiner Unchristlichkeit auf sich zu nehmen wagt. Den bedeutendsten Verbündeten nächst der Religion findet er nämlich in dem oft zarten, immer aber entwicklungsfähigen Konkurrenzneid. Wenn eine liberale Restauration ein Fest gibt, beraumt er in der gegenüberliegenden ultramontanen eine Vereinsversammlung an, um einen übermäßigen Zulauf nach drüben zu verhüten.

Bei einiger Tüchtigkeit ist er stets allmächtig. So fand ein Seelsorger bei seinem Einzug ins alte Städtchen Schiltburg um die Jahrhundertwende ein liberales Stadtregiment vor. Nach zwei Jahren führte der Weg zu Bürgermeisteramt und Stadtratswürde, zu Acetylenbeleuchtung und Fleischbeschau durchs Pfarrhaus.

„Also meine Herren, wen wollen wir wählen! Ich dächte, Herr Landwirt Bächle wäre der rechte Mann!" So etwa redet er am Vorabend der Wahl seinen Volksverein an. Die Kerntruppen geben sich ohrenbetäubenden Beifallskundgebungen hin — — — und am andern Tag sitzt der Mann, „der das Volksvertrauen genießt", im Magistrat.

Es war überhaupt ein Mann, der sich aufs Bürgermeistermachen verstand!

Digitized by Google

Nachdem er dann aber wegen übler Nachrede gegen die liberale Hebamme vor Gericht gekommen war, wo man ihm, wohl zu Unrecht, vorwarf, er lasse das Taufwasser im Winter nur für die ultramontanen Säuglinge anwärmen, wurde er vom Bischof in einen seinen außergewöhnlichen Fähigkeiten angemesseneren höheren Wirkungskreis versetzt.

Die Schiltbürger aber werden einen Nachfolger bekommen, der sein Werk fortführt und meine Heimat erhält in ihrer schlichten Frömmigkeit — — als ein Land Gottes.

P. O., der Kritiker

Von Bruno Frank

Der Schriftsteller A. W. U. lag in den letzten Zügen. Eine nicht ganz freiwillige Hungerkur hatte seine ohnehin wenig widerstandsfähige und durch die Gewohnheit allzu heftiger geistiger Bewegung geschwächte Konstitution vollends ruiniert, und die Freunde, welche in diesen Stunden um ihn waren, bedienten sich unwillkürlich bereits der vornehmen und gehaltenen Gebärden, deren man sich in Totenzimmern zu bedienen pflegt.

Herr U. befand sich jedoch bei vollem Bewußtsein, und so lebendig war sein Geist noch immer, daß fast in jeder Minute Anzeichen leidenschaftlichen Erregtseins auf seiner Stirn und in seinen Augen sich bemerkbar machten. Auf einem Tischchen nicht weit vom Bett, der Hand des Sterbenden erreichbar, lag ein blaugebundenes Buch, zu dem seine Blicke in kurzen Pausen zurückkehrten.

„Wenn er dich nur herunterreißt ...."

Es war ein Murmeln, aber inbrünstiger als ein Schrei. Die mageren Hände tasteten zur Seite und strichen liebkosend über die blaue Leinwand.

Das Buch war der Roman „Stumme Kräfte", die letzte Hervorbringung des scheidenden Autors, nach dem Urteil der Besten ein starkes und reifes Werk, darin ein außerordentliches formales Können scheinbar spielend sich zu erkennen gab und auf würdige Weise die sehr persönliche Anteilnahme des Verfassers an seinem Problem und an seinen Gestalten verhüllte.

„Wenn er dich nur herunterreißt ....!"

Einer von den Freunden ließ sich am Bette nieder und nahm tröstend die weiße Hand. „Er wird es", sagte er voll Ueberzeugung. „Der Schönheiten und Erkenntnisse darin sind zu viele — er kann dein Buch nicht loben."

„Es wäre entsetzlich ...."

Digitized by Google

Keinem Einsichtigen braucht dargetan zu werden, daß mit alldem niemand anders gemeint war als P. O., der Gefürchtete! Er, an dessen Feder das Auge aller deutschen Literaten seit so vielen Jahren hängt, von dem gelobt zu werden die ewige Verdammnis bedeutet, und dessen Fluch die Seligkeit ist; er, das Käuzchen im Dichterwalde, bei dessen schönstem Lied die Nacht am dunkelsten wird; er, der in seinen Händen Ruhm und Mißachtung führt, in der linken den Ruhm, die Mißachtung in der rechten; er, der durch sein tückisches Lob vor nunmehr etwa sieben Jahren den hochveranlagten L. Z. vernichtete; der noch vor Jahresfrist, wie es in aller Erinnerung steht, die „Tagebücher" des hoffnungsvollen C. P. aus heiterem Himmel pries und damit diesen Jüngling in einen vorzeitigen Tod trieb ....

„Sei ruhig — komm, sei ruhig; er wird kein gutes Haar daran lassen. Sieh hier" — und der Freund schlug das blaugebundene Büchlein auf — „du weißt es ja selbst — hier gleich zu Anfang das Frühstück bei den Eulers! Wie ist das gemacht, wie hört man die Stimmen um die Tafel, wie ist das Durcheinander von Worten und Gesten herausgebracht, wie wundervoll deutlich bleibt dabei alles Einzelne, — wenn er darüber nicht herfiele mit seinem dicksten Knüppel, P. O. wäre nicht mehr P. O."

„Glaubst du — oh ...."

„Ich weiß es. Ich brauche ja nur an deinen herrlichen Doktor Raspe zu denken, um das ganz bestimmt zu wissen, an seine milde Ironie, an seine duldsame Weisheit. Wir haben nichts Aehnliches gehabt, seit der alte N. tot ist. Er wird es sittenlos nennen, er wird es affektiert nennen, er kann gar nicht anders."

„Vielleicht sagt er sogar dekadent", flüsterte der Kranke, während ein Schein der Freude seine pergamentenen Wangen überzog. Aber dann sank er zurück: „Wenn es ihm gefiele ...."

Er hatte lauter gesprochen. Plötzlich ergriff der junge Lyriker Z. von T. Hut und Stock und verließ das Zimmer. Auf der Straße überzählte er sein Geld, winkte ein Mietsautomobil herbei und fuhr zur Redaktion.

Er fand sich zurecht .... Nein — erst heute würden die eingelaufenen Bücher zur Kritik verschickt werden. Er nahm den Redakteur bei Seite.

„A. W. U. ist im Sterben, Herr Redakteur! Lobt ihn P. O., so verliert er in dieser letzten Stunde noch den Glauben an sich selber und stirbt einen qualvollen Tod. Das werden auch Sie nicht wollen ....

„Herr Redakteur! In dem Roman „Stumme Kräfte" sind zwei miserable Kapitel. Eines ist sogar ganz miserabel; es stammt aus der Zeit, da ein Bube A. W. U. dahin vermocht hatte, einer Reichstagsverhandlung beizuwohnen. Ich beschwöre Sie im Namen der Menschlichkeit, lassen Sie

Digitized by Google

diese beiden Kapitel unaufgeschnitten! Wenn P. N. sie zu Gesicht bekommt, wird er den Roman in den Himmel heben. Um der letzten Stunden eines Todgeweihten willen, Herr Redakteur ...."

„Ich werde die Seiten zukleben lassen, Herr von T."

Nach drei Tagen brachte man A. W. U. das Blatt. Er war völlig abgezehrt und nur ein ungeheurer Lebenswille schien ihn noch aufrecht zu halten. Seine Hände zitterten so, daß er die Zeitung kaum umzublättern vermochte. Da — seine Züge veränderten sich ....

„Schundschreiber!" jauchzte er mit seiner letzten Kraft, „dekadenter Schundschreiber ...."

Ein Ausdruck der innigsten Glückseligkeit verklärte ihn, er holte tief Atem und fiel tot zurück.

„Dekadenter Schundschreiber", sagten auch die Freunde zu einander, „wahrlich, A. W. U. wird unsterblich sein!" Und sie drückten ihm die Augen zu.

Zwei Gedichte

Von Heinrich Schäff

Leben

Mit mancher Torheit hab' ich's lang gehalten,
Dieweil sie selbst bewies an mir Geduld.
Nun will ich nicht die Hände treulos falten,
Nein, tragen will ich schweigend meine Schuld
Und will sie zeigen und mich selbst daneben,
So wie das Leben uns zusammengab für's Leben.

Spiegel

Im Garten Eden saßen beide wir,
Da kam die Schlange unversehens aus dem Grase
Und reichte rücklings einen Spiegel dir
Und du erschautest dich zum erstmal in dem Glase.

Und du erkanntest erstmals deine Macht,
Die nunmehr über unser Glück gekommen.
So hat die Schlange uns ums Paradies gebracht,
Den Spiegel aber hast du mitgenommen.

Digitized by Google

Dank an die Heimat

„Sie müssen etwas in die Schwabennummer beisteuern." So befiehlt der Herausgeber in Eilbriefform. Ahnungslos über den Charakter dieses Unternehmens sage ich leichtsinnig zu und zermartere mir nun Herz und Sinn, wie man rasch etwas sagen könnte, ohne daß diese kritischen Köpfe in der Heimat gleich wieder einem etwas am Zeug flickten. So will ich mich bei meiner Heimat schön bedanken. Das erscheint mir in diesem Fall das Klügste und — ich tu's von Herzen gern.

Was danke ich dem „Ländle"? Persönliches soll man da nicht berühren, soweit es Vater, Mutter, Geschwister oder Freunde angeht. Auch den Gärten und den Straßen mit ihren Obstbäumen und den dichten Wäldern schicke ich nur rasch einen Gruß. Freilich geht einem das Herz auf, wenn man der „Alb" gedenkt. Dies Kleinod mit seinen Höhen und Tälern erkannte ich erst spät in seinem Wert. Desto duftiger schaue ich von fern die blauen Linien ihrer Bergränder und rufe: „Grüß Gott!" Aber das alles nahm ich ja nicht mit. Was gab mir die Heimat auf die Wanderschaft?

Zuerst einen guten Schulsack. Damit verknüpft sich die Idee des Vollgepfropften. Aufgehäuftes Wissen trug ich mit, schlecht sortiert, ungleichmäßig verdaut, aber doch eine brauchbare Sammlung. Das ist viel wert. Ich denke noch der Stunden, in denen ich mir die Namen und Jahrzahlen sämtlicher Päpste der Reihe nach an kurzen Merkworten einpaukte. Die Reihe ist heute recht brüchig geworden. Aber vergessen können ist auch eine Lust. Und ich danke aufrichtig meinem gutverpackten Schulranzen. Da lagen Kräfte drin, die wie Dynamit explodieren können zur Zeit und zur Unzeit.

Dann habe ich in der Heimat das Philosophieren gelernt. Dafür danke ich doppelt. Viel eingebildete Kritikasterei vermengte sich bei dem Gerede über Weltanschauung mit dem ehrfürchtigen Staunen vor den Wundern des Geistes und der Natur. Aber daß man mit Kant und Plato, Cartesius und Leibniz, Schopenhauer und Fichte wirklich einmal geredet hat, ist doch eine gute Sache. Ich betrachte es als feine schwäbische Erbschaft, Freude am Philosophieren zu haben, methodisch fragen zu verstehen, bis zum Ueberdruß weiterzufragen: „warum denn?" und dann, wenn die anderen längst weggegangen sind, weil sie's zu eilig haben, erst recht sich allein hinzusetzen und „Brettle zu bohren", so dick wie ein Eichenstamm und so breit wie die Weltkugel.

Dazu kommt der berühmte Tropfen demokratischen Oels. Für den danke ich dreifach. Er fließt nicht immer gleich dick; auch in Württemberg gibt es sehr verdünnte Lösungen. Aber er bleibt ein vorzügliches Mittel für politische Wagenschmiere. Manche Hofkutsche quarrte weniger, hätte sie dies Oel benützt, und manche Minister machten sich's und anderen leichter, wenn sie sich daran erinnerten, daß sie auch nur Volksteile sind. Diese demokratische Gesinnung erscheint mir übrigens nicht als Sondergut einer politischen Partei, sondern als gesunde Grundstimmung eines Volks, das die Klassenherrschaft verabscheut, und die Klassen nur als betriebstechnische Notwendigkeiten während der Berufstätigkeit gelten läßt, sonst aber aus dem einheitlichen Volksbrunnen sich Gesundheit trinkt und jeden schel ansieht, der das nicht mag.

Digitized by Google

Endlich, aber wahrlich nicht zuletzt, danke ich dem Land Freude und Sinn für künstlerische Kultur. Bei diesen Fragen des Geschmacks geht es zwar meist hitzig zu. Darum bescheide ich mich und sage: wo ein Vischer und Köstlin lehrten, da hat man Instinkt für Geschmack. Und dann weiß ich, daß man aus dem Land der Schiller, Uhland, Mörike für Sein und Leben etwas Unverlierbares mitnimmt, daß man nämlich niemanden auf die Dauer verstehen und genießen kann, der die Menschenkultur nicht in erste Linie stellt. So bin ich stolz auf das Träumen und Sinnen in Dichtung und Sage, in Lied und Ton und freue mich solcher Schwabenstreiche bis zur Gegenwart, und verkünde gerne der Heimat Ruhm.

Freilich eins darf ich nicht verschweigen, wenn ich nicht unehrlich sein will. Ich danke auch für das, was ich an den Schatten gelernt habe. Die Pietisterei hat viel Wahrhaftigkeit und Kraft verschüttet. Sie läßt an vielen Orten das geistige und geistliche Leben nicht so pulsieren, wie sie es für ihre eigene Existenz nötig hätten. Die „Stillen" im Land sind recht laut, und die „Schwachen" verstehen gut zu regieren. Und manche beugen sich vor ihnen, die es nicht nötig hätten. Der Pietismus hat als Gegengift gegen den Dogmatismus seine segensreiche Rolle gehabt. Aber heutzutag wirkt er lähmend und schafft innerlich unwahre Situationen, an denen der gesunde Fortschritt des geistigen Lebens krankt. — Es gibt ein unnachahmliches schwäbisches Wort, dessen Schriftzeichen und Herkunft mir fremd sind; es heißt: „anemerkelich". Diese Rolle der mäckelnden Anmerkungen, die keine Kraft zu eigenem Satzbau in sich fühlen, die das Starke nnr iu den Sündenstaub herabwürdigen, heimlich freilich davon zehren, — diese Rolle ist etwas vom Gefährlichsten für ein einheitliches Volksleben, das nur im Zusammensein mit den anderen seinen Platz innehält.

Am „Stockschwaben" habe ich gelernt, wie man's nicht machen soll. Denn „hehlingen" neidet er oft nur die draußen, die er nichts, aber auch gar nichts, gelten läßt. Und ich habe gelernt, mit frohem Auge zu sehen, wie viel Gutes und Tüchtiges wächst außerhalb des Ländles. Aber nun genug. Sonst verderbe ich es ganz mit meinem lieben Heimatland und ich höre schon einige Unverbesserliche rufen: „er isch halt doch a Norddeutscher worde".

Dortmund. Gottfried Traub

Wir jungen Württemberger

Knappe drei Kilometer von unserem Garten am Bodensee ist die württembergische Grenze. Wenn wir Besuch haben und mit ihm das Seeufer nordwärts hinaufgehen, mache ich gern an dem schwarz-roten Eisenpfahl die Honneurs des Hausherrn. Es sind nicht mehr die alten schönen Grenzzeichen mit den drei Hirschgeweihen, wie eines zum Beispiel noch hundert Schritt vor der Zuflucht steht, wenn man durch den badischen Wald herauf kommt. Aber auch hinter den gußeisernen Grenzzeichen beginnt Württemberg, die Heimat.

Wenn ich von einem Landsmann höre, der wie ich um das dreißigste Jahr ist und der es zu etwas gebracht hat, dann wohnt er sicherlich nicht in Württemberg. Ich kenne kaum einen von ihnen persönlich, zu viele haben ja auch jeden innerlichen Dialekt verlernt und reden einen allgemeinen Literaturjargon. Gemeinsam ist den meisten nur die Unmöglichkeit, in der

Digitized by Google

Heimat zu etwas zu kommen. Materiell und ideell. Ich bin, beim heimischen Heppacher, oft mit H. H. Ehrler zusammengesessen, er Franke, ich Alemanne, wir beide aber gute Schwaben. Er hat von Mergentheim erzählt, ich von der Alb, aber beide saßen wir wie Gäste in der Friedrichshafener Kneipe, dazu verurteilt, außerhalb Württembergs uns zu versuchen. Fast allen anderen geht es gerade so, wenn einer zurück kann, ist's besonders günstiger Zufall, beinah ohne jede Ausnahme aber fangen wir Württemberger wo anders an. Wir bekommen unsere geistige Erbschaft ausgezahlt und können uns dann drücken. Es scheint fast, man benötige uns nur für schwäbische Gedenknummern und auch da ist der dilletierende Würdenträger der Bevorzugte.

Wir wollen aber Württemberger bleiben. Nicht in der Kinderstube der Heimatkunst, wo ein Dialektwort jedes Können ersetzt. Nicht im Sinne eines Partikularismus, dessen Vereinsabzeichen zwei Scheuklappen sind. Sondern so, wie der Sohn einer verdienten Familie Recht und Pflicht seiner Vorfahren übernimmt und in selbstbewußter Verantwortung seiner Herkunft froh ist. Es besteht eine Tradition der aufrechten Ehrlichkeit unter den schwäbischen Schriftstellern, die dem Enkel den Weg erschwert und erleichtert. Der sich entziehen, heißt fahnenflüchtig werden, sie über jeder Aeußerung zu spüren, heißt sich selbst treu bleiben. Daß sich die Landsleute wenig oder gar nicht um die kümmern, in denen sich das Wesen der Heimat mit den Worten von heute ausspricht, ist traurig, aber belanglos. Vor allem aber kein Grund zur Undankbarkeit gegen die gemeinsame Heimat.

Hermann Kurz hat das ganze Martyrium des genialen Menschen erlebt, dessen Kraft an die Heimat gebunden ist. Er ist gegen Württemberg zum Sprecher des Schwabentums geworden, so wie Mörike auf einem mühseligen Umweg seinen Landsleuten schier aufgedrängt wurde. Heute sind die Wege anders. Heut prägen sich die Werte des Schwaben in der Reichsmünze, die dann auch in Württemberg kursiert. Das Martyrium, von dessen erzieherischem Wert die Machthaber in Württemberg so überzeugt waren, ist entmaterialisiert, ja fast aufgehoben. Es bleibt bei uns allen, die wir Schwaben sind und etwas zu sagen zu haben glauben, nur die Sehnsucht und die Bitterkeit des Exils. Langsam hat die geistige Hervorbringung Schwabens die Formen des Exports angenommen, der württembergische Dichter und Schriftsteller kennt fast nur eine Unterkunft in der Heimat: die Villa, die er sich nach dem Kampf draußen mit dem Geld von draußen daheim bauen kann.

Wir möchten aber nach Haus und glauben, wenn wir unsere Stellung draußen ansehen, daß wir daheim notwendig sind. Ein Land kann seinen Sauerteig nicht ohne Gefahr jahrzehntelang über die Grenzen verhandeln. Wir rufen vielleicht zu laut für dies behagliche Stubenwarm im Neckar- und Jagstkreis und haben den Sinn für die ewig mitgeschleppte Numerierung der Honoratioren verloren. Wir sehen in der lediglichen Stammeszugehörigkeit kein Verdienst und keinen Grund zur Schonung und können uns für den einstigen Export der Hohenzollern so wenig mehr begeistern, wie für den muffigen Patriotismus der Stuttgarter Pfeffersäcke. Wir sind, dem unvergessenen Wort meines Präzeptors am Eberhard-Ludwigs-Gymnasium zufolge, als Wind gesät: keine Hoffnung, sie sollen uns als Sturm ernten. Sie sollen uns

Digitized by Google

als die Entfesselung des Ungewitters empfinden, das unheilvoll verhalten hinter der Stirn Ludwig Uhlands sich ankündigte und wir wollen seinen Kampf mit all unserem Wesen bejahen, indem wir sein Wort verneinen: Nicht rühmen will ich, nicht verdammen!

Wir wollen rühmen, wir wollen verdammen, die steifen Böcke genau so, wie die geduldigen Schafe, umso mehr, als sich eine Heiligsprechung der einstigen Revolutionäre im Namen der heutigen Konservierung breit macht. Man kann nicht Uhland und Hermann Kurz und J. G. Fischer und gar Schubart erwähnenswert finden, wenn man uns ignoriert. Im ganzen Reich sitzen heut junge Württemberger, in denen die Zeit gärt und sich vollendet und im Heimatland sind höchstens drei ungern und zwangsweise zugelassen. Wir wollen heim, unsere geistigen Feldzüge verlieren ihre stärkste Kraft, wenn sie, wie Reisläuferschlachten, auf fremden Feldern ausgekämpft werden. Wir wollen zu denen reden, die am besten wissen müßten, wie uns der Schnabel gewachsen ist, wir wollen für die reden, die bei uns zu Haus unserer Hilfe bedürfen. Die Landschaft unserer Jugend liegt immer im Sonnenlicht vor uns, aber wir dürfen in ihr nicht wirken. Unsere Landsleute empfinden es schmeichelhaft, wie uns Württemberg allmählich zum Märchen wird und halten uns mit dieser Illusion genugsam belohnt. Sie sind fast beleidigt, wenn man den zinnengekrönten Schauplatz des Stuttgarter Huzelmännchens auf seine politische Stickluft hin untersucht. Wir jungen Württemberger draußen im Reich wollen aber eine lebendige Heimat haben und keine literarhistorische Topographie und wenn der „März", seinem starken Namen getreu, dank einem günstigen Zufall, heut unsere Stimmen in die Heimat trägt, so mögen sie im selbstgerechten Schwaben roh und hart klingen und ganz im Widerspruch zu den braven Ueberlieferungen der schwäbischen Dichterschule: wir reden doch die Sprache der Heimat und hören, hören sollen sie uns!

Ulrich Rauscher

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30.

Digitized by Google

Die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand

Von Engelbert Pernerstorfer,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses

Die sinnlose Tat eines unreifen Gymnasiasten, der Ausfluß eines gedankenlos fanatischen Nationalismus, ist das Zeichen einer völligen Verwirrung der Geister. Die Pistole des serbischen Knaben richtete sich gegen jenen österreichischen Erzherzog, der, mag sein Bild noch so sehr in der öffentlichen Meinung schwanken, gewiß kein Slavenfeind gewesen ist. Es wurden ihm ja direkt slavenfreundliche Neigungen zugeschrieben, und er hat nichts dazu getan, um solche Meinungen zurückzudrängen.

Mit ihm ist eine große Hoffnung weiter politischer Kreise aus dem Tagesleben verschwunden. So widersprechend sonst alles war, was man da und dort über ihn erzählte, das stand fest, daß er ein bewußter Anhänger des römischen Katholizismus war und die christlich-soziale Partei in Oesterreich setzte die größten Erwartungen auf ihn. Auch das glaubte man von ihm vermuten zu dürfen, daß er eine „feste" Hand zeigen und daß er, wenn er es für notwendig halten würde, rücksichtslos dreinfahren werde.

Man sprach über ihn sehr viel Anekdotisches, aber seine Zurückhaltung und Verschlossenheit ließ kein rechtes Urteil darüber aufkommen, welches denn seine tieferen politischen Pläne seien. Man hielt ihn vielfach für einen Gegner des Dualismus. Hatte er in Vertretung des Kaisers in Budapest eine staatsrechtliche Funktion zu erfüllen, so blieb er nur so lange in der Stadt, als es durchaus notwendig war. Er vermied es nach Möglichkeit, in der Stadt zu übernachten. Jene politischen Richtungen, die auf ein neues „Großösterreich" hinarbeiten, was zur Zeit freilich nur in rein

Digitized by Google

theoretischer Form geschehen kann, setzten ihre Hoffnungen auf ihn. Noch mehr vertrauten ihm die Klerikalen. Zwar geht es diesen nie in Oesterreich schlecht und auch der alte Kaiser ist ein treuer, sehr treuer Sohn der römischen Kirche. Aber sein Leitspruch ist doch wahr: „quieta non movere“ und er will nach Möglichkeit alle Konflikte vermieden haben. Die Neuklerikalen aber suchen Konflikte. Sie wollen schrankenlose Herrschaft. Gleichberechtigung erscheint ihnen als unerträgliche Unterdrückung. In Franz Ferdinand sahen sie den künftigen Herrscher, der sich ihnen ganz zur Verfügung stellen würde.

Es ist sicher, daß er mit größter Sorgfalt alle katholischen Gebräuche befolgte. Man erzählte, daß er jeden Tag mit stundenlangen Gebetsübungen beschloß. Seiner Frau schrieb man einen großen kirchlichen Einfluß zu. Da diese Frau dem tschechischen Hochadel angehörte, so brachte sie ihn mit diesem in engste Verbindung, was viele Deutsche als ein bedrohliches Zeichen ansahen. Er war aber gewiß ohne jede nationale Voreingenommenheit und alle Völker Oesterreichs hatten in seinen Augen nur einen Lebenszweck: dem österreichischen Erzhause zu dienen. In ihm lebte ein starkes, autokratisches Gefühl des Gottesgnadentums, was gewiß eine der Ursachen war, daß er Kaiser Wilhelm sehr sympathisch gewesen zu sein schien. Dieses Gefühl hätte ihn ohne Zweifel in Widerstreit gebracht mit vielen modernen Geistesströmungen. Der Verlauf dieser Kämpfe hätte sich stürmisch und krisenreich abspielen müssen und es wäre vermutlich viele Kraft lebendig geworden. So haben es vielleicht auch die fortschrittlichen und politisch-radikalen Richtungen zu bedauern, daß dieser finstere und strenge Mann, den, wie es heißt, nie jemand hat lächeln gesehen, nicht zur Regierung gelangt ist.

Popularität hat er nie gehabt, sie wohl auch kaum angestrebt. Das widersprach schon seiner selbstherrlichen Natur. Er stand nach seiner Meinung viel zu hoch über der wimmelnden Masse, als daß es ihm geziemt hätte, um ihre Gunst zu buhlen. Die, gelinde gesagt, herbe Schroffheit seines Wesens offenbarte Seiten

Digitized by Google

seines Charakters, die ziemlich offen und allgemein kritisiert wurden. Was oft „hohen Herren" so große Beliebtheit einträgt, sorglose Freigebigkeit, war ihm nicht eigen. Obwohl einer der reichsten Magnaten der Monarchie war er in seinen wirtschaftlichen Angelegenheiten von der peinlichsten Genauigkeit. Von seinen vielen Beamten auf seinen vielen Gütern forderte er die strengste Pflichterfüllung. Wo sie fehlte oder gar in Untreue ausartete, da ließ er das Gericht funktionieren. Irgend eine Art von Milde kannte er nicht, hielt er wohl gar für übel angebrachte Sentimentalität. Sein verstorbener Bruder Otto scheint in allen diesen Dingen sein direkter Gegenpart gewesen zu sein. Er war eine sonnige, fröhliche Natur. Mit erblicher Anlage ist Franz Ferdinands Wesen also nicht zu erklären. So hat ihn das Leben zu einem solch düsteren Manne gemacht? Aber spürt man diesem Leben nach, so findet man nur zwei Tatsachen, die zu einer Erklärung herangezogen werden können. Die eine ist die schwere Erkrankung, die ihn bei seinem Eintritt in das reife Mannesalter ergriff. Eine schwere Lungentuberkulose zwang ihn, lange Jahre im Süden zu verleben. Dieses Leiden war wohl geeignet, in einem Manne Bitterkeit und Verdüsterung zu erzeugen, dem doch bei gesundem Körper die Welt aller Betätigung und alles Genusses offen stand. Aber er überwand die tückische Krankheit vollständig. Die zweite Tatsache war seine Heirat mit der Gräfin Chotek, die zu einer Zeit stattfand, da er schon erklärter Thronfolger war. Es läßt sich schon denken, daß bei einem so herrschbegierigen Manne, wie er war, der Gedanke ihn immer und immer wieder gequält hat, daß seine Frau nie neben ihm auf dem Throne sitzen würde, daß seine Kinder nie die Anwartschaft auf die Krone bekommen könnten. Aber wenn man diese Momente bei einer gerechten Erwägung aller Umstände auch noch so sehr in die Rechnung stellt — eine ausreichende Erklärung für seine übertriebene finstere Lebensanschauung können sie doch nicht geben.

Ein Vorgang in den letzten Jahren war es besonders, durch den er die allgemeine Meinung in schroffen Gegensatz zu sich

Digitized by Google

brachte. Das war der Ankauf und Absperrung des Blühnbachtales im Salzburgischen. Das rief große Mißstimmung in fast allen Kreisen hervor, die sich noch lange nicht gelegt hat und gewiß noch zu weiteren Mißhelligkeiten geführt hätte.

Daß der Mörder ein Serbe ist, gibt sehr zu denken. Der serbische Wetterwinkel des Balkans ist eine immer drohende Gefahr für Oesterreich, eine Gefahr, an der die österreichischen Staatsmänner durchaus nicht unschuldig sind. Für den heißblütigen serbischen Patrioten ist Oesterreich der Feind, den der törichte Knabe in Franz Ferdinand und seiner Gemahlin treffen wollte.

Der dänische Verfassungskampf

Von Alfons Fedor Cohn (Kopenhagen)

Nach dreivierteljährigen Scheinverhandlungen haben die dänischen Konservativen durch Obstruktion das radikale Ministerium Zahle in den offenen Konflikt mit ihrer Partei und auch mit dem König hineingetrieben. Im Grunde dasselbe Rückfallssymptom, das in Schweden durch den Sturz Staaffs und die dortigen Kosakenwahlen (analog unseren Hottentottenwahlen so benannt) sichtbar wurde und dessen ursächlichen Schaden die robust erstarkte Demokratie der skandinavischen Völker nur durch den verzweifelten Existenzkampf der privilegierten Reaktion erleiden konnte. In Schweden hatten die Wahlen von 1911, die ersten nach dem allgemeinen Wahlrecht, die Konservativen aus ihrer 40jährigen Machtstellung geworfen, und diese benutzten die ins Maßlose gereckte russische Gefahr, zu deren Abwehr sämtliche Parteien bis zu den Sozialisten, unter gewissen technischen Abweichungen, bereit waren, zu der skrupellosesten Parteihetze von geradezu amerikanischen Manieren. In Dänemark geht es vorab noch um die Demokratisierung des Wahlrechts selbst.

Digitized by Google

Die alte Verfassung von 1849 wurde 1866 dadurch reaktionär verschandelt, daß man die Hälfte der 54 Landsthings-(Oberhaus)-Mandate an die oberste städtische Steuerklasse und den feudalen Großgrundbesitz auslieferte. Da weitere 12 Landsthingsmänner vom König auf Lebenszeit ernannt wurden, so war unter dem konservativen Regime, das erst 1901 zu Fall kam, die demokratische Mehrheit der Wähler und des Folkethings in wesentlichen Fragen machtlos. Noch heute kann eine halbe Million gewöhnlicher Wähler nicht mehr Mandate zur ersten Kammer verteilen, als 30 000 Höchstbesteuerte und etwa 1000 Rittergutsbesitzer.

Die jetzige Vorlage auf Revidierung der Verfassung und des Wahlgesetzes, die bereits 1912 von dem altliberalen Ministerium Berntsen eingebracht, vom Landsthing aber gegen das Folkething verworfen wurde, und zu dessen Durchführung allein das radikale Kabinett, durch einen starken demokratischen Wählerzuwachs unterstützt, in Aktion trat, will diese privilegierten Wähler zur ersten Kammer wie die Königsdelegierten abschaffen, das Wahlrechtsalter zur zweiten Kammer auf das 25. Jahr hinabsetzen und das aktive wie passive Wahlrecht an Männer und Frauen verleihen. Bemerkenswert genug hat sich gegen das Frauenwahlrecht überhaupt kein parlamentarischer Widerspruch erhoben. Dagegen sind alle anderen Bestimmungen von den Konservativen und ihren heimlichen Schildknappen aus der liberalen Mittelpartei so zerzaust und verbogen worden, daß von den Grundlinien eines allgemeinen und gleichen Wahlrechts nichts mehr zu erkennen war.

Nachdem sich die Linke, Liberale, Radikale und Sozialdemokraten schließlich innerhalb dieser Grundlinien auf eine annehmbare Form geeinigt, nachdem sie im Folkething die Vorlage während dieser Session dreimal mit mehr als 100 Stimmen gegen 7 konservative angenommen hatte und auch die Annahme im Landsthing mit einer Stimme Mehrheit sicher war, machten die Konservativen durch Exodus das Haus beschlußunfähig und straften damit ihre angeblich bewiesene Verhandlungsloyalität aufs Gröbste Lügen. Der internationale Sozialistenschreck, die Angst vor steuerlicher Be-

Digitized by Google

lastung der großen Vermögen und Liegenschaften durch den völlig demokratisierten Reichstag trieb sie zu dieser Desperadopolitik, die immerhin zivilisierter aussah, als die ihrer schwedischen Leidensgenossen.

Die jetzige Kriegslage hat dem Ministerium Zahle von Anfang an vor Augen gestanden. Und da die Mehrheitsverhältnisse des Landsthings auch durch eine Auflösung unter dem alten Wahlrecht nicht wesentlich zu verschieben waren, so erklärte Zahle seinerzeit, daß dieser Auflösung auch die Königsabgeordneten verfallen würden, von denen zur Zeit noch drei auf der Rechten stehen. Es ist ein staatsrechtlicher Streit, ob über dem Ernennungsrecht des Königs sein Auflösungsrecht steht oder nicht; der Verfassungstext versagt jedenfalls hierüber, und es ist fast ein schlechter Witz, daß dieser redaktionelle Mangel den Endkampf des ganzen Verfassungstext ermöglichen kann. Das Auflösungsdekret schweigt dazu; in dem vorhergehenden Staatsrat hat der König jedoch zu Protokoll gegeben, daß die Auflösung sich nicht auf die Königsabgeordneten erstrecke, während der Ministerpräsident seine entgegengesetzte Meinung diktierte. Akut wird dieser Gegensatz erst nach den Wahlen; geben diese der Linken nur zwei Mandate mehr, so ist die Beschlußfähigkeit des Hauses gesichert, und das neue Grundgesetz, das keine privilegierten Wähler wie Abgeordneten mehr kennt, ist angenommen. Erhält das Ministerium diese Mehrheit nicht, fordert es Ersatz der Königsdelegierten durch seine Leute, was der König verweigert, und es geht ab.

Unzweifelhaft hat sich Zahle durch diese Lösung als den klugen Politiker erwiesen, der er bisher während des ganzen Handels unter den Parteien gewesen ist, der nur an die Sache und das Ziel denkt und die weniger heroische als kaufmännische Gabe besitzt, im rechten Augenblick das falsche Prestige und das starre Dogma zu opfern. Er konnte die Konservativen nicht tiefer treffen, als durch dieses letzte Kompromiß nach vielen Kompromissen, das nur ein scheinbares ist, und das ihm auf jeden Fall eine hohe

Digitized by Google

Anerkennung sichern muß: entweder als Schöpfer des neuen dänischen Grundgesetzes oder als der radikale Parteiführer, der trotz alledem nicht einen Deut seines Regierungsprogramms drangegeben hat, wenn ihn ein ungünstiger Wahlausfall stürzen sollte.

Im Augenblick sind die Wahlen, die sich über zwei Wochen erstrecken, noch im Gange, aber es steht bereits außer Zweifel, daß die Landsthingsrechte diesmal ebenso von ihrem Geschick ereilt werden, wie im Vorjahre die des Folkethings. Verfassungsgemäß muß die Grundgesetzänderung durch einen neuen Reichstag bestätigt werden. Auf die Wahlen dazu setzen die Konservativen, die auf das Anerbieten gütlicher Verhandlung bisher immer nur getrotzt haben, ihre letzte Hoffnung. Eine Hoffnung, die gleichbedeutend ist mit einem unmotivierten Umfall der jetzigen Wählermajorität gegen die Wahlrechts-Privilegien. Aber auch Christian X. wird solchen Wahlausfall segnen: er verschont diesen persönlich reservierten und konstitutionellen Monarchen vor einer Unpopularität, die der Bernadottische Vetter in Stockholm stets besessen, im analogen Falle leichtfertig vermehrt hat und eines Tages vielleicht schweren Kaufes büßen wird.

Zeitgeschichte

Von Ludwig Thoma

Das Sitzenbleiben

Das Herrenvolk der Deutschen beschäftigt sich seit Wochen mit der Frage, ob man die sitzen gebliebenen Sozialdemokraten nicht doch bestrafen könne.

Wenn der konservative Schmock sich das Wohlgefallen seiner Brotgeber durch zitternde Entrüstungen erschrieben hat, kommen die führenden Volksgeister und sprechen ihre Meinungen über die fünf Buchstaben aus, über deren innerste Gefahren und Bedrohlichkeiten beachtenswerte Worte fallen und werden aufgehoben, Verehrung und Liebe zum Kaiser quellen hervor aus aufgewühlten Herzen, und die deutsche Empfindung wird nicht fertig mit dem Fünfbuchstabigen.

Digitized by Google

Im Lande Sycophantia kann es keine brennendere Fragen geben.

Zum Schlusse kommen, wie immer und überall die Rechtslehrer.

Sie lassen zuerst das Volk sich austoben, dann mischen sie den gelehrten Schleim in das brodelnde Töpfchen.

„Was ist eine Aeußerung?"

„Kann man sich mit den fünf Buchstaben äußern?"

„Ist diese sozialdemokratische Aeußerung vor oder nach Schluß des Reichstags erfolgt, ist sie also immun oder nicht?" Und so weiter.

Natürlich kommt ein preußischer Rechtslehrer zu gesinnungstüchtigen Schlüssen, denn sonst würde er sich das Maul verbrennen.

Ein Berliner Professor kommt zu dem erhebenden Ende, daß von Gottes und Rechtswegen „während des nächsten Winters die ganze sozialdemokratische Reichstagsfraktion im Gefängnis sitzen und sich dort im Sitzen weiter üben könnte."

„Wenn, sagt dieser Rechtslehrer, die Justiz ihren Lauf genommen hätte."

Was für eine Perspektive!

Alle Widerwärtigkeiten des Reichstags mit einem Schlage behoben und dieses unbeliebte Parlament zur schönsten Volksvertretung umgewandelt!

Unsere freiheitlichen Institutionen haben so viel an Achtung in Europa zu verlieren, daß man diesen herrlichen Einfall eines der tüchtigsten Professoren wirklich in die Tat umsetzen sollte.

Das auszumalen wäre eine würdige Aufgabe für Staatsrechtslehrer, und auch der Professor der Medizin könnte zum Worte kommen, indem er uns erklärte, wo in den fünf Buchstaben die Ehrfurcht sitzt, die beim Kleben auf Stühlen unterdrückt oder sonstwie verletzt wird.

Es lebe die deutsche Wissenschaft!

Früher

Vor etwa dreißig Jahren mußten die Münchner, welche früh morgens über den Odeonsplatz gingen, einen Spaß sehen, den sie unerhört oder übel nannten, über den sie aber gewiß nicht in „ungeheure Erregung" gerieten.

Das Denkmal König Ludwigs I. war mit roter Farbe beklecket, das heißt nur das Antlitz des großen Kunstenthusiasten war bemalt und sah sonderbar genug aus. Dem einen der Pagen, der neben dem Pferde einherschreitet, war der Pinsel in die Hand gesteckt, in den Arm des anderen war der Farbtopf eingehängt worden.

Diese Steigerung der Unverfrorenheit wirkte eigentlich versöhnend. Ganz München lachte.

Digitized by Google

Man hatte junge Künstler oder Studenten in Verdachte, aber man gönnte es den Tätern, daß sie unentdeckt blieben.

Auch die, welche recht mißbilligend die Köpfe schüttelten, waren doch nicht geneigt, in dem Ulk — so hieß man das in jener angenehmeren Zeit — ein Attentat auf das Andenken des verstorbenen Königs zu sehen.

Die Polizei ließ die Farbe abwaschen und nach einer Stunde sah Ludwig I. wieder ehern und feierlich zum Hofgarten hinüber. Ich weiß nicht, ob die Untersuchung mit fieberhaftem Eifer geführt worden ist. Man war damals überhaupt nicht gerne fieberhaft und auch die Staatsanwälte rochen nicht so viel schlechte Gesinnung, wie heute.

Jedenfalls kam nichts heraus, und ein paar Tage nach dem Vorfalle redete man kaum mehr davon.

Mir hat etliche Jahre später ein Universitätsfreund den Täter, oder da es mehrere waren, den Rädelsführer genannt.

Es war ein Student, der heute ein angesehener Mann und Familienvater ist.

Und da er, wenn jene Erzählung meines Freundes auf Wahrheit beruht, ein Richter ist, so möchte ich ihn heute wohl fragen, wie er über das Berliner Urteil denkt, das den Verunzierern des Kaiser Friedrich-Denkmals je 1½ Jahre Gefängnis zuerkannte.

Geht es ihm wie dem Reiter über den Bodensee, der tot vom Pferde sank, als er hintendrein die Gefahr erkannte, in der er geschwebt hatte?

Wahrscheinlich nicht.

Denn er weiß, daß der Spruch gegen ihn nicht so grausam ausgefallen wäre.

Er hat einige Anhaltspunkte dafür in dem Verhalten der öffentlichen Meinung, die seine Tat recht milde beurteilte. Obwohl sie erheblich verbrecherischer war, als die des Rudolf Linke, denn der Münchner Attentäter hat das Antlitz der Majestät verkleckert, während der Berliner nur den Sockel beschrieb.

Die Gesinnung des Münchners war auch verdammenswerter.

Er wollte, von Niemand und durch nichts angereizt, bloß Aergernis erregen, Linke hat sich für ein Verbot des Polizeipräsidenten revanchieren wollen.

Und doch war gegen ihn die öffentliche Meinung so hart, daß sie seine Verurteilung zu 18 Monaten Gefängnis förmlich billigte.

Wird der erfahrene Richter, der nun aus jenem verwegenen Studenten geworden ist, den Unterschied finden, der seine Tat als Jugendtorheit und die des Linke als Verbrechen bewerten ließ?

Digitized by Google

Er liegt ausschließlich in der Klasse, und darin, daß man die Dummheit eines jungen sozialdemokratischen Arbeiters aus politischen Gesichtspunkten beurteilt.

Politik verdirbt nicht bloß den Charakter.

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

II

Das Zarenblatt (Schluß)

In der Nachrichtensammlung vom 20. Januar bis 7. Februar heißt es dann als Nummer 7: Infolge davon, daß im Laufe der letzten Zeit von den Anhängern der Tolstoi'schen Lehre eine sehr große Propaganda für die Sektierer, hauptsächlich für die Duchoborzen entstanden ist, und infolge des Aufrufs, alle verbotenen Werke Tolstois in Rußland und im Ausland zu verbreiten, wurde es nötig, Maßregeln gegen die Hauptmitarbeiter Tolstois bei dieser Propaganda — das sind Offiziere a. D. Tschertkoff und der Sohn eines Generalmajors Birjukoff und der erbliche Ehrenbürger Treguboff — zu ergreifen, um ihre weitere Propaganda unmöglich zu machen oder wenigstens in ihrer unheilvollen Wirkung abzuschwächen. Zu diesem Zweck wurde eine besondere Versammlung (der Polizei natürlich, K. A.) einberufen, um die schädliche Tätigkeit dieser drei oben genannten zu besprechen, und diese Versammlung hat in ihrer Sitzung vom 31. Januar dieses Jahres beschlossen: sie sollen für fünf Jahre unter öffentliche Polizeiaufsicht gestellt werden; und zwar Tschertkoff in der Stadt Fellin, Birjukoff in der Stadt Bausk, Treguboff in der Stadt Gildingen. Diese Verordnung wird jetzt durchgeführt. Aber nur gegen Birjukoff und Treguboff, weil Tschertkoff sich ins Ausland begeben will. Da aber das ganze große, schriftliche Material über die Duchoborzen und die Sekten in die Hände von Gesinnungsgenossen der Anhänger Tolstois fallen und zum Werk der Propaganda dienen könnte, wurde zum Zweck der Konfiskation eine Durchsuchung des Hauses, wo Tschertkoff wohnte (also das Haus seiner Mutter, K. A.) für nötig befunden, zumal in dem Haus auch andere Anhänger Tolstois wohnen. Am 2. Februar wurde dort ein sehr großes Material konfisziert. All dies Material wird jetzt gelesen."

Das ist alles, was der Zar aus seiner Zeitung über Tolstoi zu hören bekommt. Das ist das, was des Ministers des Innern wie der Polizei

Digitized by Google

„besondere Aufmerksamkeit" erregt hat, denn der erste Band des „Zarski Listok" vom Jahre 1897 wurde dem Zaren mit folgender Bemerkung überreicht: „Ich habe die Ehre, Ew. Majestät untertänigst diese Sammlung von Nachrichten zu unterbreiten, die besonders unsere Aufmerksamkeit erregen, welche im Departement der Polizei eingelaufen sind. Minister des Innern: Goremykin." Wenn ein Russe den Namen dieses Ministers des Innern hört, muß er lachen, denn von ihm heißt es wirklich nomen est omen. Man übersetzt Goremykin wohl am besten mit „Jammerträger", und die Russen finden, daß dies gerade für einen russischen Minister des Innern ein besonders zutreffender Name sei.

Aber wir können aus dem Vierteljahrband des „Zarski Listok" auch ersehen, in welcher Weise der Zar über die Pogrome informiert wird. Man wird aus dem Folgenden sehen, daß dabei nach Ansicht der Polizei eine Ziege den entscheidenden Anstoß gab. Dieser Ziege begegnet man immer wieder in solchen Polizeiberichten. Nach den Angaben der Polizei muß sie bei sehr vielen Pogromen das eigentliche „Karnickel" gewesen sein.

Unter den Nachrichten vom 19. Februar bis 7. März lautete die Nachricht Nummer 15 so: „Der nach Spola kommandierte Adjutant der Kiewer Gendarmerie schreibt in seinem Rapport über den dortigen Pogrom folgendes: Freitag den 14. Februar begaben sich sechs Bauersleute von einem benachbarten Gut nach Spola zu einer Mühle, um dort ihr Brotgetreide mahlen zu lassen. Sie übergaben es dort einem Juden. Sie selbst warteten, bis das Getreide gemahlen sei, machten derweil Einkäufe und tranken dabei einige Flaschen Wodka. Der hatte eine besondere Wirkung auf den jüngsten von ihnen, Dimitri Gabno. Als um 6 Uhr abends zu einem Wagen mit Heu, der bei der Mühle stand, eine Ziege kam, um von dem Heu zu naschen, stieß sie zufällig ein kleines Faß mit Heringen um, das dem Gabno gehörte. Das brachte den Gabno außer sich, und er fing an, die Ziege mit einem Stock zu schlagen, indem er ihr und ihrem Besitzer fluchte. Der Besitzer der Ziege, der dabei stand, ein jüdischer Fuhrmann, und noch einige Juden, hauptsächlich Fuhrleute und Schmiede, wie man sagt, mehr als hundert Mann, eilten der Ziege zu Hilfe. Die Bauersleute, die vom Wodka sehr erregt waren, haben den Ansturm der Juden, obwohl diese in der Uebermacht waren, abgewehrt und die Juden sogar verfolgt. Als die Juden aber merkten, daß sie in der Uebermacht waren, kehrten sie wieder um und haben einige von den Bauersleuten grausam geschlagen und verwundet. Einige Juden haben einen in Spola ansässigen Polizisten zu Hilfe geholt. Da aber der Sonnabend nahe war, gingen die Juden bald nach Hause. Die verprügelten Bauersleute wurden in das Kranken-

Digitized by Google

haus gebracht, wo man ihnen die erste Hilfe angedeihen ließ. Aber sie waren so zugerichtet worden, daß sie noch am 20., eine Woche später, im Bett bleiben mußten und es nicht verlassen konnten.... Dienstag den 18. Februar frühmorgens kamen in Spola einige Bauersleute auf dem Jahrmarkt zusammen. Am Tage war noch alles ruhig, obwohl man bemerken konnte, daß die Bauern die Juden zum Streit herausfordern wollten. Aber die Juden benahmen sich sehr korrekt und gingen jeder Gelegenheit zum Streit aus dem Wege. Um vier Uhr nachmittags hatte einer von den Juden, der einem Bauern ein Pferd abgekauft hatte, einige Rubel vom Kaufpreis nicht bezahlt. Es kam zum Streit, und dieser Zufall wurde das Signal zu einer gemeinsamen Bewegung gegen die Juden. An einigen Stellen haben einige Bauern die Juden mit Peitschen und Stöcken geschlagen.

Als nun die Juden vom Marktplatz in das Städtchen flohen, verfolgten sie die Bauern auf ihren Wagen, und in der Hauptstraße sprangen sie von den Wagen) und zerschlugen die Fenster der jüdischen Häuser. Alle Bitten und Ermahnungen an die Bauern waren vergebens (stehende Redewendung in den Polizeiberichten, K. A.). So mußten die Polizisten denn alle ihre Bemühungen darauf richten, daß die Bauern möglichst schnell weiter fuhren. Das war auch einigermaßen gelungen. Als nun die Bauern schon aus dem Städtchen heraus waren, haben sie alle Wagen an einen Platz gebracht, und einige zu Fuß und einige zu Pferd insgesamt nach Angabe der Juden 70 Mann, drangen wieder in das Städtchen ein, mit Knütteln bewaffnet, wo sie die jüdischen Häuser und Läden im Zentrum zu zerstören anfingen. Dazu gesellten sich auch noch als Stadtbewohner einige Arbeiter der dort befindlichen Zuckerfabrik, darunter hauptsächlich Schlosser. Es wurden einige Schlösser, sogar solche von schwierigster Konstruktion, mit Leichtigkeit geöffnet. Dies Oeffnen konnte nur mit Hilfe von Spezialisten und speziellen Instrumenten zustande gebracht werden. Als nun die Menge der Bauern wieder ins Städtchen kam, begannen alle zu schreien: „Die Juden haben einige von den Unseren getötet, schlagt sie, Kinder!" Zuerst wurden die Häuser einiger reicher jüdischer Kaufleute zerstört. In ihnen wurden alle Möbel und aller Hausrat buchstäblich zu Spänen zerschlagen. Wertsachen wurden mitgenommen und weggetragen. Die Polizei, da sie sich machtlos fühlte, den Pogrom zu verhindern, wollte der Menge gütlich zureden. Das war aber erfolglos, und da die Polizei sehr gering war, war sie zu völliger Untätigkeit verurteilt. Deshalb bat der Pristaff (Polizeiwachtmeister) depeschiert und beim Bezirksvorsteher die Hilfe der Soldaten verlangt.

Digitized by Google

Als die Bauern, die noch nicht im Städtchen waren, erfuhren, daß der Pogrom einen so glücklichen Anfang genommen habe, haben sie sich mit den ersten Unruhstiftern vereinigt, die Häuser am Marktplatz beraubt und alles, was nur möglich war, fortgetragen. Was sie nicht mitnehmen konnten, haben sie zerschlagen und verdorben. Diese Zerstörung dauerte bis in die Nacht. Erst um zwei Uhr, als sich das Gerücht verbreitete, in der Frühe kämen Soldaten, sind mehrere von den Bauern nach Hause gefahren. Aber die Mutigeren sind in der Nähe des Städtchens im Freien verblieben und warteten dort ab, was weiter geschehen würde. Die jüdische Bevölkerung der Stadt war so verwirrt, daß sie gar nicht an Widerstand dachte. In Spola gibt es nicht weniger als 3000 erwachsene Juden. Die Zahl der Bauern betrug nicht mehr als 1000. Wer von den Juden konnte, verreiste in die benachbarten Städtchen. Die Bauern suchten Unterkunft am Bahnhof in den Bahnhofsgebäuden. Am 19. Februar erwartete man, daß die Soldaten kämen. Um sechs Uhr morgens ist aus Swengorodka (der Bezirkshauptstadt) der Bezirksvorsteher mit einigen Polizeiwachtmeistern und zehn Polizisten gekommen, und bis 11 Uhr war alles in der Stadt ruhig. Als aber die Bauern erfuhren, die einen Spion nach dem Bahnhof geschickt hatten, daß mit dem letzten Zug um 11 Uhr keine Soldaten kämen, drang die ganze Menge wieder in Spola ein. Sie setzten, obwohl die Polizei protestierte, den angefangenen Pogrom fort, indem sie die noch nicht beraubten Häuser und Geschäfte der Juden zerstörten und beraubten. Alle Ueberredung der Polizei war unnütz.

An diesem Tage hatte nur ein Mensch einen gewissen Einfluß auf die Menge, das war ein gewisser Jordan, der von einer Gruppe zur andern ging und bat und flehte, man möchte die Zerstörung unterlassen. Wohin er kam, schwiegen die Bauern und fingen den Pogrom an einer anderen Stelle an.

Hier muß auch die Selbstaufopferung eines jungen Priesters erwähnt werden, der auf Bitten der Polizei und aus eigener Initiative am Dienstag und Mittwoch zu den Bauern ging, das Kreuz in der Hand, bat, nicht mehr zu sündigen und den Pogrom zu unterlassen. Die Bauern küßten das Kreuz und rieten dem Priester, nach Hause zu gehen. Sie sagten: „er kam doch nicht mit dem Kreuz heraus, als man die Unseren geschlagen hat“. Damit meinten sie die Bauern, die am 14. geschlagen worden waren. Insgesamt wurden in Spola ungefähr 300 jüdische Läden und 500 Häuser demoliert. Aber es gab keinen Toten unter den Juden. Die Schläge, welche die Juden bekamen, waren so leicht und unbedeutend, daß die Bauern damit beweisen wollten, wie sie die jüdische Nation gering-

Digitized by Google

schätze und hasse. Am 19. Februar sind die Kosaken gekommen und mehrere Bauern verließen die Stadt. Doch kamen in der Nacht noch zwei bis drei Fälle von Zerstörung jüdischer Häuser in den Vororten vor. Als am 20. Februar wieder mehrere Bauern in die Stadt kamen, nahm die Polizei an, das seien die, welche den Pogrom angestiftet hätten, und nahm sie fest. Es wurden 420 festgenommen und aufgeschrieben, darunter hauptsächlich Frauen und Kinder, die sagten, daß sie nach Spola gekommen seien, um Salz einzukaufen. Als alle festgenommen, aufgeschrieben und versammelt waren, wurde in Gegenwart des Gouverneurs die Exekution an den zehn Hauptführern des Pogroms vollzogen. Sie erhielten in Gegenwart der Aerzte sechs bis acht Rutenschläge. Obwohl die Leute so mild gestraft wurden, hat diese Exekution doch großen Eindruck gemacht.

Als der Gouverneur nachher eine kleine Rede hielt, in der er die schlimmen Folgen solcher Pogrome dartat, und den Leuten befahl, gleich nach Hause zu gehen und darauf zu achten, daß es sich nicht wiederhole, weil dann jeder so exekutiert werde, da fielen alle Leute auf die Knie und begannen um Verzeihung zu bitten."

Wirtschaftspolitik

Von Dr. Alfons Goldschmidt

Göppert und Havenstein

Der Staatskommissar an der Berliner Börse, Geheimrat Göppert, ist Unterstaatssekretär im preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe geworden. Intelligenz, Wissen und Energie treiben ihn schnell vorwärts. Man sagt ihm eine Höhenstellung voraus. Jedenfalls ist er keine Kompromißnatur wie Hemptenmacher, vielmehr ein ernster Theoretiker mit praktischem Interesse. Er hat sich nie beschauend und referierend begnügt, ohne Mammonfurcht hat er Reformwünsche vorgebracht, die der Jobber kläglich beheulte. 1912 warnte er: „Der Umfang, den die Spekulation neuerdings namentlich auf dem Kassa-Industriemarkt annimmt, gibt zu ernsten Besorgnissen Anlaß. Anscheinend ist es das Publikum, das durch seine Kaufaufträge die ungewöhnlichen Kurssteigerungen der letzten Tage veranlaßt hat. Die Befürchtung liegt nahe, daß ein nach allen Erfahrungen unausbleiblicher Rückschlag, der um so zeitiger und plötzlicher eintreten muß, je

Digitized by Google

mehr sich Uebertreibungen häufen, für sehr weite Kreise schwere Verluste bringen wird. Es darf vorausgesetzt werden, daß die Banken und Bankiers sich dem Ernst der Lage nicht verschließen und durch Warnungen und Krediteinschränkungen ihre Kundschaft zur Mäßigung anzuhalten suchen. Ein durchgreifender Erfolg ist aber bisher noch nicht zu verzeichnen. Ich verkenne nicht, daß dem Börsenvorstand Mittel zur Unterdrückung der Mißstände kaum zu Gebote stehen. Unter den obwaltenden Umständen halte ich mich gleichwohl für verpflichtet, Maßnahmen zur Erwägung zu stellen, die wenigstens zu einer Milderung führen könnten. Insbesondere dürfte zu prüfen sein, ob es angängig ist, im Kassageschäft an dem System des Einheitskurses ausnahmslos festzuhalten." Auch später hat er, sobald sich die Gelegenheit bot, mehr Solidität gefordert. Ein Staatskommissar ist respektiert, wenn er die Augen offen und die Stirnfalten streng hält. Aber die Schnippchenschläger machen doch hinter seinem Rücken, was sie nicht dürfen. Da wird eine für den Fiskus sehr wenig rentable Geschäftsvereinheitlichung betrieben, da wird neben der offiziellen Maklerei ein bißchen viel „unter der Hand" geschoben, was in keinem Journal zu finden ist. Da hütet die Bankangestellten-Spekulation, da wird der „freie Markt" zum frechen Markt. Ob Kassaabschluß oder Terminengagement, die Spekulation macht ihre Manöver. Aber Göppert hat ins Gewissen geredet, hat Schrecken eingejagt, und das ist immerhin schon etwas. Auch hat er sich nicht einfangen lassen, hat, wie man hört, einen Goldantrag zurückgewiesen und wird hoffentlich als sichtbare Assistenz des Handelsministers den Weg zu kaufmännischer Besonnenheit und Ehrlichkeit weiter gehen. Hemptenmacher vertauschte den offiziellen Platz mit der Stellung des Großbankdirektors, ohne daß sich seine Tendenzen änderten. Die Börse hatte ihn gern, weil er die Börse gern hatte. Hemptenmacher war eine Bankiernatur, Göppert hat andere Ziele.

Mit Havenstein, dem Reichsbankpräsidenten, verbindet ihn manches. Havenstein will es durch Besserung der Bankenliquidität erreichen, durch Antreiben zur Wechselvorsicht und zur Beleihungsmäßigung. Zwei Idealwahrer an materiellen Zentralen. Vor Jahren schon hat Havenstein eine Auffüllung der Barbestände verlangt, um eine Prophylaxe gegen Krisenzeiten zu schaffen. Man hat sich einverstanden erklärt, aber nicht das Versprechen realisiert. Jetzt erhöht der Reichsbankpräsident seine Liquiditätsforderung, er will eine Verdoppelung der Depositen und Kreditorenbedeckung. Die Berliner Großbanken sollen ihrer Riesenhaftigkeit entsprechend 10% im Jahresdurchschnitt parat halten, die Provinzbanken in einer gradatio ad minus weniger. In zwei Jahren soll der Pegelstand

Digitized by Google

erreicht sein. Kommen wieder Perioden der Kreditnot und des Barschreckens, so können die Banken besser ausschütten. Um 350 bis 400 Millionen Mark soll die Liquidität steigen. Man wettert gegen das Verlangen, wird sich aber fügen, da man sonst das Depositengesetz noch früher haben würde. Es ist kein Zweifel: Der Zwang zur Bardeckung ist nur eine Etappe zum Depositengesetz, aber eine vernünftige. Hat man die Banken erst einmal an bestimmte Anlagerichtungen gewöhnt, hat man die Geldwillkür eingeschränkt, so wird das Gesetz keine Grausamkeiten mehr üben. Man wird sehen, es geht auch so. Die „Gewerbefreiheit" wird nicht ruiniert. Der Gelddirektor glaubte bisher fahrlässig zu handeln, wenn er nur einen Groschen ungenützt in der Kasse ließ. Bereit sein ist auch etwas, ist sogar sehr viel, das sollte man nachgerade doch gemerkt haben. Im Frühling werden uns die schönsten Bankliquiditätsberechnungen präsentiert. Aber die Kalkulatoren kennen nicht die Bonität der Unterlagen. Sicher, totsicher, ist nur das bare Geld. Metall und garantierte Surrogate. Man kann oppositionswütig sein, aber man muß das Wirken dieses Trios anerkennen: Sydow, Havenstein, Göppert. Alle drei arbeiten einer Hebung der Geldmoral zu, einer Ausmerzung der Spekulationswildheiten, einer größeren Gewissenhaftigkeit der Kreditgewährer und Kreditnehmer.

Zinn

Das ist ein Markt, der nicht langweilt. Entweder gibt es einen Corner oder aber ein Purzeln, daß alles drunter und drüber geht und die Baissiers einen Freudentanz mit nachfolgendem Conterminensturm veranstalten. In London sitzen einige Dunkelmänner, die gegen alle Reformversuche manipulieren. Sie haben die Leinen straff, aber wenn die Weltwirtschaft müde ist, müssen auch sie nachlassen. 1908 war in Köln der Durchschnittspreis für Bankazinn 274,8 Mark pro Doppelzentner, 1913 war er beinahe 414 Mark. Den Haussiers kam das Bedarfsanwachsen zu statten, besonders die amerikanische Weißblechindustrie hatte Hunger. Die Gründungsspekulanten übernahmen sich, in Cornwall, in Westindien, auf Malakka, auf den Sunda-Inseln Banka und Billiton, in Bolivien, Peru und Australien wurde eine Mine nach der anderen aufgemacht. Auch in guten Konsumzeiten ging die Produktion schon weiter als die Nachfrage, aber die Manöverierer in London verhinderten noch die Katastrophe. Dann kamen Ende 1913 und 1914 die Wirtschaftslähmungen, die Vereinigten Staaten hatten ihre Tarifskrise und den Krach in Mexiko. Die Verbraucher wollten nicht mehr und plötz-

Digitized by Google

lich gab es ein Bröckeln und Purzeln, daß das Zinnpreisniveau meilenweit von der alten Höhe entfernt war. Weißblechfabriken, Staniolverbraucher, Eß- und Trinkgeschirrbetriebe, die Metallverzinnung, die Spiegelfabrikation, alle schränkten ihre Bezüge ein. Das waren Jubeltage für die internationale Baisseclique. In den Produktionsländern aber förderten die Großen kräftig drauf los, sie dachten gar nicht daran, das Quantum zu mindern, sie wollten die mittleren und kleinen totschleudern. Uebertriebene Produktion und schwacher Verkehr, was Wunder, daß die Zinnnotierungen weiter und weiter rutschten. Die Händler wurden immer reservierter, waren froh, wenn sie Minimalbestände hatten und die Zinnverbraucher kalkulierten auf einen noch tieferen Tiefstand. Ein wilder Markt, ein dunkler Markt, ein gefährlicher Markt. Zinnspekulationen involvieren ein kaum entschuldbares Risiko. Man muß sich also vorsehen.

Das hat der Direktor der E. F. Ohles Erben, Aktiengesellschaft in Breslau, eines Zinnwalzbetriebes, nicht getan. Er hat Termin gespielt und auf dem Unternehmen lastet jetzt ein Quantum, das kaum erträglich ist. Zinn ist eine recht wertvolle Sache, jede kleine Differenz macht schon bei Mittelmengen viel aus, danach wird ein umsichtiger Verwalter disponieren. Er wird über eine Zweimonatsdeckung nicht hinausgehen. Der Direktor aber hat auf einen Riesenblock gesetzt und hat dabei einen Riesenverlust erlitten. Die Aktionäre können sich nun mit der Frage beschäftigen: „Wie soll fremdes Geld verwaltet werden?" Man hat den Danebenspieler entlassen, hat eine Revision veranlaßt und wir warten auf die Klarlegung. Doch wissen wir jetzt schon, daß der verfolgte Direktor nicht der einzige Schuldbock sein darf. Kaum war das Debacle an der Oeffentlichkeit, da begann der Aufsichtsrat die Reinwäsche. Er hatte, so beteuerte er, alle Kontrollpflichten erfüllt, der Direktor sei allein der Bösewicht, er habe die Kompetenzen weit überschritten. Der Direktor aber sagte es anders, sagte es dann wieder unter dem Einfluß des Aufsichtsrats, wie die Herren es wollten, und als man ihn entfernt hatte, sagte er es wieder wie er es anfangs gemeint. Dem Aufsichtsrat war die Wäsche nicht gelungen, wohl aber hörte man von Frühverkäufen derjenigen, die mit der Sache eher Bescheid wußten, als die Oeffentlichkeit. Man wird hoffentlich erfahren, was sie getan haben und was sie unterlassen haben. Man wird eine Rücksicht nicht üben dürfen, die Aktionärgemeinschaften, die sich gegen Spekulationsunfug und Kontrollmangel gebildet haben, sollten diesmal durchführen, was Aktionärvereinigungen sonst nicht wagen. Hier sind Regreßmöglichkeiten, hier sind Faßbarkeiten, hier ist von einer Aufsichtserfüllung der Aufsichtsinstanz nicht die Rede. Mehr als der Spezialfall reizt mich

Digitized by Google

das Prinzipielle. Es ist ja nur ein Beispiel. Das Aktienkontrollwesen schreit nach Reform, Aufsicht und Publizität müssen verbessert werden. Hinterher-Entschuldigungen dürfen nicht gelten, Prophylaxe ist nötig. Es muß vermieden werden, nicht aber darf man es immer wieder bei dem Regreßfuchteln bewenden lassen. Wir brauchen eine Aktienaufsicht. Sie schreien: „Knebelung der Unternehmungslust, der Gewerbefreiheit, der einfachsten Handelsrechte!" Das ist immer geschrien worden, die Hypothekenbanken haben es geschrien, die Versicherungsgesellschaften, die amerikanischen Bahnverwaltungen. Geschadet hat der Zwang noch nie. Wie jetzt Herr Havenstein die Banken zur Erhöhung der Barreserven veranlaßt, zur Bereithaltung und damit zur Spekulationsvorsicht, so wird man die Aktienverwaltungen zu einer brauchbaren Publizität und zu einer vertretbaren Disposition zwingen müssen. Wie darunter das gewerbliche Fortkommen leiden soll, ist unverständlich. Das heißt doch einfach die Unsolidität zum Dogma erheben, denn man will ja weiter nichts als Schwindel und Fahrlässigkeit verhindern: Zinnreinfälle und andere Reinfälle, geheime Verwaltungsgeschäfte mit Provisionsverteilung, Vorverkäufe und Vorkäufe. Die Dunkelmännermanöver würden erheblich weniger werden. Soll man denn diesen Verwaltungsunfug weiter rasen lassen? Das wäre unverantwortlich. Schließlich gewöhnen sie sich an die objektive Kontrolle und das Publikum freut sich über das mindere Risiko. Die Ohles Erben-Verwaltung hat das Verdienst, die Gefahr recht deutlich gemacht zu haben.

Digitized by Google

Urneger und Renntierfranzosen

Von Raoul H. Francé (München)

Die uralte Ueberzeugung aller Völker wiederholt mit Beharrlichkeit, in die verschiedensten dichterischen Bilder gefaßt, daß die Gegenwart dem sinkenden Teil des Weltenrades angehört. Fast immer gibt sich die Volksdichtung dem Gedanken hin, daß der Mensch aus einem goldenen Zeitalter niedergestiegen sei und sein Bestes schon hinter sich habe. Nicht vor ihm, sondern im Nebel fernster Vergangenheit liege die Zeit der Edelrassen, sogar eine unbegreiflich reiche und glückliche Kultur, zu der sich die Gegenwart ausnimmt, wie das Lämpchen im Tageslicht.

Aber die Naturwissenschaft setzt sich starr und schroff diesem schönen Glauben entgegen mit ihrer Entwicklungsformel, die das „goldene Zeitalter" erst an das Ende einer Kette setzt, deren Anfänge zurückreichen in ein unsäglich trauriges, wildes, armseliges tierisches Dasein, in dem der Mensch noch keinen seiner Ehrennamen verdiente. Sie beruft sich dabei auf das Zeugnis der Erdgeschichte, aus der sie die stufenweise Vervollkommnung aller Lebendigen ablieſt, die überaus langsame Herausbildung des Menschen aus einem Ast des großen tierischen Stammbaumes, den Leidensweg der Kultur aus den ärmlichsten Anfängen, denen gegenüber uns wahrhaft Ueberhebung befallen muß darob, „wie herrlich weit wir es schon gebracht ...."

Ich war aber vor kurzem an einem Ort, der dieser Entwicklungslehre der Kultur in gewisser Hinsicht einen Stoß versetzt.

Es war just an dem Punkt der Welt, wohin keiner kommt um zu lernen, wohl aber alle um zu genießen: an der Azurküste. An dem paradiesischen Strandweg der Corniche, der von Menton zur italienischen Grenze führt. Beschneite Bergesketten in den

Digitized by Google

malerischesten Formen blicken auf diese Straße herab, die das violettrote Glühen der Bougainvilleen, der Schatten der Bambussträucher, der Duft von Rosen und Heliotropen umsäumt; das Meer rauscht sein ewiges Lied und breitet seinen Schleier aus Sonnenduft und hellem Blau gewoben und jeden Nachmittag ziehen hier Hunderte durch, ganze Karawanen von Autos und Radfahrern — aber keiner ahnt, was sich hier in den dunklen Grotten wohl bergen mag, die das Meer in Vorzeiten in die Felswände genagt und die allerorten zwischen Garavan und Ventimille den roten Kalkstein durchsetzen. Diese Höhlen sind Grabstätten eines Lebens, das in die Jahrzehntausende, vielleicht sogar um eine Jahrmillion weiter zurückreicht. In diesen Grotten haben Menschen gelebt um die Zeit, als selbst Massilia die uralte Pflanzstadt der Phönizier, nicht stand, als die Berge im Norden alle ein undurchdringlicher Eiswall waren, als in den Felsentälern Nashorne weideten, Elefantenherden im Jungholz brachen und an den sumpfigen Flußmündungen Nilpferde im Schlamm fuhlten.

Wie kommt man zu so phantastischen Behauptungen?

Man kann sich von ihrer Wahrheit überzeugen, wenn man eine dieser Grotten, z. B. die Kindergrotte oder die noch besser erschlossene „Barma grande" besucht. Man steht darin vor einem Freilicht-Museum, wie es auf Erden sonst nicht vorhanden ist.

Ursprünglich waren diese Höhlen wie jede andere mit einer mehrere Meter hohen Lehmschichte erfüllt, wie sie sich ständig, durch Staubablagerung und das von den Decken tropfende schlammhaltige Wasser in jeder Grotte bildet. Unendlich langsam, in jedem Jahrzehnt und Jahrhundert den Boden um einen Millimeter erhöhend. Zehn Meter hoch lag dieser Höhlenlehm in der Kindergrotte von Menton auf dem felsigen Untergrund und verriet dadurch, daß diese zehn Meter Erde mindestens hunderttausend, möglicherweise fünfmal so viel Zeit zu ihrer Bildung brauchten. Ein Kalender ist dadurch in unsere Hand gegeben, aus dem man bequem das Abrollen der Jahrtausende ablesen kann. Was sich

Digitized by Google

im „Horizont" von zehn Meter Tiefe befand, geriet dorthin vor hundert Jahrtausenden, was im Horizont von zwei Metern lag, war vor zwanzigtausend Jahren dort auf den damaligen Boden gelegt worden.

Man hat vorsichtig den Höhlenlehm Zentimeter um Zentimeter abgetragen, die feine fruchtbare Erde durchgesiebt, man hat darin allerlei gefunden und dadurch haben uns die Kindergrotte, die Prinzengrotte, die Barma grande, und wie die Höhlen von Menton sonst noch benannt sind, selbst ihre Chronik erzählt. Auf diese Weise haben wir die merkwürdigsten Dinge erfahren.

In der Kindergrotte lagen in zehn Meter Tiefe die Knochen von Raubtieren. Es waren Höhlenbären- und Nashorn-Knochen. Darüber fanden sich Asche und die Reste eines Herdes, vermischt mit den Knochen von Elefanten und Nashörnern. In 7,75 Meter Tiefe lag ein Doppelgrab. Ein Jüngling und ein Weib waren hier begraben; wie schutzsuchend ruhte der Knabe noch im Tode in den Armen der Mutter. Sie waren einst reich geschmückt. Noch hing um den fleischlosen Hals die Kette aus Muscheln, die damals wohl „letzte Mode" war. Aber die Toten und ihr Schmuck erzählten eine merkwürdige Geschichte. Ich habe beide gesehen und habe das Rätsel des Menschen im Halbdunkel dieser stillen Höhle in der sich der Orgelton der nahen Brandung gar seltsam brach, tiefer empfunden als sonst vor unbegreiflichem Menschenwerk. Denn dieser vor Alter rostrote zermürbte Schädel hatte den vorstehenden Kiefer der Neger und die Muschelkette war aus Schnecken zusammengefügt, die weder jetzt noch jemals im Mittelmeer lebten, sondern im indischen Ozean ....

Wer waren diese zwei Unbekannten, die vor so vielen Jahrzehntausenden mit Elefanten und Flußpferden, also in einem fast tropischen Klima in Europa hausten? Waren es zufällig von Afrika herübergewanderte Neger? Aber in welchem Boot haben sie dann das Meer überquert? Hat der Urneger so ferner Vorzeit, dessen Nachkommen noch heute keine Schiffe für Fernfahrten ersonnen haben, einen solch entwickelten Schiffbau be-

Digitized by Google

sessen? Das können wir nicht glauben. Und so stehen wir vor den Gräbern von Menton mit dem zweifelnden Gefühl, daß sie ein großes Menschengeheimnis der Vorzeit bergen. In den Alpen haben wohl einst negerartige Menschen gelebt.

Aber woher nahmen sie dann ihre indischen Nassa muscheln? Die Urzeitforscher zucken die Achseln zu dieser Frage. Man hat eben Handel getrieben, Handel vom indischen Meer bis zur Riviera vor fünfzigtausend Jahren.... Das ist der zweite seltsame Punkt. Gedankenvoll betrachten wir die übrigen Ausgrabungen. Sie sind sehr reichlich; in der Prinzengrotte allein fand man an zwanzigtausend Steingeräte: Klingen, Schaber aus Feuerstein, um Felle zu bearbeiten, Spitzen von Pfeilen und Kratzer, welche beim Essen die Stelle des Messers vertraten. Es waren Steinzeitmenschen, die da hausten, durch unermeßlich lange Zeit hindurch Geschlecht um Geschlecht am gleichen Ort vor ihren Höhlen saßen, sich im Schutz der überhängenden Felswände sicher fühlten, dem Donner der Brandung lauschten und in den langen, langen Tagen, da der Winter sie an das Herdfeuer fesselte, Steine zurechtbosselten, Knochen schnitzten, auf allerlei Kunstfertigkeiten gerieten und das Abc der Kultur- und Kunstgeschichte erlernten. Viele Jahrtausende hindurch muß das Volk von Menton in seinen Höhlen gehaust haben, denn fast fünf Meter Höhlenlehm decken das Doppelgrab der Kindergrotte. Nach unserem „Erdkalender" entspricht das wenigstens dem Zeitraum von fünfzigtausend Jahren.

Das unbekannte Negervolk hat seine Toten nicht begraben, sondern, wie es viele Naturvölker auch heute noch tun, sie mit Steinen bedeckt frei beigesetzt. Natürlich wurde ein solche Höhle, in der Tote lagen, nicht wieder bewohnt. Erst als aus dem Höhlenlehm eine genügend dichte Decke über die Knochen gebreitet war, fanden Neuankömmlinge die düstere Stätte wieder wohnlich. In unserem besonderen Fall hatte sich sogar noch etwas ereignet, was die Spuren der Vergangenheit verwischte. In fünf Meter Tiefe fanden sich reichlich Felstrümmer und Schutt als Zeugen

Digitized by Google

eines Deckeneinsturzes, wie er in wasserdurchsickerten Höhlen stets zu gewärtigen ist. Und in den Lehmschichten, die sich nach diesem Ereignis ablagerten, spricht sich eine ganze Weltenwende aus. Zwischen zwei und fünf Meter finden sich die Knochen anderer Tiere als vordem. Das Nilpferd, das tropische Nashorn, die großen Mahlzähne der Elefanten sind verschwunden, dafür findet man Kiefer von Renntieren, die Knochen von Hirschen, Büffeln, Bisons, Wölfen und Pferden. Vorbei war das glückliche heiße Klima der Vorzeit, eine nordische Tierwelt war auch im Süden Frankreichs eingezogen. Offenbar war neuerdings eine Eiszeit hereingebrochen. Und in ihr lebte an jenem Orte auch der Mensch. Denn in fast zwei Meter Tiefe findet man seine Aschenherde und auch teils verkohlte, teils wohl erhaltene Skelette und seine steinernen und knöchernen Werkzeuge.

Am besten erforscht in dieser Hinsicht ist die „Barma grande" oder im provencalischen Dialekt Baoussé-Roussé genannte große Höhle, in der man dankenswerter Weise einige der gefundenen fünf Menschenreste auch an Ort und Stelle gelassen hat, nachdem der Höhlenlehm weggeräumt wurde. Auch in ihr sind die großen Wandlungen der Erdgeschichte nicht weniger deutlich ausgeprägt als in der Kindergrotte. Tief unten fanden sich auch in ihr mit den Resten der wärmeliebenden Tierwelt, Knochengerüste einer negerähnlichen Bevölkerung, von denen eines seltsamer Weise eine Krone (oder war es ein Häubchen?) aus indischen Muscheln auf dem Haupt hatte. In den Resten der Renntierzeit eingebettet aber lag das wohl erhaltene Skelett eines alten Mannes und um ihn zerstreut die Erzeugnisse der Kunstfertigkeit seiner Zeitgenossen. Gewöhnlich sind es nur zufällig verloren gegangene Stücke, welche die Wissenschaft der Nachzeit bereichern. In den Baoussé-Roussé-Höhlen aber scheinen Erdbeben, Meereseinbrüche, öftere plötzliche Ueberfälle die Bevölkerung gezwungen zu haben, all ihr Hab und Gut im Stich zu lassen. Sonst wäre es nicht erklärlich, wie so man insgesamt eine Million und vierzigtausend Stück vorgeschichtlicher Werkzeuge, Schmuck-

Digitized by Google

und Kunststücke in der Gegend um Menton hätte finden können.

Erweckt schon das Achtung für den Urmenschen jener vergangenen Höhlenwelt, so steigert sie sich bis zur Bewunderung, wenn man ihm selbst ins Angesicht sieht. Denn dieser rätselhafte Vorfahre ist edelgeformt, ja in Manchem edelmenschlicher als die Gegenwart.

Er hat eine wunderbare Gruft dort in jener Strandhöhle am blauen Meer, an dessen Klippenrand er oft sinnend gesessen haben mag, vielleicht voll Stolz, daß seine Kultur den Menschen so hoch emporhob über alle anderen Geschöpfe, vielleicht voll Sehnsucht und Verzweiflung über das unlösbare Rätsel dieses Daseins....

In rührend hingebungsvoller und doch stolzer Haltung liegt dieser alte Mann da. Die eine Hand auf der Brust, als wolle er die Ergebung ins Menschenschicksal bekunden, die andere ausgestreckt, als Herr seiner Zeit die Waffe haltend, die der morschen Hand entsunken ist und auseinander gefallen zu einer Klinge aus Feuerstein und einem Stiel aus Gips. Dieser Mensch war ein Riese, er maß an zwei Meter Länge und seine gewaltigen Arm- und Schenkelknochen zeugen von ebensolcher Körperkraft. Aber er war auch von harmonischer und edler Gestaltung, ganz ebenmäßig gebaut und mit zwei Kennzeichen aller Edelrassen geschmückt. Ueberaus lange, feine Finger hat seine schmale Hand; und sein mächtiger Schädel, dessen Gehirnraum größer ist als der des heutigen Menschen, zeigt ein griechisches, wahrhaft klassisches Profil!

Das war kein Neger; das war ein echter Europäer, ein Kulturmensch, lange Jahrzehntausende vor aller Geschichte, mitten in der Eiszeit zwischen wilden Tieren und tausend Gefahren einer Urnatur.

Die Urgeschichtsforschung hat diesen Typus Mensch überall im westlichen und östlichen Europa dort wiedergefunden, wohin nicht die Gletscher der großen Vereisung drangen. Sie kennt ihn als den Renntierfranzosen oder Cro-Magnonmenschen

Digitized by Google

(nach seinem Hauptfundort benannt) und hat in zehnjähriger Arbeit eine ganze Kulturgeschichte dieser wunderbaren Rasse zusammengetragen, die noch jetzt Monat um Monat durch neue Entdeckungen bereichert wird. Sie hat uns gezeigt, daß dieser Steinzeitler den großen Schritt tat vom Nahkampf zum Gebrauch von Fernwaffen. Er verstand mit Speer und Pfeil umzugehen. Sie bewies uns, daß das Renntier sein Haustier war, daß er Ziegen und Schweine hielt, Fellkleidung und Schmuck trug und zu künstlerischer Betätigung fähig war. Gerade in der Barma grande wurde eine der berühmten Steinstatuetten aufgefunden, in denen er künstlerisch die Frau seines Herzens modellierte; hier fand man auch welche von den berühmten gravierten Knochen und bemalten Kieseln, auf denen er die Tierwelt seiner Tage, die Mammute, Renntiere, Büffel und Wildpferde so kunstvollendet darstellte, daß unsere Zeit daraus wieder Anregungen empfängt. Der Crô-Magnonmensch hat die berühmten Höhlenmalereien in Spanien und Frankreich geschaffen, er hat die Vorstufen der Schrift erfunden, die ersten Runen, das Henkelkreuz und Sonnensymbol; er hat die erste Musik ersonnen und auf seinen Knochenflöten ausgeführt, er hat ein wahres Kulturleben geführt in Zeiten, die unsere Väter noch für vorsintflutlich, für rein tierisch hielten. Und dieser Crô-Magnonmensch — das ist die größte Ueberraschung, die er uns bereitet hat — ist wieder untergetaucht im Dunkel der Vergangenheit. Die Schicht über dem alten Krieger der Barma grande ist leer. Und überall, wo sich die Spuren seines Volkes fanden, liegt über ihnen Erde ohne Menschenerinnerungen. Dreißig, vierzig Zentimeter, also Jahrtausende folgen, in denen Europa unbewohnt war. Der Crô-Magnonmensch ist ausgewandert. Die erste Menschheitsblüte ist verdorrt. Die nach ihr folgenden Menschen der ersten Bronzezeit sind fremde Einwanderer. Damit schließt das erste Blatt der großen menschlichen Kulturgeschichte — — — — — —

Es schwebt etwas Mystisches um diese Dokumente der Urzeit. Und doch etwas, das sehr vernehmlich und verständlich redet zum

Digitized by Google

modernen Menschen, dem es sein Dünkel nicht erlauben will, zu glauben, daß sein Weg zu den Sternen auch ein Ende haben kann, der es aber an hundert Dingen der Vergangenheit und Gegenwart ersehen muß, daß nicht nur die einzelnen Völker, sondern auch ganze Menschenrassen plötzlich auftauchen aus dem Dunkel, blühen und gedeihen, aber auch jäh wieder zurückkehren können ins Dunkel der großen Erdgeschichte, so wie die Urneger und die Edelmenschen von Menton.

Der Sieger

Von Leo Perutz

Als der Cortez mit seiner Armada auf dem Weg nach der Hauptstadt des Großkaziken Montezuma und nicht weiter als sechzehn Leguas von dieser entfernt war, kam eines Abends ein Vetter oder Anverwandter jenes indianischen Großherrn in das spanische Lager in Begleitung des Juan de Leone, eines der beiden Ritter, die der Cortez in die Stadt Tenochtitlan vorausgesendet hatte. Diese beiden Herren überbrachten dem Cortez einen goldenen Thronsessel, der war künstlich gearbeitet und ausgeziert mit allerlei gehämmertem Getier, da sah man Adler, Greifen, Löwen und erschreckliche Meerdrachen. Dazu noch dreißig Barren Gold, hundert Stangen Silber und zwei Säcklein voll Goldstaub, der goldene Thronsessel allein aber war mehr als neunzigtausend Goldpesos wert, und dies alles überbrachte der Indio dem Cortez mit vielen Komplimenten und Hofworten als ein Geschenk des Großkönigs.

Der Cortez geriet in große Freude, als er diesen Schatz empfing, ließ sogleich den goldenen Thronsessel in Stücke schlagen, denn er wollte das Gold in zwei Haufen teilen. Sodann hieß er seine Rittmeister und Hauptleute sich in seinem Zelte versammeln.

Alsbald war der große Vorraum in des Cortez Losament von den Offizieren und Rittern erfüllt, die sich mit großem Staunen um den Goldhaufen drängten, denn es hatte keiner von ihnen jemals solch eine Menge Gold auf einem Fleck gesehen. Und keiner von den Offizieren sprach ein lautes Wort, in großer Scheu flüsterten sie heimlich miteinander, wagten es auch lange nicht, ein Stücklein Gold in die Hand zu nehmen, bis endlich einer von ihnen, der Cristoval Diaz, niederkniete und sich die goldenen

Digitized by Google

Trümmer besah und sagte, diese Greifenklaue sei dreißig Goldpesos wert und jenes Drachenmaul sechzig. Da überwanden auch die anderen ihre Scheu und der d'Aquilar sagte: „Ihr wisset, was die Ruben gelten! Zweihundert Goldpesos gebe ich dafür". Da nahm auch Herr Diego Tapia ein Stück in die Hand, wog es und rief, für das, was er jetzt in Händen hielte, könnte er sich Gesinde, Roß, Kutscher und Karossen halten. Da schrie der d'Olio laut auf: „O du eitle Ehr!", und ein anderer, der Herr de Sandoval, ward in seinem Verstand betrübt und verwirrt, meinte, er sei des Kriegführens müde, mit seinem Gold wollte er Kaufmannschaft treiben. Der Alvarado aber ging unaufhörlich stumm um den Goldhaufen herum und warf einem jeden feindselige Blicke zu, der dem Golde zu nahe kam, tat nicht anders, als wie die Katze täte, wenn sie hätte eine Schüssel Milch zu hüten.

Der goldene Schatz, der in der Offiziere Mitte lag, brachte solch wunderbarlichen Effekt und Wirkung hervor, daß ein jeder lauter schrie, als der andere, und mit einem Male begann auch der Alvarado zu brüllen: „Henken! Henken!", mit solcher Stimme, daß er die anderen durch sein Brüllen erschreckte, meinte, man müßte einen jeden henken, der sich mit einem Stück Gold im Wams davonschleichen wollte, und der de Neyra rief, Gott habe ihm seine Armut alleweil als ein Zaum in die Kinnbacken gelegt, jetzt aber wolle er nichts tun als fechten, raufen, trinken, fröhlich sein und einen guten Mut haben, aber der Tapia überschrie ihn, ei, der Stocknarr und Esel bekomme nichts, das Gold sei nur für die Auserwählten, der Sandoval wieder hatte sich mit Gold beladen als ein Packesel, konnte sich nicht regen noch wenden, und der Alvarado hatte ihn am Halse und schrie ihm ins Gesicht: „Henken! Henken! Henken!", und der de Neyra war mit dem Tapia in Händel geraten und der Pedro d'Olio rief ohne Unterlaß: „O du eitle Ehr! O du eitle Ehr!", und in dies Narrenschloß trat plötzlich der Grumbach, einer von des Cortez deutschen Offizieren, der hatte seinen Hut am Kopf und nahm ihn nicht ab. Und sogleich ließ der Tapia von dem de Neyra ab und rief laut und schreierisch: „Seht den da! der glaubt auch er sei des deutschen Kaisers oberster Gerichtsstand, nimmt den Hut nicht ab in unserer Mitte."

„Still!", sagte der de Neyra leise, „der kann sich nicht demütigen noch bucken, der ist einstmals bei den Deutschen ein Graf oder Fürst gewesen, das ist mehr als ein spanischer Grande."

„Gewesen! Gewesen! Mein Koller ist eines großen Herrn Sterbehemd gewesen!" schrie der Tapia.

„Wer ist in eurem Koller gestorben, Herr?", fragte der Grumbach.

Digitized by Google

„Der größte Ochse von Baracoa, Herr, aus dessen Haut mir der Sattler meinen Koller gefertigt hat!", rief der Tapia und alle Hauptleute begannen laut und lärmend zu lachen, mit einem Mal aber trat Stille ein, denn der Cortez stand in der Tür. —

Der Cortez trug eine Pechfackel in der Hand, die steckte er in einen kupfernen Ring, der an einer Kette von der Decke herabhing. Sodann bückte er sich zu Boden und begann mit seinen Händen den Goldschatz zu teilen, dessen Glanz auf des Feldherrn stählernen Helm im Widerscheine funkelte und strahlte. Und er schichtete aus dem Golde einen großen Haufen zurecht und einen sehr kleinen; und als er seine Arbeit beendet hatte, erhob er sich und begann sogleich für seinen König den Kampf um den goldenen Schatz.

„Ihr Herren!", sagte er zu seinen Offizieren, „gleich wie von aller Ehre und Kriegsglorie, die wir in diesem Feldzug gewonnen haben und noch zu gewinnen gedenken, der größeste Teil nächst Gott der erhabenen Person unseres Königs gebührt und nur ein geringer Teil uns selbst, also wollen wir es auch halten mit diesem Golde, daß nämlich für diesmal nur ein Teil dessen, was wir gewonnen haben, für mich und euch und den gemeinen Nutzen verbleiben mag, der andere Teil aber unserem höchsten katholischen Herrn gehören soll, der es verwenden mag, wie es dem königlichen Dienst am angenehmsten ist."

Auf diese Rede hin bleiben die Hauptleute allesamt stumm, denn es wollte ihnen nicht recht in ihre Köpfe, daß etwas von dem Gold dem König zugehören sollte, und wär's auch nur das kleine Häuflein, das der Cortez abgesondert hatte.

Aber just auf den großen Haufen wies der Cortez und sagte: „Dieses Gold soll an die königliche Krone anheimfallen, denn dem König haben seine deutschen Händel ein wüstes Loch in den Beutel gerissen und ihm die goldenen Pfennige allesamt herausgeblasen. Den kleinen Haufen aber will ich mit eurer Approbation und Konsentement an die Armada verteilen, also daß ein jeder von euch Gold im Werte von zwölf Pesos erhalten soll, der gemeine Mann aber zwei und einen halben."

Als die Offiziere vernahmen, daß sie dem großen Goldhaufen sollten Urlaub geben, da begannen sie alle laut zu murren, und der Diaz wurde kupfern im Antlitz vor Zorn und rief: „Habe ich recht verstanden, wir sollen nicht mehr als zwölf Pesos empfangen? So ist das die allergrößeste Injuri und Schmach."

„Herr Diaz!", sagte der Cortez ernst, „unser erhabener Herr hat an alle Statthalter seines dreifachen Reiches dringliche Briefe geschrieben, daß man

Digitized by Google

ihm müßte viermalhunderttausend Goldpesos beschaffen. Denn es ist von nöten, ein großes Heer in Deutschland anzuwerben und zu erhalten, auch wollen die Bundesgenossen bezahlt sein, wenn anders nicht Aufruhr und Rebellion obsiegen soll."

„Ihr merket gar geschwind, Herr Cortez", rief der Sandoval, „was man bei Hofe hören will! Aber was schert das uns, wenn der König Geld braucht, so mag der Bauer Haar lassen, nicht aber wir!"

Der Cortez gab ihm keine Antwort, war aber gar bitter in seinem Stillschweigen.

„Seiner Hauptleute und Soldaten will der Herr Cortez vergessen, dafür aber hat er einen Kuß für jedes Hofschranzen Hintern!", schrie der de Neyra aus dem Haufen heraus.

„Habe ich vergessen an meine Hauptleute und Soldaten, so habet ihr vergessen an Spaniens Glorie!" zürnte der Cortez und trat einen Schritt zurück, also daß er fast völlig im Dunkeln stand, nur sein Helm glänzte und strahlte im Widerschein des Goldes; und dem Grumbach, der schweigend an der Zeltwand lehnte, fuhr mit einem Mal ein seltsamer und törichter Gedanke durch sein Hirn, über den er selber lächeln mußte. Als ob dieses Gleißen und Schimmern des Helmes nichts anderes wäre, als Spaniens Glorie, von der der Cortez eben gesprochen, und als ob sie ruhte allein auf des Cortez' Haupt.

Aus dem Haufen aber trat der Pedro d'Olio hervor, stieß mit dem Fuß nach dem Golde und sprach: „Ei, so fahr' dahin! Willst an des Königs Hof? Der wird machen goldene Schüsseln aus dir, daraus zu essen: Kapaunen, Haselhühner, Pastetlein und Marzipan, wir aber haben schwarzes Brot gegessen mit Kleiben vermischt. Der wird machen goldene Sesseln aus dir, mit Sammet ausgeschlagen, wir aber haben auf der harten Erde geschlafen. —"

„Genug!", schrie da der Alvarado, stieß den Pedro d'Olio beiseite und stand mit einem Mal vor dem Goldhaufen. „Ich habe des Cortez' Wort! Er hat uns versprochen, einem jeden, den Hut bis zum Rand gestrichen voll mit Gold! Tuet ihr, was euch beliebt, ihr Herren, ich nehme mir mein Teil!"

Und er kniete neben dem Goldhaufen hin, nahm den Hut vom Kopf und begann ihn anzufüllen mit dem Golde des Großkönigs.

Den Cortez erfaßte ein schäumender Zorn, er riß seinen Degen aus der Scheide und holte aus nach des Alvarado Kopf. Der aber sah und hörte ihn nicht, lag mit allen Vieren auf der Erde und wühlte im Golde mit beiden Händen.

Digitized by Google

Da besann sich der Cortez, drehte ihm und dem Golde den Rücken, senkte den Degen und sprach kein Wort.

Aber einer nach dem andereu von des Cortez' Rittern und Offizieren kam nun hervor, füllte sich stumm den Hut mit Gold und trat zurück. Und der Goldhaufen wurde kleiner und kleiner und verschwand in den Hüten der Spanier. Da erlosch auch langsam das Gleißen und Schimmern auf dem Helme des Cortez und sein Haupt verschwand im Dunkeln und es war, als sei erloschen Spaniens Glorie auf seinem Haupte.

Die Pechfackel wiegte sich an ihrer Kette und ein dicker Qualm ging von ihr aus und umhüllte die Hauptleute des Cortez, die in solch trügerischem Licht hin und her zu schwanken schienen, als wären sie noch unschlüssig oder, als wären sie berauscht von dem Golde, das sie in ihren Mänteln bargen.

Von dem Schatze des Großherrn aber war nichts mehr übrig als ein einziger armer Barren Gold und wenige geringe Stangen Silber, die zerstreut in der Mitte des Zeltes lagen.

Der Cortez stand abseits im Dunkeln, hielt die Augen starr auf die Erde gerichtet und hatte wachend einen Traum von Deutschland.

Er sah Deutschland als ein endloses, lehmiges Feld ohne Baum und Strauch, auf das unaufhörlich ein dünner Regen herniederging. Ueber das Feld sprengte ein Häuflein Reiter dahin, da waren Bischöfe und Prälaten, des Reiches Kanzler und geheime Räte. An ihrer Spitze aber ritt der Kaiser. Sein Mantel schleifte hinter ihm auf der Erde, war sehr beschmutzt von dem nassen Lehm. Aber keiner von denen, die hinter dem Kaiser ritten, hob den Mantel auf, in solch grausamer Eile flohen sie dahin. Der Kaiser barg vor dem Regen den Kopf zwischen die Schultern, ließ die Lippe hängen und war sehr zornig.

Und als der Cortez in seinem Traume seines Königs zorniges Antlitz sah, fuhr er auf aus seinem Sinnen und nahm von neuem auf den Kampf um des Königs Gold, das schon beinahe verloren war.

Und er suchte mit den Augen den Grumbach, sah ihn, den Hut tief in die Stirn gezogen, an der Zeltwand lehnen und rief ihm zu: „Es ist mir fürwahr nicht minder leid, denn euch, daß es just ein Deutscher sein mußte, durch den alle diese Unruhe und Rebellion ihren Anfang nahm."

Der Grumbach hob den Kopf. „Herr Cortez", gab er zur Antwort, „wovon sprecht ihr? Ich weiß wenig von dem, was in Deutschland geschah. Es gibt Unruhe und Rebellion allerorten, denn der Bauer wird gepeinigt mit Renten, Gülten, Steuer, Fron und dem hohen Zoll am Rhein."

Digitized by Google

„Ei", rief der Cortez, „es ist nicht das! Stellet ihr euch blind? Wahrlich, eine Schande ist's auszusprechen, daß sich jetzt die Deutschen mit ihrer neuen Lehre in eine Horde von Heiden, Ketzern, Türken und Tataren verkehren wollen!"

„Es ist wahr", rief da der Sandoval darein. „Man hört aus Deutschland nichts als von offenen Zusammenkünften und Bündnissen der Stände und Untertanen wider des Königs Majestät. Seitdem der Teufel den gottlosen Kirchenfeind erweckt hat, geht alles in mal hora und ins Verderben."

„Freß ihn die Pest, den Verächter Gottes und seiner heiligen Gemeinschaft!", brüllte plötzlich der Alvarado, der auf der Erde saß und sein Gold liebkoste; verstummte aber sogleich wieder und fuhr fort, sein Geld zu schätzen und zu zählen.

Aber der Grumbach trat auf ihn zu, schüttelte ihn am Arm und rief: „Wer ist es, den ihr einen Verächter Gottes nennt, und was lehret er für Lehre!"

„Es ist in Wittenberg ein meineidiger Schelm", sprach der de Neyra, „nicht eines Nestels wert, der lehrt und begehrt zu behaupten, daß die Beichte der Sünden sei nicht von nöten, daß die Messe sei ein Greuel, die Wallfahrt ein Aberglaube und, daß die Priester ihren keuschen Stand nicht sollten halten."

Der Grumbach war bleich geworden, trat einen Schritt zurück und fragte mit leiser Stimme: „Wie heißt der, dem Gott verraten hat solche Heimlichkeit?"

„Der Henker", schrie der Tapia, „wird seinen Namen laut genug rufen, wenn er das Feuer an den Holzstoß legt. Ich weiß ihn nicht, soll ich jeden Schelmen bei seinem Namen nennen? Einem Schelmen sage ich: Schelm!"

„Die alten Zeremonien der heiligen Kirche will er vertilgen, von Buße und Kasteiung will er nichts hören, er verschmähet den Ablaß —" schrie der Diaz.

„So hat er wahrlich recht!" rief der Grumbach mit gewaltiger Stimme. „Und das ist keine Irrlehre, sondern die wahre Lehre und ich habe niemals einen anderen Glauben gehabt als diesen!"

Auf diese Worte des Grumbach verstummten die Spanier und traten von ihm zurück, also daß er plötzlich allein in der Mitte des Zeltes stand, und der de Neyra sagte mit leiser Stimme, indem er erschrocken zu ihm hin sah: „Herr Jesu! Erbarme dich unser!"

Nach diesem gewann der Diego Tapia als Erster seine Stimme wieder, spie aus und schrie, das habe er immer gewußt, es sei ein jeder Deutsche so wenig ein Christ als die Fledermaus ein Vogel.

Digitized by Google

„So wollt ihr die Altäre niederreißen und die Priester vertreiben?" rief der Sandoval.

„Hinaus mit Mönch und Pfaffe!" schrie der Grumbach. „Die sind des Teufels allerliebste Knechte!"

„Opfer und Gebet sind denen Ketzern ein Narrenwerk!" tobte der Alvarado.

„Mit den Friedhöfen habt ihr euer Gespött!", schrie der Tapia.

„Hüte dich, du ketzerischer Wolf von Wittenberg. Es wird einer kommen, der wird dich mit Stricken binden und vor den Kaiser führen", heulte der Diaz.

„Einen Judas wird der Kaiser finden, das glaube ich wohl", überschrie der Grumbach sie alle, „aber die Silberlinge, die fehlen ihm!"

„Der Kaiser wird haben Geld genug, wider alle ketzerischen, rebellischen, reißenden Wölfe den Krieg zu führen!" schrie der Alvarado.

„Nicht einen Heller hat er aus seinem Beutel hervorzuziehen. Er wird uns müssen lassen unsere Weis' haben", rief dem Grumbach.

„Er wird haben Geld genug, alle Ketzer auszureuten aus seinem Land."

„So mag er zuvor auslösen seine goldene Krone, die er dem Jüden verpfändet hat!" rief der Grumbach in den tobenden Lärm hinein.

Da stand mit einem Male der Pedro d'Olio vor den Grumbach, bleich vor Zorn, wollte reden, brachte kein Wort hervor, hob sein Gold mit beiden Armen in die Höhe und warf es klirrend dem Grumbach vor die Füße. Und hinter dem d'Olio stand der Tapia; stieß ihn beiseite, warf sein Gold hinzu, behielt nichts und schrie: „Was will ich des Golds, hier liegt es! Was soll mir Ehre und Pracht dieser Welt." Und da flog auch das Gold des de Neyra auf die Erde, der schrie: „Sollst haben Roß und Knecht und Geschütz, Carole, sollst haben Gold, so viel du magst!" Und der Sandoval, der Diaz, der d'Aquilar und alle anderen Hauptleute und Ritter, alle warfen ihr Gold auf den Haufen und schrien:

„Daß dich Gott schände! Du Höllenbrand und Ketzer!" „Pfey Deutschland! Ist ein unflätig Tuch! Ich speie darein!" und „Carole, kaufe dir dafür Falconets und Kartaunen, schieße zu tot alle Ketzerei!"

Und als letzter ließ der Alvarado sein Gold fahren, verzog den Mund und sagte bekümmert: „So ist der Könige Kleid und Mantel immerdar gewebt aus fremdem Leid."

Als der Grumbach sah, was er mit seinen zornigen Worten dem neuen Glauben für Unheil angeworben, ballte er die Fäuste und schrie: „Das Gold darf nicht kommen in des Kaisers Hände, und müßte ich darüber zum Heckenreuter und Strauchhahn werden!" aber niemand hörte auf ihn,

Digitized by Google

denn in heller Raserei warfen nun die Spanier alles, was sie besaßen, auf den Haufen, ihre goldenen Ringe und Ketten, und einer ein silbernes Wehrgehenk und einer ein goldenes Kruzifix und der Tapia seine Spanae mit einem Rubinen und zwei Smaragden, und mitten unter ihnen stand der Cortez und reckte sein ehernes Antlitz in die Höhe, und der Goldglanz flammte auf an seinem Helm, und mit donnernder Stimme überschrie er sie alle:

„Jetzt höre es, du hochtrotziger Magister von Wittenberg, der du dich vermessest, alle Weisheit Gottes zu wissen: das weißt du nicht, daß dich heute in der neuen Welt der Ferdinand Cortez hat ins Herz geschossen!"

Gruft

Von Josef Schanderl

Aus dieser Mauer moderts zum Ersticken.
Verborgne Fächer sind dareingehackt,
wohl für die größte Kuttenlänge tief....
Wenn je ein Mönch dem Chorgesang entschlief,
ward er, umschlungen von den Gürtelstricken,
hier eingelegt, endgültig, wie ein Akt.

Darüber Platten, längst verstaubt im Stillen,
grau pergamenten, mit zermürbter Borte,
wie Formulare gleich — Vordruck die Worte:
geboren und gestorben, auszufüllen
die Namen aus dem Heiligenregister,
und zweimal Ziffern für Tag, Mond und Jahr.

Und wuchtig unterstempelt ist am Rande
ein Knochenkreuz, als wär der Unbekannte
mit diesem Petschaft ungelenk im Schreiben,
vielleicht zu herrisch oder ohne Zeit
und ohne Namen und will dunkel bleiben,
nur offenkundig in der Furchtbarkeit.

Digitized by Google

Musikalisches Erlebnis

Spaziergänge am Kanal, bei Schloß Bellevue, unter den Linden, Besorgungen im Zentrum: und wie man in ein Café tritt, um zu frühstücken, so, um einen anderen, helleren Durst zu löschen, betritt man den Raum der Pathephongesellschaft in der Friedrichstraße.

Ein Aschinger der Musik; eine Stehhörhalle: Musikautomaten stehen die Wände entlang, drehbare Sessel davor, in einen Halter zwängt man den Stock, man nimmt Platz. Ein umfängliches Bändchen ordnet die Stücke nach Sängern, nach Instrumenten; wie die Verzeichnisse der Weine in den großen Restaurants Lesen und Jahrgänge beziffern, so stehen hier Zahlen neben den Namen der Platten. Man schraubt mit einer Kurbel die Ziffer in den Automaten; zinnerne Marken, kreisrund von der Größe einer österreichischen Krone, lösen aus den musikhaltigen Wänden den Ton. Eine Musikmünze: zehn Pfennige nach reichsdeutschem Wert, doch sie vervielfacht sich, Zinn wird Gold, sobald man sie in den Schlitz eingeworfen hat; wie das Geldstück in der Fernsprechzelle. Man hört die Rolle einsetzen, wie man die Leitung einschalten hört.

Und ist verbunden. Verbunden einem unbegreiflich fernen, dem unsichtbaren Land, dem nur vernommenen Reich. Man hat von München in Berlin über die Meilen her die geliebte Stimme gehört und in München von Wien; aber nun schallt von Ort her, der nicht Ort ist, von Zeit außer der Zeit, sopranisch jubelnd, bassisch dunkelnd, Gesang von Stimme, die irgendwann, irgendwo gesungen hat, Anschlag von Tasten, längst geschlagenen, singt Strich von Bögen, längst gestrichenen, silbricht seidig auf der Violine, sonor erraunend auf dem Cello. Die Hörer an die Ohren angepreßt, horcht man dem Klang, der von fernher kommt. Glückselige Partner sieht man, jenseits, am andern Ende des geträumten Ferndrahts: Musik spricht.

Das Stück schließt; man hängt an. Draußen Lärm und Tag; Autobusse wuchten vorbei, Pferde trotten über den Asphalt, Gecken, Dirnen, Schieber, Soldaten, Hausdiener, Damen, vorüber wimmelt, rechtswärts, linkswärts, quer, das bunte Volk des Tags, zu dem wir selbst gehören, aus dem wir stiegen, — lang, vor Musikminuten, — in das wir nun tauchen, zurück. Hier ragt ein versprengtes Kliff, Gefels unwirklicher Formation mitten im Wirklichen; tönende Hallig mitten im Gerausch und Geräusch.

Ernst Lissauer

Ludwig Schmid-Reutte

Wer, außer einigen von uns — seinen Schülern — verband bisher mit Ludwig Schmids nun versunkenem Erdenlauf einen besonderen Begriff? Ueber die Vergänglichkeit unseres eigenen Empfangens hinweg müßte endlich dieses Leben, das nichts als Kunst war, für den weiteren Kreis der Empfänglichen wiederhergestellt werden. Der Verlag J. Engelhorn Nachf. in Stuttgart nahm Pflicht und Verdienst auf sich, indem er Schmids Werk auf 32 Blättern in die Oeffentlichkeit gab.

Selbst dem Erinnernden wird, was sich nun bietet, zur neuen Offenbarung. Wie das wächst, wie das strömt und ragt, wie das vom Notschrei des Ringenden erlöste nun sein Bleiben behauptet! Aber auch — wie neu die Tragik dieses Lebens erwacht, dieses Lebens, das eine fortwährende Selbstzerstörung war; und Blatt für Blatt

Digitized by Google

das Aufbäumen des formenden Willens gegen die Zerstörung wie ein grausig versteinertes Tagebuch verzeichnet; dieses Willens, der sich trotz allem nicht zerstören ließ .... Ich kenne keinen tieferen, spannenderen, in allem Unglück erhebenderen Roman, als diese unzerstörbaren Zeugnisse eines Lebens, das nichts als Kunst war und sich wegwarf in seinem Leiblichen.

Schon in den „Ringern" ist es offenbar. Hier hat die Tragik wuchtig, unerbittlich, ihren Fuß auf dieses Werden gesetzt. Hier ringt nicht Mann gegen Mann; hier rüttelt ein Verlorener an dem tückischen Gespenst seines Lebens. Aber der Kampf beginnt nun erst des Kämpfens wert zu werden. Bis dahin tastend, fast lieblich tändelnd, wachsen Form und Inhalt plötzlich zum Titanenmaß heran.

Und drückender legt sich das Unabwendbare auf seinen Nacken. In den „Flagellanten" wuchtet eine letzte Bitte — in einem einzelnen „Bittenden" kehrt sie demütig wieder — hier wagt sie noch die Drohung, sich wider das Unsichtbare, Versagende zu erheben. Niedergeworfen, doch nicht ohnmächtig scheinen diese Glieder. Umsonst. Das Andere ist stärker. Und allzufrüh öffnet sich die Zuflucht der entsagenden Weisheit — dieser Weisheit, die mit der Bitterkeit der Niederlage erkauft ist. Dieser „Scheideweg" — der nur die Wahl zwischen zwei Untergängen ist. Diese „Gekreuzigten" — die kampflos entschlummern. Diese „Ruhenden auf der Flucht" — die zu keiner Hoffnung erwachen werden. Jedes nur eine Rast auf dem Wege zur Unterwelt. Und endlich — grauenvoller Abschied — diese letzte, unbenannte Aktgruppe .... Hier weht der Flügelschlag der letzten Dämmerung. Es scheint der Urgedanke sich zu trennen von seinem Stoff, der schon zurücktaucht in den Nebel der Auflösung.

Warum ist das alles größer, ernster, erschütternder, als alle „Gedankenmalerei"? Weil hier ein Mensch im eigenen Bilde, in der Sprache des Leibes die Form suchte für all sein Fühlen und Wehren. Weil er *nur* die Form suchte, dem blinden Naturwillen gleich, der einer einzigen Idee, sich selbst, gehorcht. Er wollte und konnte nichts beschreiben, nichts erklären. Er zeigte ein wirkliches Sein, keine bedingte Vorstellungswelt. Und weil er echt und groß war, weil er *mußte*, warf sich sein leidenschaftlich tiefes Studium allein auf den menschlichen Körper, dem er das Mittel des vollkommensten Ausdrucks entreißen wollte.

Man nannte Schmid-Reutte einen Aktzeichner. Das Wort wird nun verstummen müssen. Möchte doch jeder sich bewußt werden, daß er mit dieser Mappe das Grenzmaß seiner eigenen Empfindungsfähigkeit in Händen hält. Und möchte sie allen in die Hände kommen, denen die Kunst mehr ist, als Schreib- und Handelsmaterial.

Hermann Gottschalk

Resolutionsdramatik

Da Kongresse zu den Pflichten und Resolutionen zu den Genüssen der deutschen Zeitgenossen gehören, sind auch unsere Schriftstellerinnen in Leipzig zusammengekommen. Wahrscheinlich haben sie wichtige, brave, ehrbare Dinge verhandelt, neben anderem haben sie auch eine Resolution über das dramatische Schaffen der Frau gefaßt, die wegen ihrer überwältigenden Komik nicht in den Orkus des Vergessens fallen darf.

Digitized by Google

Man einigte sich, im Interesse der deutschen Literatur und der weiblichen Gleichberechtigung, auf folgende Entschließung:

„Der Erste Kongreß deutscher Schriftstellerinnen Leipzig 1914 ist überzeugt davon, daß dramatische Begabung nicht dem männlichen Geschlechte vorbehalten ist, sondern auch bei dem weiblichen vorhanden sein kann. Er ist weiter der Ansicht, daß diese dramatische Frauenbewegung Neuartiges und Wertvolles schafft und dadurch die Bühnenliteratur zu bereichern und zu vertiefen geeignet ist. Der Kongreß gibt der Hoffnung Ausdruck, daß es der dramatischen Abteilung des Deutschen Schriftstellerinnenbundes E. V., dem Verein Frauenbühne in Berlin und der Gesellschaft für Frauendramatik in München gelingen werde, die noch bestehenden Vorurteile zu zerstreuen, und daß die Einsichtigen unter den Machthabern des Theaters und der Presse sich bei Beurteilung der von Frauen verfaßten Stücke mehr und mehr einer schönen Gerechtigkeit befleißigen werden."

Was es doch in diesem wunderbaren deutschen Vaterland alles für Sachen gibt! Sogar eine „Gesellschaft für Frauendramatik".

Der Geist der Birch-Pfeiffer erhebt sich triumphierend und stolz über die Lande und schreitet vor einer begeisterten, ruhmessicheren und entschlossenen Gefolgschaft auf die Bühne der Zukunft.

Fridolin

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit der Name
Matheus Müller

Digitized by Google

Kriegslüsternheit in Deutschland?

Von einem ehemaligen Diplomaten

In einem Teile der deutschen Presse herrscht große Aufgeregtheit, weil ein Botschafter der Triple-Entente das Vorhandensein von Chauvinismus in Deutschland konstatiert und von deutscher Kriegslüsternheit gesprochen hat. Leider haben diejenigen, die sich darüber am meisten aufregen, gerade am allerwenigsten Grund dazu. Wer die „Post", die „Tägliche Rundschau", die „Deutsche Tageszeitung", die „Staatsbürgerzeitung", die „Hamburger Nachrichten", und so fort in die Hand nimmt, der wird zu dem Glauben kommen müssen, daß der betreffende Botschafter ein Stück Wahrheit ausgesprochen habe. Gerade deshalb aber, weil diese Blätter, die unter den schönen Titeln „Das deutsche Karnickel", „Das Märchen vom kriegslüsternen Deutschland", „Gegen die Verdächtigungen Deutschlands", „Die Kannegießereien des Dreiverbandsdiplomaten" 2c. jetzt in Entrüstungsartikeln schwelgen, durch ihr Verhalten die Aeußerungen des fremden Diplomaten zu bestätigen scheinen, ist es nötig, mit einigen Worten der Sache auf den Grund zu gehen und zu untersuchen, ob und inwieweit daran etwas Wahres ist.

Tatsache ist zunächst jedenfalls, daß die deutsche Regierung friedliebend ist. Sowohl der deutsche Kaiser, wie seine verantwortlichen Staatsmänner haben diese Friedensliebe bei jeder Gelegenheit an den Tag gelegt. Tatsache ist ferner, daß das deutsche Volk in seiner weitaus überwiegenden Mehrheit den Frieden wünscht. Insoweit wäre es daher zweifellos falsch, wenn man allgemein von Kriegslüsternheit Deutschlands sprechen wollte. Es läge darin zum mindesten eine unzulässige Generalisierung.

Digitized by Google

Aber trotzdem muß man leider zugeben: Chauvinisten, die im deutschen Volke Kriegslüsternheit erzeugen möchten, sind vorhanden, und ihr Auftreten ist so laut, daß sie den fremden Diplomaten nicht verborgen bleiben können. Was der General Keim und der General Bernhardi sich in ihren Artikeln und Vorträgen leisten, das ist Chauvinismus in der reinsten Prägung. Und dabei umjubeln noch Tausende die aufreizenden Worte dieser Kriegspropheten! Kein Wunder, wenn fremde Beobachter zu dem Glauben kommen, das deutsche Volk sei „kriegslüstern."

Die Kreise in Deutschland, denen man mit Recht Chauvinismus und Kriegslüsternheit vorwirft, lassen sich in zwei Gruppen teilen. Auf der einen Seite haben wir da Militärs, die aus dem auf die Länge langweiligen Spiele mit dem Kriege endlich einmal Ernst machen möchten. Man kann ihnen dies ja eigentlich nicht verdenken: der Beruf, den sie sich erwählt haben, bringt das nun einmal mit sich und ihre Frage, wozu man denn eine so schöne Armee habe, wenn man alle Gelegenheiten verpasse, wo man von derselben Gebrauch machen könnte, kann man daher sehr wohl verstehen. Es ist um diese militärische Auffassung an sich gewiß eine schöne Sache. Nur darf man dabei nicht in den Fehler verfallen, diese selben Gefühle, die der Offizier von Berufswegen hegen muß, nun auch von der übrigen Bevölkerung zu verlangen. Noch schlimmer aber wird die Sache, wenn man diese Gefühle sogar systematisch auf die ganze Bevölkerung und namentlich auf die Jugend zu übertragen sucht.

Daß eigentliche politische Motive den Militärs im Grunde fern liegen, erhellt schon aus dem Gesagten. Sie bedürfen ihrer nicht, weil der Krieg ihnen Selbstzweck ist. Trotzdem verzichten die Führer der militärischen Kriegspartei aber keineswegs auf ein politisches Mäntelchen. Und da leistet ihnen die Eroberungsfröhlichkeit, die von manchen alldeutschen Führern gehegt wird, die besten Dienste. Deutschland bedarf Kolonien, agen diese angeblichen Politiker, die aber beileibe keine Chauvinisten sein wollen — denn so etwas gibt es in ihren Augen nur in Frank-

Digitized by Google

reich —, und wenn man ihm diese Kolonien nicht freiwillig überläßt, so muß es sich dieselben mit Gewalt nehmen. Was bedeuten Völkerrecht und Moral, Kulturfortschritt und Zivilisation gegenüber dieser eisernen Notwendigkeit?

In diesem Gedankenkreis nun haben die Kriegsgenerale auch die Schlagworte gefunden, deren sie für ihre Propaganda bedurften. So entstanden die „politisierenden Generale", eine Species humana, die bekanntlich Niemand so verabscheut hat, wie der alte Bismarck. Es ist wirklich schade, daß der alte Herr nicht mehr da ist, um den Tempel von den vielen Unberufenen wieder einmal rein zu fegen. Im „Wehrverein" haben sie das Podium gefunden, wo sie ihren politischen Gefühlen ungeniert, ohne Ansprüche auf Sachkenntnis, freien Lauf lassen können. Keine Woche im Jahr vergeht, wo man nicht von ihren politischen Kannegießereien zu hören bekommt.

Nun ist ohne weiteres zuzugeben, daß diese politisierenden Generale und diese paar Machtpolitiker noch lange nicht das deutsche Volk sind. Aber auffallen muß es doch Jedem, der diese Dinge verfolgt, wie viel Zustimmung diese Leute bei ihrem Auftreten jedesmal in der Bevölkerung finden. Ist es wirklich nur die Kriecherei vor dem zweierlei Tuch, auf die das zurückzuführen ist, oder liegt der Grund zu diesen Stimmungen tiefer? Die Schilderungen der politischen Dilettanten haben im Volke eine große Aengstlichkeit erzeugt. Alle diese von der Angst Infizierten zweifeln nicht mehr daran, daß der Krieg wirklich kommen wird und jubeln daher den Generalen zu, in denen sie die Retter Deutschlands aus der Kriegsgefahr erblicken. Sie bedenken und erkennen nicht, daß diese angeblichen „Retter" in Wirklichkeit gerade den Krieg, den sie verabscheuen, herbeiwünschen und daß die Zukunft Deutschlands durch einen leichtsinnig heraufbeschworenen Krieg in die ernstesten Gefahren gebracht werden kann.

Ueberblickt man das Resultat, das die Agitation der Kriegsparteiler bis heute gehabt hat, so läßt sich nicht verkennen, daß

Digitized by Google

der Chauvinismus in Deutschland in Folge aller dieser Machinationen in den letzten Jahren stark zugenommen hat. Und entsprechend hat auch die „Kriegslüsternheit" von den militärischen Kreisen auf das Bürgertum vielfach abgefärbt, weniger aus wirklicher Lust zum Kriege, als aus Besorgnis vor einem solchen.

Eine unmittelbare politische Gefahr bedeutet das alles gewiß noch nicht. Die Regierung selbst will, wie gesagt, den Frieden. Die Hauptsache ist aber, daß sie sich die Friedensstörer nicht über den Kopf wachsen läßt. Deshalb wäre es dringend notwendig, daß sie die politisierenden Generale endlich energisch von ihren Rockschößen abschüttelte. Das wäre der beste Weg, um öffentlich zu dokumentieren, daß — Deutschland im Grunde keineswegs kriegslüstern ist! Letzteres hat zwar die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bereits bezeugt. Aber die Abschüttelung muß noch ganz anders energisch geschehen, wenn sie Erfolg haben soll; denn das Uebel sitzt schon viel tiefer, als man gemeinhin annimmt und mit der Auftischung eines Gemeinplatzes, wie dem, daß unsere Nation dem Chauvinismus abhold sei, ist die Sache leider nicht abgetan. Man muß auf diese Gefahr um so ernstlicher hinweisen, als die Regierung leider gar kein geeignetes Werkzeug besitzt, um den heute üblichen Entgleisungen der Chauvinisten entgegenzuarbeiten. Wie kann man also an maßgebender Stelle hoffen, in einer entscheidenden Stunde des Uebels Herr zu werden, wenn man es größer und größer werden läßt, ohne bei Zeiten die geeigneten Gegenmaßregeln zu ergreifen? Was heute noch keine unmittelbare Gefahr ist, kann über Nacht zu einer solchen werden. Dessen möge man eingedenk sein und sich vorsehen, so lange die „Kriegslüsternheit" einzelner Kreise noch nicht auf das deutsche Volk in seiner Gesamtheit übergegriffen hat.

Digitized by Google

Kolonien zu verkaufen!

Von Graf von Pouvourville,
Mitglied des internationalen Kolonialinstituts

Der bekannte französische Kolonialpolitiker wendet sich in diesem Aufsatz gegen die in der französischen Publizistik schon vertretenen Vorschläge, den asiatischen Kolonialbesitz Frankreichs als Tauschobjekt bei einer staatsrechtlichen Auseinandersetzung über Elsaß-Lothringen zu behandeln, weil er von diesem Gedanken eine Erschwerung der friedlichen Verständigung befürchtet.

ie internationale Politik ist eine so heikle Sache, daß sie fast allein den Staatsmännern zur Prüfung und den Historikern zur Bewertung überlassen werden sollte. Die Tageskritiker, vor allem in der Presse und Berichterstattung, müßten aus einem Gefühl von patriotischer Vorsicht sich selbst die Zurückhaltung auf einem so gefährlichen Gebiet zur stärksten Pflicht machen.

Leider sind sie nicht diskret genug, um oft ein solches Opfer zu bringen, den einfachen Verzicht auf das, was sie „Berufspflicht" nennen. Solche Pflichten sind nur zu häufig nichts weiter als Unvorsichtigkeiten, Uebertreibungen, Ungenauigkeiten und — leider — Lügen.

Die Landkarte von Europa ist kein Spielzeug für Redakteure des „Vermischten", die von Asien ebensowenig.

Ach, wenn doch alle dies begreifen wollten: dann müßten wir nicht mehr das sonderbare, ja skandalöse Schauspiel mit ansehen, daß Journalisten den Vorschlag machen, Französisch-Indochina an Deutschland zu verkaufen — den Preis hat man noch offen gelassen.

Niemand legt größeren Wert auf den europäischen Frieden als wir, niemand kann inniger wünschen, daß dieser noch so unsichere, ungefestigte Friede zu einem fest begründeten, dauernden,

Digitized by Google

ruhigen Zustand werde. Aber glaubt man denn, daß ein guter Wille oder auch vereinte gute Absichten genügen, um die Ereignisse zu zwingen, um die Leidenschaften eines Volkes zu fesseln? Glaubt man, daß eine tollkühne Sehnsucht nur ausgesprochen zu werden braucht, um von selbst eine vernünftige Möglichkeit zu werden? Glaubt man dem Frieden zu dienen, wenn man die Nationen über den Willen der Regierungen täuscht und ihnen Bären aufbindet?

Das Märchen von dem Verzicht auf Indochina — sicherlich verursacht durch den Tausch am Kongo — gehört zu den allerdümmsten. Es ist nicht einmal harmlos. Denn diese Art von Rechnungen, bei denen man gegen jeden gesunden Menschenverstand und alle Regeln der Mathematik Dinge von ganz verschiedener Art und Ordnung zusammenzählt oder abzieht, haben von jeher nur Schwätzer, Renommisten und Größenwahnsinnige angelockt und nur Zorn und Enttäuschungen verursacht. Bei dieser Art von Geschäft verletzt das eine Volk seine Eigenliebe, das andere seinen Ehrgeiz. Und niemand hat schließlich an dem Handel seine Freude, weder Käufer noch Verkäufer noch — die Verkauften. Und dabei kann man auf den Gedanken kommen, ein solches Vorgehen zu wiederholen!

Und bei was für wichtigen und heiklen Geschichten! So wurde z. B. einmal Deutschland von denen, die sich gerne mit solchen Geschäften abgeben, als Käufer betrachtet, aber als dann der Preis genannt werden sollte, wagten sie sich mit der Sprache nicht heraus. Sollte ihm nicht mit Indochina, einem der herrlichsten Länder der Erde, der schönsten französischen Kolonie, ein Geschenk verehrt werden. Man sprach sich nicht genauer darüber aus, aber so von ungefähr ließ man durchblicken, daß eine „Besserung in der Regierung von Elsaß-Lothringen" zu erwarten sei. Deutlicher zu werden verbot die Angst.

Und sie hatten allen Grund zu schweigen. Ich will die guten Menschen nicht betrüben, die ihre Träume für Wirklichkeiten halten, auch nicht jene Schriftsteller, die immer alles besser

Digitized by Google

wissen und müßigen Klatsch in diplomatische Besprechungen verwandeln. Aber wir werden den Deutschen und auch uns Franzosen wohl eher gerecht, wenn wir aussprechen, daß solche Verhandlungen unmöglich sind; sie passen eher in einen abenteuerlichen Roman, wie ihn die fruchtbare Phantasie eines Zevaco oder Jean de la Hire geschaffen.

Für Deutschland wie für Frankreich gilt, daß kein Gewinn außerhalb Europas, so groß er sein mag, einem noch so unwesentlichen Gewinn in Europa an politischem Gewicht gleichkommt. Diese Regel duldet keine Ausnahmen, ihr folgen die beiden Regierungen, ihr gehört die Zustimmung der beiden Nationen. Was diesen Boden verläßt ist nichts als Phantasterei, die im besten Fall die Eigenliebe kränkt und die Achtung vor den Persönlichkeiten gefährdet. Solche Störungen können aber nur das edle Werk hemmen, dem sich, seit vielen Jahren schon, gute Deutsche und gute Franzosen widmen.

Ist es nicht besser, diese Dinge klar und deutlich auszusprechen, und damit unklare und schwerfällige Ideologien aus der Welt zu schaffen. Ich will es hier getan haben und bin sicher, bei meinen französischen Freunden und deutschen Bekannten Zustimmung zu finden. Dies beiderseitige Einverständnis mag meinen Worten etwas Gewicht verleihen.

Oder wäre es etwa sehr vornehm, wenn die Franzosen, ohne verschwiegene und zuverlässige Vorbereitung ein Stück Land, das erst kürzlich mit blutigen Opfern erobert wurde, zum Verkauf oder als Geschenk ausbieten wollten? Wäre das ein so schöner Standpunkt, daß man ihn ohne alles weitere der französischen Regierung zuweisen wollte? Zuerst soll sie mit wenig rühmlichen Vorschlägen herausrücken, um sie schließlich von dem, an den sie gerichtet wurden, abgelehnt zu sehen? Das wäre doppelte Schande.

Zu einem Geschäft gehören zwei. Aber bei dieser Art von Geschäft wird immer der fehlen, der als verantwortlich die Bedingungen nun auch feststellt. In dem besonderen Fall erscheint

Digitized by Google

die Sache ja unwahrscheinlich genug: sie ist heute so unmöglich wie morgen. Die Freunde des Weltfriedens müssen sich nach einem anderen Mittel umsehen.

Aber es ist jetzt an der Zeit, die Aussprache dorthin zu lenken, wo sie in Wahrheit hingehört, auf das Gebiet der Moral und der Billigkeit; dort verstummen die Berechnungen einer unklugen Politik, oder sie bleiben doch ganz unwesentlich.

In den Kolonien wie zu Hause sind wir die Erben unserer Ahnen, verantwortliche Erben. Wir schulden an die Vergangenheit und sind der Zukunft verpflichtet. Wir heutigen Franzosen sind sozusagen nur die Nutznießer eines Fideikommisses, Bindeglied zwischen den Hingegangenen und den Kommenden. Wir bebauen seinen Boden, genießen die Wohltaten seiner Weltstellung und seines Reichtums — aber wir besitzen es nicht. Das Eigentumsrecht fehlt. Der einzige und wahre Besitzer des französischen Landes und Ruhmes ist jene Idealgestalt, die „Frankreich" heißt — wir sind nur die Gehilfen, die ehrerbietigen und treuen Geschäftsträger.

Ich höre schon die Finanzleute und Bankmänn prechen: wenn man ein Vermögen besitzt, verschwendet man es nicht dadurch, daß man die Kurse vergleicht und nach den günstigsten greift. Wer ein Papier kauft, das besser rentiert als jenes, das er selber weggegeben, dem kann man nur Glück dazu wünschen. Das trifft bei der Börse sicher zu, aber nicht mehr, wo es sich um staatlichen Landerwerb handelt. Es wäre ein höchst ungerechtes Verfahren, das nationale Erbgut wie Bankscheine zu betrachten.

Aber nicht dies allein gilt. Ohne daß wir den Wünschen unserer Untertanen und Schutzbefohlenen ein größeres Gewicht beimessen als eben aus ihrer ganzen Lage notwendig ist, so wehren wir uns doch dagegen, daß Menschen mit menschlicher Seele auf dem Weltmarkt gehandelt werden sollen wie Kautschukballen und Elefantenzähne. Wir haben den Sklavenhandel bekämpft und unterdrückt, aber nicht um ihn, wenn auch in anderer Gestalt, auf politischem

Digitized by Google

und sozialem Gebiet neu zu beleben. Nein, der Mensch, so tief er auch stehen möge, ist keine Handels- oder Tauschware. Indochina ist für Frankreich erobert worden, nicht für andere; Tonking, Annam, Cochinchina sind in fast hundert Jahren mit Frankreich verwachsen. Der feierliche Text der Verträge spricht dies vor aller Welt aus; sie gelten auch für die Zukunft. Jene Staaten wollen auch selber gar nicht unter anderen Verhältnissen leben; sie sind diejenigen gewohnt, die sie uns verdanken. Unsere rechtmäßig anerkannte Schutzherrschaft wollen sie, trotz aller Verleumdungen, weiterhin tragen und genießen. Wo ist das Recht, wo der Vertrag, der unsere Herrschaft durch eine neue, eine fremde verdrängen könnte. Sie existieren nicht und werden nie existieren.

Das mußte hier gesagt werden. Ich bin gewiß, daß meine Worte in beiden großen Nationen, an die sie sich wenden, richtig verstanden werden. Ich glaube, daß ich der Sache, der ich vor allem diene, damit nützlich gewesen bin, daß ich die moralischen und politischen Untergründe festlegte, die immer in einem gewissen Gegensatz zu bestimmten Vorkommnissen, Meinungen, Vorurteilen stehen. Wir wollen mit Geduld und einem unerschütterlichen Vertrauen auf das Herannahen glücklicher Tage warten und sie zu benutzen wissen; aber wir wollen sie nicht mit unsicheren Experimenten, mit einer übereilten Gewaltpraxis herbeizwingen. Denn dann wären sie gewiß wertlos und die Folge könnte sein, daß die gegenseitige Achtung der beiden Völker darunter Not litte, ihre Hoffnung erschüttert und ihr guter Wille gelähmt werde.

Digitized by Google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

III.

Dschingischan mit Telephon

Alexander Herzen hat einmal prophezeit, wenn auch in Rußland der Telegraph herrsche, werde Rußland von einem Dschingischan mit Telegraph beherrscht werden. Diese Prophezeiung hat sich inzwischen erfüllt. Die russische Polizei ist dieser Dschingischan mit Telegraph geworden, und zum Telegraph hat sich nun auch noch das Telephon gesellt. Dschingischan war bekanntlich der erfolgreichste mongolische Despot, den die Geschichte Asiens kennt. So ein asiatischer Despot schlimmster Art ist auch die russische Polizei. Nur daß diesem Despoten auch noch alle Hilfsmittel moderner Technik zur Verfügung stehen.

Zaren haben der Zeitlichkeit ihren Tribut zollen müssen und sind gestorben. Sogar die russischen Minister des Innern haben Teil an der Vergänglichkeit alles Irdischen. Die Polizei aber lebt heute noch unverändert wie vor hundert Jahren. Sie scheint unsterblich zu sein. Auch in Zeiten, wo alles in Rußland in's Wanken geriet, stand sie fest und unerschütterlich. Alles, was je in Rußland geschehen ist, mochte es sich nun gegen den Absolutismus oder gegen das Volk richten, der russischen Polizei hat es noch immer zum Besten gedient.

Wie mäßig funktionierte der Polizeiapparat noch unter Alexander I. Da kam am 27. Dezember 1825 der Dekabristen-Aufstand zum Ausbruch und erschütterte das ganze Reich. Der Polizei diente er nur zur Festigung und Stärkung. Wie schlecht verstand sie sich damals noch aufs Hängen! Drei der Dekabristenführer mußten zweimal gehängt werden. Wie hat sie sich derweil in der Kunst des Hängens vervollkommnet!

Als Alexander II. ermordet war, erbebte das riesige Reich. Nur die Polizei geriet keinen Augenblick ins Wanken. Sie hat sich damals durch den Grafen Ignatiew unter Beihilfe eines Staatsanwalts und des Direktors des Polizeidepartements, des Herrn von Plehwe, ihre grausamste und wirksamste Waffe geschmiedet, das „Reglement über die verschärfte Bewachung", mit der ganz Rußland bis auf diesen Tag geknechtet worden ist.

Digitized by Google

Einem Zaren hatte die innere Unzufriedenheit das Leben gekostet. Der Polizei lieferte sie ihre grausamste Waffe.

Als Alexander III. dem Grafen Deljanow auf seinen Bericht das berühmte Wort schrieb: „Räume mir mit der Bildung auf!" — zögerte die Polizei keinen Augenblick, mit der Bildung nach Kräften aufzuräumen. Damals erschien der schmachvolle Erlaß gegen die russischen Studentinnen im Ausland, die in ihm den Prostituierten gleichgesetzt wurden.

Damals ist die Polizei allmächtig geworden, und zugleich wurde sie sich Selbstzweck. Seitdem hat sie sich nicht einmal mehr gescheut, höchst eigenhändig Großfürsten und Minister ans Messer zu liefern, wenn es ihren Sonderzwecken dienlich zu sein schien. So suchte der Polizeichef Sudejkin allen Ernstes den Terroristen Degajew zu überreden, er und seine Freunde möchten den Minister Tolstoi und den Großfürsten Wladimir ermorden. Dann, so dachte Sudejkin, werde er mit allen Mitteln gegen die terroristische Geheimorganisation vorgehen können und dann wohl selbst Minister werden und sich als den einzig zuverlässigen Schützer des Zaren erweisen. Degajew verriet bekanntlich beim Wein einem Genossen den sauberen Plan. Dieser zwang ihn, Sudejkin zu töten, wenn er nicht selbst getötet werden wollte. Degajew tötete Sudejkin und floh dann nach Amerika. Wir wissen, daß Sudejkin Schule gemacht hat. Asew, der Polizeispitzel, war es, der selbst zwei Revolutionäre in Offiziersuniform steckte und sie in das Vorzimmer des Ministerpräsidenten Stolypin brachte. Wir wissen, wie die Bombe der beiden zur Unzeit platzte, wie Stolypin damals verschont blieb, während seine beiden unschuldigen Kinder schwer verwundet wurden und heute noch krank darniederliegen. Das alles wurde öffentlich aufgedeckt und entsprechend gebrandmarkt. Aber Asew blieb trotzdem noch für einige Zeit der „Schützer" des Zaren. — Dschingischan mit Telephon.

Sehen wir uns die Organisation dieser Polizei etwas näher an. Da sie reichlich kompliziert ist und mit möglichst viel Geheimnissen umkleidet wird, um sie recht undurchsichtig zu machen, müssen wir uns auf einige Hauptpunkte beschränken, in denen es sogar in Rußland kein Geheimnis mehr gibt.

An der Spitze der gesamten Polizei steht der Minister des Innern, den man daher richtiger Polizeiminister nennt, zumal die gesamte innere Politik Rußlands auf Polizeipolitik hinausläuft und die gesamte Verwaltung des Reichs im Grunde eine reine Polizeiverwaltung ist, die nur hie und da ein wenig kaschiert wird. Der Minister des Innern ist Chef der allgemeinen wie der „besonderen" Polizei, wie man das heute nennt, weil der Name politische Polizei gar zu odiös geworden ist. Als Chef der allgemeinen Polizei hat der Minister des Innern alle Reichsbehörden, vom Gouverneur

Digitized by Google

angefangen, an der Polizeileine. Aber auch auf die sogenannten Selbstverwaltungsbehörden, vom größten „Semstwo" bis zum kleinsten „Mir" des entlegensten Dorfes, hält er mit Hilfe von Polizeibeamten, auch wenn sie zuweilen keinen Polizeititel führen, den Daumen, damit die Selbstverwaltung, einst die Hoffnung des liberalen Rußlands, nur ja nicht unbequem werden kann.

Nicht ganz so einfach und klar hat sich das Verhältnis des Ministers des Innern zur „besonderen" Polizei gestaltet. Formell ist er auch ihr Chef und hat als solcher auch das gewaltige Gendarmeriekorps dieser „besonderen" Polizei zur Verfügung, das von Subaltern-Offizieren geleitet wird. Nur bildet die „besondere" Polizei ein eigenes Polizeidepartement, und dessen Chef ist nicht mit dem Minister des Innern identisch. Dieser Chef des Polizeidepartements der „besonderen" Polizei in Petersburg ist in unruhigen Zeiten unzweifelhaft der mächtigste Mann in Rußland und sein wahrer Herrscher. Wann aber hat Rußland seit einem Jahrhundert eine längere Periode „ruhiger" Zeit gehabt?

So ergibt sich denn folgende Situation: Ist der Chef der „besonderen" Abteilung die stärkere Persönlichkeit, so hat der Minister des Innern über das Polizeidepartement, das Departement, das Rußland regiert, keine Macht. Ist der Minister des Innern die stärkere Persönlichkeit, so muß sich ihm auch der Chef der Polizei samt dem ganzen gewaltigen Mechanismus, der hinter ihm steht, fügen. Wer aber gilt in einem gefährdeten absolutistischen Staat als die „stärkere" Persönlichkeit? Doch ganz selbstverständlich der Mann, der gewillt ist, die Gefahr, die dem Absolutismus droht, am gründlichsten und rücksichtslosesten zu bekämpfen. Die stärkere Persönlichkeit ist also in einem solchen Staat unter allen Umständen identisch mit dem gewalttätigeren und skrupelloseren Menschen. Ist das der Minister des Innern, so wird er humanere Regungen des Polizeichefs, falls es solche gibt, unterdrücken. Neigt der Minister des Innern zu humaneren Anschauungen, so wird sie der Polizeichef mit Hilfe seines riesigen Polizeiapparates nicht wirksam werden lassen. Nun verstehen wir, woher es kommt, daß der ganze Polizeiapparat, mag die Regierung auch einmal unschlüssig oder schwankend gewesen sein, nie gewankt hat, sondern stets gleich tadellos und rücksichtslos funktionierte. Den Idealzustand aber bedeutet es vom Standpunkt des Absolutismus, wenn Minister des Innern und Polizeichef durchaus „konform gehen". So war es unter Plehwe. Den Zustand, daß sich an beiden Stellen zugleich humanere Tendenzen regten, hat Rußland bis jetzt noch nicht erlebt.

Stellt demnach der Minister des Innern die verantwortliche Regierung für alle inneren russischen Angelegenheiten dar, so repräsentiert der Polizei-

Digitized by Google

chef die Spitze einer unverantwortlichen Nebenregierung, die aber jederzeit das Ohr des Zaren hat und durch das „Zarenblatt", wie wir sahen, so wie so einen besonderen Einfluß besitzt, wobei der Minister des Innern sozusagen nur den Briefträger abgibt.

Aber warum läßt sich der verantwortliche Minister diese unverantwortliche Nebenregierung gefallen, warum beseitigt er sie nicht? fragt vielleicht ein nichtrussisches, naives Gemüt. Nun, für den absolutistischen Staat bedeutet dieses Neben- und Durcheinander von verantwortlicher Regierung und unverantwortlicher Nebenregierung eine außerordentlich glückliche Gestaltung der Dinge. Passiert etwas gar zu Ungeheuerliches im Ressort des Ministers des Innern, so daß sogar das Ausland ungemütlich wird, dann macht man das Polizeidepartement dafür verantwortlich und wäscht seine Hände vor dem ganzen düpierten Erdkreis in Unschuld. Und läßt sich die gerichtliche Untersuchung einer solchen Ungeheuerlichkeit nicht vermeiden, so werden die Fäden, die vom Ministerium des Innern zum Polizeidepartement und vom Polizeidepartement zum Ministerium des Innern laufen, ohne besondere Schwierigkeiten rechtzeitig dermaßen ineinander gewirrt und verwirrt, daß kein Mensch mehr aus dem Labyrinth herausfindet. An dieser Nebenregierung hat das Ministerium des Innern noch stets, was auch geschehen mochte, seine beste und zuverlässigste Rückendeckung gehabt. Und der Chef der Polizei kann ebenfalls zufrieden sein, weil ihm, dem Unverantwortlichen, ja doch nichts geschieht. Ernstlich gefährdet ist seine Position nur dann, wenn er wirklich einmal einen humaneren oder auch nur vernünftigeren Gedanken hat als der Minister des Innern. Ein Polizeichef, der auf sich hält, wird solche Gedanken nach Kräften vermeiden, und den meisten dürfte das nicht schwer fallen. Aber einmal ist es doch vorgekommen, und der ungewöhnliche Polizeichef, der einen vernünftigen Gedanken faßte und auszuführen trachtete, war Lopuchin. Die provokatorische Tätigkeit einzelner Polizeispitzel, die weder Großfürsten noch Minister schonten, um sich den Glorienschein des einzig wahren und zuverlässigen „Zarenschützers" zu verdienen, kam ihm denn doch gar zu bedenklich und verbrecherisch vor. Um diesen Menschen das Handwerk zu legen, setzte er sich heimlich mit Burzew in Paris in Verbindung, denn dieser Mann hat es sich, wie jeder Russe weiß, zur Spezialität gemacht, alle Provokateure ausfindig zu machen und an den Pranger zu stellen. Aber Lopuchin wurde verraten, und es wurde ihm der Prozeß gemacht. Er legte seine Absicht dar, aber dem Minister erschien es so ungeheuerlich, daß ein Polizeichef einen vernünftigen Gedanken haben sollte, daß man es immer noch für wahrscheinlicher hielt, Lopuchin liebäugele mit den Revolutionären. Der bis

Digitized by Google

dahin allmächtige Polizeichef Lopuchin wurde nach Sibirien in die Verbannung geschickt. Erst infolge des letzten Amnestie-Erlasses durfte er wieder in die Heimat zurückkehren. Selbst die Regierung hatte inzwischen einsehen müssen, daß sie Lopuchin Unrecht getan hatte. Aber so leicht und so bald wird sich ein Polizeichef in Rußland nicht wieder von einem vernünftigen Gedanken gefangen nehmen lassen. Vestigia terrent!

An der Spitze der allgemeinen Polizei steht, wie gesagt, der Minister des Innern. Das ihm nächstgeordnete Institut in der Polizeihierarchie ist das der Generalgouverneure. Das Institut wurde eigens zum Zweck der Bekämpfung des Aufruhrs begründet und trägt ausgesprochenen Polizeicharakter. Das Generalgouvernement zerfällt in so und so viele Gouvernements. Die Gouverneure werden auf Vorschlag des Ministers des Innern vom Zaren ernannt. Was sind das nun für Leute, diese Gouverneure? Doch wohl jedenfalls gebildete Männer? Fürst Urussow, der selbst Gouverneur war, und zwar Gouverneur von Bessarabien sofort nach dem weltbekannten Pogrom von Kischinew, gibt die folgende Darstellung von einer Sitzung der Gouverneure in Petersburg unter Vorsitz Plehwes: „Dann schlug der Vorsitzende den Gouverneuren vor, ihre Meinung zu den eben gehörten Referaten zu äußern. Unwillkürlich kam mir meine Schulzeit in den Sinn. Wenn wir zu erwarten hatten, daß man uns an die Tafel rief, schlugen wir die Augen nieder und versteckten uns hinter dem Rücken unserer Vordermänner, um die Aufmerksamkeit des Lehrers nicht auf uns zu lenken. O weh, unter meinen neuen Mitschülern fehlte der Primus, der stets auf alle Fragen antworten konnte. Alle schwiegen voll Spannung, und Plehwe überflog uns vergeblich mit einem ermunternden Blick und liebenswürdigem Lächeln. Als er nichts von uns zu hören bekam, unterhielt er sich eine Zeitlang mit seinem Nachbar Stischinskij, verlor dann augenscheinlich die Geduld, nannte dann — sicherlich mit Vorbedacht — Zu- und Vornamen eines in der Sitzung anwesenden Gouverneurs und äußerte, ohne ihn dabei anzusehen, den Wunsch, seine Meinung zu hören. X. X., der infolge seiner Taubheit sich längst die Fähigkeit angeeignet hatte, an ihn gerichtete Worte nur an der Bewegung der Lippen seines Partners zu verstehen, war diesmal unschuldigerweise mit einer Zeichnung beschäftigt. Er saß unserem Vorsitzenden direkt gegenüber, beachtete die wiederholte Aufforderung Plehwes absolut nicht und ließ von seiner Tätigkeit erst nach einigen Püffen ab, die sein Nachbar ihm versetzte. Es verging einige Zeit, bis er begriff, worum es sich handelte. Dann machte er ein ernstes Gesicht und sagte, man müsse vor allem an die Deichselpferde denken. Wir wußten alle, daß X. X. Besitzer eines uralten Gestüts war, verhielten uns aber

Digitized by Google

trotzdem etwas skeptisch gegen seine augenscheinlich deplazierte Erklärung. Es stellte sich aber heraus, daß X. X. hierbei die Vorsitzenden der zukünftigen Beratungskommission im Auge hatte, deren glückliche Auswahl nach seiner Ansicht den Erfolg der Arbeit garantieren müßten. Weiter kamen wir mit unserem Projekt nicht, und Plehwe beeilte sich, uns zum Tee ins Nebenzimmer zu bitten."

Aber auch nach dem Tee war aus den Gouverneuren nichts herauszubringen. Plehwe hatte diese Sorte von „Meinungsaustausch" satt und überließ das weitere seinem Kollegen Stischinskij. Der quälte sich eine Weile weiter und meinte schließlich nur: C'est à pleurer!.... Fürst Urussow fährt fort: „Zum Weinen! Diesen Eindruck erhielt der Ministergehilfe von den Gouverneuren im Jahre 1904. Jetzt, Anfang 1907, wo fast der ganze Bestand an Gouverneuren erneut ist, muß jeder, der die Sache kennt, zugeben, daß die Veränderung noch eine Verschlechterung herbeigeführt hat, und zwar eine bedeutende."

Der Minister des Innern sieht eben bei den Leuten, die er dem Zaren als Gouverneure vorschlägt, weniger auf geistige Qualitäten als auf absolutistische Gesinnung und Lenkbarkeit. Kein Wunder, daß es Gouverneure gibt, die nicht einmal ihren Namen korrekt russisch schreiben können. Kein Wunder, daß Fürst Urussow nicht lange Gouverneur blieb. Ist aber schon das geistige Niveau der Gouverneure „zum Weinen", so kann man sich ungefähr denken, wie erst dieses Niveau bei den nachgeordneten Polizeiorganen beschaffen ist, bei den „Kreisrichtern", „Landkommissaren", Polizeiwachtmeistern und Polizeisoldaten. Kein Wunder, daß man in den Städten sogar die Hausknechte organisiert und mit mancherlei Polizeipflichten ausgestattet hat. Ihr Niveau unterscheidet sich ja schwerlich von dem des Polizeisoldaten.

In den Händen dieser allgemeinen Polizei liegt in normalen Zeiten vor allem das gesamte Paßwesen und die Zensur. Außerdem hat sie alle Versammlungen und Demonstrationen zu unterdrücken. Sogar das Militär steht ihr zu diesem Zweck jederzeit zur Verfügung.

Dazu kommt nun noch die „besondere" Polizei. Früher hieß sie „die dritte Abteilung" und noch früher „die geheime Kanzlei". Die odiösen Namen hat sie ab und zu geändert, aber ihre Tätigkeit ist immer dieselbe. Dieses „besondere" Polizeidepartement kommandiert über ein ganzes Heer von Gendarmen, Spionen und Agenten. Seine Aufgabe besteht „in der Verhinderung und Durchkreuzung aller Art von Verbrechen und Gesetzesübertretungen, sowie in einer allseitigen Aufsicht". Weiter heißt es in der „ganz geheimen" Instruktion, deren wesentlichen Inhalt aber Peter Struve

Digitized by Google

in seiner Zeitschrift „Oswoboschdenje" (Befreiung) veröffentlicht hat: „Ohne Zweifel muß unsere besondere Aufmerksamkeit der Aufdeckung und Verfolgung aller Versuche der Verbreitung schädlicher Lehren gelten, die eine Erschütterung der wichtigsten Grundlagen des Staates, der Gesellschaft und der Familie bezwecken. Eine jede solche Erscheinung muß auf das genaueste beobachtet und sofort zur Kenntnis der Behörde gebracht werden, auch wo dadurch noch keine positiven Aufschlüsse zu gewinnen sind. Deshalb sind Gegenstand einer ständigen polizeilichen Beaufsichtigung: 1. die Schulen, die öffentlichen und Volksvorlesungen, um ihre Richtung genau kennen zu lernen und jederzeit von den schädlichen Personen auf diesem Gebiet Kenntnis zu haben; 2. der Buchhandel, besonders der Einzelhandel, die Lesehallen und alle derartigen Einrichtungen, die der Verbreitung verbrecherischer und schädlicher Bücher Vorschub leisten können; 3. Personen, die herumreisen, um allerhand Beobachtungen zu sammeln, und Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken, welche zuweilen nur andere verbrecherische Absichten bemänteln sollen. Endlich ist es überhaupt notwendig, genau auf den Geist der Bevölkerung, sowie auf die Richtung der politischen Ideen in der Gesellschaft zu achten, um die Ursachen der der Regierung feindlichen Stimmung zu erforschen."

Mit anderen Worten: jede geistige Regung, die dem Absolutismus nicht in den Kram paßt, und davon dürften nur sehr wenige geistige Regungen ausgenommen sein, ist mit Polizeimitteln zu unterdrücken. Es ist ein sehr zweifelhaftes Vergnügen, in Rußland Lehrer oder Student zu sein, wie man ja weiß. Aber Arbeiter, Händler, Schreiber und Hebammen haben es nicht besser. Kurz und gut: jeder Russe, der ein Buch liest, den Mund auftut oder gar Bildungsbedürfnisse hat, wird polizeilich beargwöhnt und unausgesetzt von Polizeiaugen auf Herz und Nieren geprüft. Daß dabei die Polizei nicht allzu zartfühlend vorgeht, ist selbstverständlich.

Seit dem „Reglement über die verschärfte Bewachung", seit 1881, das zwar nur provisorisch für drei Jahre Geltung haben sollte, aber heute noch, nach über dreißig Jahren, dieselbe „provisorische" Geltung hat, kann die Polizei sozusagen mit jedem Russen anfangen, was ihr gut dünkt. Dies Reglement gibt der Polizei die Möglichkeit, jede beliebige Gegend des russischen Reichs in den Zustand der „verschärften Bewachung" und in den Zustand der „außerordentlichen Bewachung" zu versetzen. Im Zustand der „verschärften Bewachung" befinden sich zur Zeit die Gouvernements: Petersburg, Moskau, Charkow, Kiew, Ekaterinoslaw, die Städte: Odessa, Rostow 2c., d. h. rund dreißig Millionen Russen, also etwa ein Fünftel von ganz Rußland, fast ein Drittel des europäischen Rußlands. Was

Digitized by Google

heißt das nun, „verschärfte Bewachung"? Gouverneure und Stadthauptleute dürfen dann selbständig Bestimmungen zur Verhinderung von Ruhestörungen aller Art erlassen und die Uebertretung mit 500 Rubel und bis zu drei Monaten Arrest bestrafen. Wie das mißbraucht wird, sagt das Ministerprotokoll vom 11. Januar 1905: „Nicht weniger häufig sind die Fälle der administrativen Strafbestimmungen im Sinne der Vorschriften über die verschärfte Bewachung sogar dann, wenn sich die Verordnungen der Gouverneure und Stadthauptkeute auf Dinge beziehen, die mit der Bekämpfung von Störungen der Staatsordnung nichts zu tun haben, wie z. B. allzu rasches Fahren in den Straßen der Stadt, die Nichtbeachtung sanitärer Vorschriften 2c." Das heißt, daß wild gewordene Gouverneure und Stadthauptleute einen harmlosen Droschkenkutscher, der zu schnell fährt wie einen Staatsverbrecher behandeln, und einen Händler, dessen Nase dem Stadthauptmann nicht gefällt, wenn sein Laden nicht völlig den sanitären Vorschriften entspricht, wie einen angehenden Zarenmörder. Im Zustand der „verschärften Bewachung" kann die Polizei ferner jede Versammlung, auch in Privathäusern, mit Arrest bis zu drei Monaten bestrafen, alle Handelshäuser und Fabriken ohne weiteres schließen, jeder mißliebigen Person den Aufenthalt in bestimmten Gegenden verbieten, überall auch ohne jede Verdachtsgründe Haussuchungen veranstalten und jeden beliebigen Menschen bis zu fünf Jahren unter Polizeiaufsicht stellen u. s. w. Im Zustand der „verschärften Bewachung", in dem sich zur Zeit ein Drittel des europäischen Rußlands befindet, ist eben jeder Russe jeder Polizeiwillkür wehrlos preisgegeben, denn irgend eine Instanz, wo er gegen solche Willkür appellieren könnte, gibt es nicht. Und wer verfügt die „verschärfte Bewachung"? Dieselbe Behörde, die sie ausführt, die Polizei durch ihren Minister, den Polizeiminister.

Daneben blüht noch das Institut der „administrativen Verbannung" ohne gerichtliches Strafverfahren, das ja in der ganzen Welt so berüchtigt ist, daß man hier kein Wort darüber zu verlieren braucht.

Aber das alles genügt der Polizei immer noch nicht. Wie die „allgemeine" Polizei für ihre Zwecke die Hausknechte organisiert hat, so unterstützt die „besondere" Polizei jede Organisation von Rowdies, die sich gegen „Freiheitsbewegung" richtet. So berichtete der Ministerpräsident Stolypin an den Zaren, daß die „Liga echt russischer Leute" in Odessa, deren Ehrenmitglied der Zar ist, und deren Abzeichen er bei Gelegenheit trägt, sich zu 60% aus Verbrecherkreisen rekrutiere, und daß kaum anderthalb Prozent ihrer Mitglieder gebildet genannt werden könne. Der Zar aber antwortete: „Die Liga ist die loyalste aller Parteien und für die Regierung die nütz-

Digitized by Google

lichste. Es wäre angebracht, mit ihr Geduld zu haben und ihr Zeit zu geben, sich zu bessern". Kein Wunder, daß der Polizeichef von Odessa Novitzkij, als einer der Urheber des großen Blutbades vom Oktober 1905 vor Gericht gestellt wurde, an Stolypin telegraphierte: „Es ist für die Polizei unmöglich, erfolgreich gegen geheime Verbindungen anzukämpfen, deren Führer den Mitgliedern Straflosigkeit für ihre Verbrechen zusichern". Der Minister des Innern wäscht dann seine Hände vor dem Ministerpräsidenten in Unschuld. Die Regierung schiebt die Schuld auf die Nebenregierung. Die Nebenregierung appelliert an den Ministerpräsidenten im Ton des Gekränkten und Machtlosen. Auf diese Weise wird der nichtrussischen Welt mit Erfolg Sand in die Augen gestreut, und die Vernichtung aller liberal gesinnten und gebildeten Elemente des Reichs kann ungestört weiter gehen. Das ist für den Dschingischan stets die Hauptsache, mag er nun einen Mongolenbart tragen oder in einer Polizeiuniform stecken. Alles andere kommt für ihn daneben überhaupt nicht in Betracht.

Balkanglossen

Von Freiherr von Stetten

Vatikanisches

Der Vatikan hat mit Serbien ein Konkordat geschlossen, welches dem bisherigen Protektorat des doch auch genügend „katholischen" Oesterreich-Ungarns über die Katholiken Neuserbiens, ein Ende macht; die politische Wirkung liegt auf der Hand. Gleichzeitig hat sich der Papst von einem ad hoc nach Rom gegangenen, albanischen Bischof serbischer Abstammung, überzeugen lassen, daß die Heerfolge der katholischen Malissoren und Mirditen für den preußischen Ketzerfürsten ein Unrecht an Albanien bilde. Und so ist eine vatikanische Parole an den albanischen Klerus ergangen, die sich unverblümt wieder gegen Wien kehrt. Nun kann man sich auch die zweideutige, militärische Haltung der katholischen Hilfstruppen der fürstlichen Sache erklären. Denn sonst sind ja Malissoren und Mirditen nicht so, wenn es sich um Abschuß und Sippenfehde gegen Mohammedaner handelt. Der Vatikan treibt damit den Fürsten aus dem Land und kommt wieder einmal „politisch". Das „päpstliche" Wien muß sich natürlich den Streich gegen sein Werk gefallen lassen. Der Vatikan rief, der Page lief.

Digitized by Google

Daß Fürst Wilhelm zum Opfer fallen dürfte, wäre ja zu ertragen. Er beging von Anfang an den schweren Fehler, sich nicht „über die Parteien" zu stellen. Brachte er es schon nicht zuwege, die mohammedanische Mehrheit von seiner Objektivität zu überzeugen, so mißlang ihm ebenso gründlich, die ultramontanen Bedenken der katholischen Minderheit zu überhöhen. Ein „Schwankender" eignet sich gewiß nicht zur Führung eines halbwilden Volkes.

Hingegen dürfte man nicht so leicht über zwei andere Folgewirkungen hinwegkommen. Daß Albanien bei erledigtem Thron wieder zum gefährlichen Ansatzpunkt für Gelüste böser Nachbarn würde, vielleicht in weiterer Folge einen neuen Balkankonflikt zeitigen könnte, ist nicht auszuschließen. Wenn auch die internationale Kontrollkommission schon auf das Stichwort wartet, um die Regierungsgewalt prompt zu übernehmen. Alle Einrichtungen, die sich auf sogenanntes Einverstehen der Mächte stützen, bleiben erfahrungsgemäß verdächtig.

Die zweite Erfahrung, daß der Vatikan skrupellos — wenn es der Ausschüttung einer Kirchendividende gilt — auch gegen die Politik der katholischen und überkatholischen Staaten vorgeht, was sich auch andere Länder als nur Oesterreich-Ungarn gut merken sollten, ist zwar uralt, wird aber an einem klassischen Beispiel lehrreich aufgefrischt ....

Groß-Serbien

Wenn es eines Beweises bedürfte, daß die Taktik der russischen Politik unverändert die „alte" geblieben ist, Flankenangriff vom Balkan aus gegen den Dreibund — wäre er in der unter russischer Patronanz zusammengebrachten Verschmelzung der beiden serbischen Staaten, Serbien und Montenegro, erbracht. Die russische Balkanpolitik hat sich nicht irre machen lassen, dadurch, daß ihr während der letzten Kriege die Oberleitung der Operationen aus den Händen glitt, Bulgarien aussprang, Serbien durch Oesterreich von der Adria ferngehalten wurde und Rumänien die Aufteilung der Beute vornahm. Nun hat die russische Diplomatie denn doch den Rahmen für ein Groß-Serbien geschaffen. Das zu hindern, das Um und Auf der Wiener Ballhauspolitik ausmachte.

Das „Wie" dieser Union ist im Vergleich zur Tatsache fast bedeutungslos. Die beiden Staaten sollen ihre Souveräne behalten. Dagegen Militär, Finanzen und Aeußeres gemeinsam werden. Und Serbien kommt über Montenegro hinweg, an die adriatische Küste. Serbiens Lohn für seine russischen Satrapendienste.

Digitized by Google

Wenn sich nun auch das allezeit geduldige Oesterreich über eine Begegnung mit der serbischen Flagge in seinen Wässern, hinaussetzt, bedeutet dieser Zusammenschluß des Serbentums zweifellos eine Gewichtsverschiebung im Kräftestatus des ganzen Balkans. Empfindlich für Alle. Für Bulgarien in erster Linie, Griechenland und Albanien keineswegs genehm und für den Hüter des Bukarester Friedens, Rumänien, geradezu verletzend. Der serbische Großstaatswillen wäre an sich ja noch zu ertragen. Aber Rußland arbeitet nicht für die schönen Augen eines Karageorgewitsch oder Nikita. Dieses angebahnte Groß-Serbien soll ein Stück Rußland werden. Ein Kreisabschnitt des Zirkels, mit dem Oesterreich-Ungarn von der Dreibundskraft abgekreist werden soll.

Die Politik kennt keine Sentimentalitäten. Jedoch das Zusammentreffen dieser serbischen Verstärkung mit dem tragischen Geschehnis von Serajewo, muß in der ganzen Kulturwelt ein bitteres Gefühl auslösen. Wäre die Mordtat lediglich ein Akt einiger verworrener, geisteskranker Fanatiker, und nicht das logische Ergebnis der maßlosesten Hetzstimmung, könnte man dem wuchtigen, nationalen Streben des Serbentums auch in der Außenwelt einiges Interesse entgegenbringen. Der Kontakt eines Teils der serbischen Intelligenz mit dem abscheulichen und widersinnigen Racheakt, hat das serbische Ansehen auf lange hinaus verscherzt und — beschmutzt.

Im politischen Kalkül des Dreibundes wird der russische Erfolg zur Förderung eines zukünftigen Groß-Serbiens — aber immerhin auf der Verlustseite zu buchen sein.

Der „neue Kurs" in Baden

Von Otto Ernst Sutter (Karlsruhe)

In politischem Betracht ist die dieser Tage geschlossene Session des badischen Landtags so verlaufen, wie man das bei einer ruhigen und sachlichen Beurteilung des Ausgangs der letzten Wahlen hat voraussehen können.

Eine konsequente liberal-demokratische Politik läßt sich auch im badischen Parlament nur mit einer sicheren Linksmehrheit durchführen. Zahlenmäßig haben zwar die Linksparteien in der Zweiten Kammer mit 39 von 73 Sitzen noch immer die Majorität. Aber eben nur zahlenmäßig! Eine sichere Linksmehrheit, die von einem gemeinsamen, Parteiunterschiede

Digitized by Google

im rechten Augenblick überbrückenden festen Willen zum entschiedenen Kampf gegen jegliche Reaktion getragen ist, eine solche Linksmehrheit ist die gegenwärtige Mehrheit der Linken im Landtag nicht. Nämlich: die nationalliberale Fraktion umschließt neben wirklich liberalen Männern auch einige Mitglieder, die ihre Wahl der Wacker-Taktik, also der wirksamsten ausschlaggebenden Hilfe von rechts, verdanken. Man hat diese stark nach rechts neigenden Elemente als „nationalliberale Großblockgegner" bezeichnet. Sie haben zwar bei der Wahl des Kammerpräsidiums ihre Stimmen einem Präsidium der Linken gegeben und damit dem Geistlichen Rat Wacker, dem Vater jener unglaublich raffinierten und überaus skrupellosen Taktik, durch deren Anwendung sie gewählt sind, Enttäuschung und bitteren Kummer bereitet. Allein, Herr Wacker durfte sich später trösten — dieser Trost mag ihm jetzt, da Rom gegen ihn angeht und seine Schrift gegen den Integralismus auf den Index gesetzt hat, besonders wohltuend sein — er bekam im weiteren Verlauf der Session reichlich Gelegenheit, sich über die durch seine Taktik in die nationalliberale Fraktion hineingewählten „Großblockgegner" zu freuen. Den Umfall der nationalliberalen Fraktion in der Frage der Münchener Gesandtschaft buchte der Zentrumsgewaltige doch wohl als einen Erfolg. Daß aus der nationalliberalen Fraktion heraus eine Stimme für die Einführung des Religionsunterrichts in der Fortbildungsschule laut wurde und andere ähnliche Erscheinungen erfüllten die Zentrumspfarrer landauf und landab mit hoher Befriedigung ....

Es hieße Vogelstrauß-Politik treiben, wollte man leugnen, daß die „Großblockgegner" der nationalliberalen Fraktion diese nicht nur in ihrer Bewegungsfreiheit einengten, sondern sie auch nach rechts drängten und damit die Durchführung einer Linkspolitik erschwerten und vielfach gänzlich vereitelten.

Den neuen Verhältnissen, wie sie in dem zahlenmäßigen Erfolg der Rechten bei den Wahlen — Klerikale und Konservative hatten auf dem letzten Landtag 29, und haben auf diesem 34 von 73 Sitzen — und in der moralischen Mehrung ihres Einflusses durch die Stärkung des rechten Flügels in der nationalliberalen Fraktion zum Ausdruck kamen und kommen, hat die Regierung in vollem Maße Rechnung getragen. Sie hat weidlich über die Gefährlichkeit der Großblockpolitik und die Staatsgefährlichkeit der Sozialdemokratie gejammert — wobei sie bei jeder Gelegenheit versicherte, sie stehe über den Parteien .... Wohl noch auf keiner Session ist einem badischen Ministerium so oft und so herzlich der Beifall der rechten Seite der Volkskammer zuteil geworden wie auf der eben geschlossenen. Das sagt genug! Herr von Bodman begründete die ablehnende

Digitized by Google

Stellung der Regierung gegenüber dem Proporz, der von den Linksparteien nachdrücklich gefordert wird, auf preußische Art: es könnte der Sozialdemokratie nützen, deshalb — und so weiter. Herr Dr Böhm, der Unterrichtsminister, bekannte sich als „Nicht-Anhänger" des Dissidentenparagraphen im Schulgesetz (der bestimmt, daß Kinder, die einer Religionsgemeinschaft nicht angehören, gegen den Willen des Vaters zum Besuch des Religionsunterrichts nicht angehalten werden können). Warum hätte da die Rechte nicht jubeln sollen!....!

Wie wird es weiter gehen?

Im Herbst des nächsten Jahres wird der Landtag wieder einberufen werden und bis in den Sommer 1916 tagen.... Im Herbst 1917 aber haben die Wähler wieder das Wort. Sie können sich dann zum „neuen Kurs" im Lande äußern.

In den Studierstuben der Zentrumspfarrhäuser und in den Herrenzimmern der klerikalen und konservativen Adelssitze vertieft man sich mittlerweile in die Wahlstatistik von 1913, stellt Berechnungen an und überlegt, wie die Wacker-Taktik auszubauen und zu verfeinern sei, damit sie in drei Jahren noch erfolgreicher angewendet werden könne als im vergangenen Herbst....

Ob 1917 die Großblocktaktik wieder in Aktion treten wird?

Das Prophezeien überlassen wir denen, die an derlei Spaß haben. Das aber muß heute schon gesagt werden: liegen in drei Jahren die Verhältnisse wieder so, wie 1913, 1909 und 1905, dann verdiente das badische Volk eine regelrechte schwarz-blaue Mehrheit im Landtag, wenn es sich nicht sollte entschließen können, zu dem Mittel zu greifen, mit dem es dreimal schon die machtlüsterne Reaktion aller Schattierungen um den letzten Sieg gebracht hat.

Digitized by Google

Die schweizerische Landesausstellung in Bern

Von C. A. Loosli

Wenn man die Eidgenossen nach dem Bilde, welches ihre Landesausstellung bietet, beurteilen wollte, so müßte man ihnen gegenwärtig ein vorzügliches Zeugnis ausstellen. Sie wissen das und sind, übrigens mit Recht, nicht wenig stolz darauf. Allerdings tragen verschiedene Momente dazu bei, welche außerhalb ihres Könnens lagen. So vor allen Dingen der geradezu ideale Ausstellungsplatz. Der erstreckt sich über einen Kilometer, dem längst durch seine Schönheit bekannten Bremgartenwald entlang. Man hat das Gefühl, in eine raffiniert eingebaute Siedelung zu treten, deren lebendig farbige Folie der prächtig grüne und stämmige Wald bildet. Zum andern ist das Ausstellungsterrain nicht flach, wie wir es sonst zu schauen gewohnt sind, sondern weist erhebliche Niveaudifferenzen auf, die den malerischen Reiz der Gesamtanlage wesentlich erhöhen.

Das ist eines! In der Architektur ist ebenfalls die größte Verschiedenheit festzustellen. Wohl wurde die gesamte Anlage nach einem einheitlichen Generalplan gebaut, allein, für die einzelnen Ausstellungsgebäude arbeitete jeder Architekt nach seinem Gutfinden und Geschmack. Man darf den Bauleuten das Zeugnis nicht versagen, daß fast ausnahmslos jeder sich die größte Mühe gab, sein Bestes zu bieten. Noch vor zwanzig, nein, vor zehn Jahren noch wäre eine so gute Ausstellungs-Architektur in der Schweiz nicht denkbar gewesen. Man war bei uns an den Ecole des Beaux-Arts-Stil gewöhnt, an die schlecht-französische Zuckerbäckerei. Hier findet man davon nur noch ganz vereinzelte Exemplare, ebenso wie die sklavischen Nachäffereien der modernen

Digitized by Google

Wiener- und Münchener Ausstellungs-Architektur selten sind. Es zeichnet sich allgemach eine einheitliche und bodenständige Schweizer-Architektur, eine Art baulicher Renaissance, auch in den Ausstellungsbauten. Geradezu vorzügliche Sachen haben die Architekten Karl Indermühle (Kirchliche Kunst und Heimatschutz) und Otto Ingold (Kunstgewerbe, alkoholfreies Restaurant und Raumkunst) geschaffen. Der erstere, indem er nach vorhandenen, urschweizerischen Bauformen etwas Harmonisches und Ganzes gestaltete, der zweite, indem er mit feinem Geschmack und tiefer künstlerischer Einsicht vor allen Dingen einen Zweckbau schlechtweg schön löste.

Der Inhalt der Ausstellung? — Ja, da wäre viel zu berichten. Vorzüglich vertreten sind unsere Qualitäts-Industrien, namentlich die Maschinen- und die Textil-Industrie, dann ferner die Milch-Industrie und die Kunst. Letztere zwar mit dem Vorbehalt, daß sie, die gegenwärtig arg Geschmähte, ruhig noch rassiger und erwählter hätte vertreten sein dürfen. Man fühlt zu sehr, daß im Hinblick auf die Landesausstellung die Jury dem Publikum gegenüber allzusehr zu Zugeständnissen geneigt war, ohne übrigens den Zweck zu erreichen, denn so haben unsere wackeren Eidgenossen noch gar nie getobt.

Summa summarum: Ueberall da, wo der Schweizer mit konkreten und meßbaren Werten zu rechnen hat, wo es sich um lukrative Nützlichkeitsfragen handelt, da hat er ganz vorzüglich ausgestellt, da ist er mustergültig und da bekundet er auch ein tiefes Verständnis für die Arbeit der anderen Fakultäten.

Ueberall da dagegen, wo er sich mit ideellen Werten abfinden muß, da herrscht Unsicherheit, Zagen, und bei der Masse das schönste Banausentum in Reinkultur.

Die Ausstellung zeigt uns nicht nur, wo wir vorzüglich sind, sie zeigt uns namentlich auch, wo wir noch der Durchbildung und der Erziehung bedürfen, wo sich unsere Anschauungen noch nicht zu einem Charakterbewußtsein stabilisiert haben. Die Kunst ist dabei auf guten Wegen, aber noch nicht am Ziel. Noch bei zu Vielen läßt sich der Stammbaum ihrer Künstlerschaft bis zu den

Digitized by Google

Wurzeln, welche nach Paris, München oder Berlin reichen, allzudeutlich verfolgen.

Schlimmer ist es in der Pädagogik, — die Schulausstellungsräume zeigen ein wahres Chaos der denkbar wirrsten Kulturabsichten und selten sah ich etwas, das mehr redliche Anstrengungen in einem so wirren Durcheinander vereinigte.

Schlimm ist es auch mit all den Industrien, welche in das Gebiet der angewandten Künste hinüberspielen. Als Beispiel nehme ich unsere technisch so hoch entwickelte Uhren-Industrie. Wir fabrizieren die besten Uhren, die feinsten Chronometer und statten sie mit ausgesuchter Geschmacklosigkeit aus. Selten stößt man auf eine schöne, rassige, ästhetisch auch nur einigermaßen befriedigende Arbeit. Die Guillochage hat das Uhrgehäuse verteufelt, wie die Autotypie die Illustration banal gestaltet hat.

Am schlimmsten ist es mit den Erzeugnissen der oberländischen Holzschnitzerei, welche sich unbewußt und stolz auf ihr unbestreitbares technisches Können, bei jedem Kulturmenschen durch ihre Ausstellung endgültig das Grab schaufelte. Die Herren sind Virtuosen! Sie haben es zu Stande gebracht, das Holz so charakterlos naturalistisch zu bearbeiten, daß es ebenso gut Alabaster, Metall oder Stein sein könnte. Schade um das prächtige technische Vermögen!

Sehr gut dagegen steht es um die schweizerische Lithographie. Die ist materialbewußt geworden und viele der Aussteller haben, abgesehen von ihrem technischen Können auch künstlerisch durchaus keinen Grund, irgend eine ausländische Konkurrenz zu scheuen.

Daß an der schweizerischen Landesausstellung auch der Ackerbau und die Viehzucht eine ganz hervorragende Rolle spielen, braucht eigentlich kaum erwähnt zu werden. Hier kommt einem zum Bewußtsein, mit welcher Zähigkeit und mit welcher Sorgfalt der Schweizer auf den Gebieten schafft, die ihm obliegen, in denen er zu Hause ist und Tradition hat.

Digitized by Google

Soll ich zusammenfassen? — Die schweizerische Landesausstellung ist eine prächtige Gesamtanstrengung eines kleinen, armen Volkes, die jeden Vergleich aushält.

Die schweizerische Arbeitsbevölkerung, wie sie sich darin spiegelt, zeigt sich als fleißig, gründlich, auf Qualitätsarbeit gerichtet und voller Bestreben, nur das Beste zu leisten. Aber, abgesehen von den eigentlichen Edel-Industrien, der Metall- und Textil-Industrie und der modernen Künstlerschaft auch auf den Gebieten der angewandten Kunst, nüchtern und phantasiearm, nur auf die Nützlichkeit gerichtet.

Der schweizerische Idealismus hat immer einen zahlenmäßigen Hintergrund, an welchem auch die schönsten rhetorischen Laubgewinde nichts zu ändern vermögen.

Der Jungfernpreis

Novelle von Hugo Salus

I.

Das reiche Fräulein Marie Krombholz in Liebenau war wirklich ihr ganzes, recht langes Leben hindurch eine Jungfrau gewesen; und da das Leben nun einmal so eingeteilt ist, daß man nur einen ganz geringen Teil davon jung ist, die ganze übrige Zeit aber alt und später sehr alt, so war sie eben auch viel kürzer eine junge Jungfrau, den größten Teil ihres Lebens aber eine alte Jungfer gewesen. So ist das Leben!

Die Jugend, in der man sein Jungferntum als etwas Selbstverständliches, Mitbekommenes trägt, schwindet wie im Traume und dann kommen die vielen, vielen Jahre, in denen man es wie etwas Erworbenes, Verdienstvolles gegen alle möglichen und eingebildeten Feinde verteidigt, in denen man es mit Bewußtsein, mit Stolz und oft mit Schmerzen und mit dem Gefühl der Zurücksetzung tragen muß als Etwas, das einem nicht geraubt wurde, weil, ach du lieber Himmel!, weil man zu rein und zu keusch war, es sich rauben zu lassen! Dieser Seufzer „Ach du lieber Himmel!“ war allmählich der Inhalt des Jungfernlebens der Marie Krombh-

Digitized by Google

holz geworden, diese unverkaufte Ware war ihr größter Schatz und ihre Auszeichnung vor den anderen Weibern Liebenaus und darum wollte sie auch mit ihrem recht einsamen Tode nicht aufhören, die bekannte Jungfrau Marie Krombholz zu sein, und setzte ihr ganzes, schönes Vermögen zum Grundstocke eines Tugendpreises für ganz sichere, auserwählte Jungfrauen aus, einen Marie Krombholz Jungfernpreis, der alle zehn Jahre zu verleihen und mit dessen Verwaltung von der Stadtgemeinde ein eigener Ausschuß zu bestellen war, der unter den Töchtern Liebenaus die richtige, würdige Preisempfängerin zu erwählen und ihr in feierlicher Satzung genau vorgeschriebener Weise den Preis zu überreichen hatte. Diese Spende sollte für ewige Zeiten Jungfer Marie Krombholz-Tugendpreis heißen und sie, die Spenderin — das war ihr begreiflicher Ehrgeiz — in Liebenau unsterblich machen. Unsterblich in Liebenau ....

Jetzt waren die ersten zehn Jahre nach dem Tode der Marie Krombholz vergangen und der erste Tugendpreis fällig. Du lieber Himmel, zehn Jahre sind eine kurze Zeit, wenn man sich für einen Tugendpreis würdig vorbereiten soll und von heute auf morgen kann niemand von einem jungen Mädchen verlangen, daß es eine sichere, verläßliche Jungfer werden solle. Und so war es für den Jungfernausschuß der Stadtgemeinde gar nicht so einfach, eine würdige Preisträgerin ausfindig zu machen. Die jungen Leute von Liebenau hatten schon ein Jahr vorher den größten Spaß mit den Mädchen, wenn sie sie neckend Krombholz-Jungfer nannten. Das Testament hatte seine ganz besonderen Tücken, die Erwählte sollte gerade gewachsen und womöglich nicht häßlich sein, das wäre zu leicht gewesen, und gar zu wohlhabend sollte die Preisträgerin auch nicht sein, so hatte die Jungfer Krombholz bestimmt, wohl weil sie sich vorstellen mochte, daß die reichen Mädchen sich nicht gern vor aller Welt ihre Tugend bescheinigen lassen würden. So hatten denn die dunkelblauen Liebenauer Frühlingsnächte heuer oft flehende und verwirrt vorwurfsvolle Worte gehört, wie: „geh', willst du denn den Jungfernpreis bekommen? Schäme dich!" oder jubelnde, übermütige Dankesjauchzer, zwischen heißen Küssen vorgestammelt: „da hast du einen Jungfernpreis und noch einen!", so daß es dann am klaren Morgen gar manchem Mädchen die Röte ins Gesicht trieb, wenn die Mutter sie fragte, ob sie sich denn nicht um den Preis bewerben wolle und ob sie vielleicht in der Nacht, da sie so lange nicht heimgekommen sei, sich durch Beten und Kasteien darauf vorbereitet habe. Und wenn ein Mädchen einem anderen etwas recht Unangenehmes sagen wollte, so zischelte sie ihr wohl giftig zu: „du Jungfernpreis, du, du verlogener!"

Digitized by Google

Und im Sommer hatten die Burschen, unverschämt, wie sie nun einmal sind, bei einem Tanzvergnügen in Martins Wirtschaft „zur Kornblume" eine Preisverteilung mit Strohkränzen vorgenommen und eine Jungfern-Preisträgerin gefunden, bei der man schon allzudeutlich bemerken konnte, daß sie die Preisbedingungen nicht erfüllen könne.

„Wir haben ja auch ihr den Kranz nicht gegeben", lachten die Burschen, als ein allgemeines Halloh ihre freche Wahl bemängelte, „aber, wenn's kein Bub wird, so ist es doch ganz sicher noch eine Jungfer! Der haben wir den Preis zuerkannt!"

So daß, als der Herbst ins Land gezogen kam, sich der Krombholz-Preisausschuß recht bedenklich die Haare krauste, ob er wohl für den Winter noch eine Preisträgerin werde finden können. Als er bei einigen Müttern vorsichtig angefragt hatte, ob sie ihren Töchtern die schöne Summe von tausend Kronen und alles Uebrige nicht gönnen wollten, hatten die sich mit Händen und Worten gegen die Zumutung gewehrt: „was fällt Ihnen denn ein!" hatten sie geantwortet, „wollen sie das Mädel zum allgemeinen Gespötte machen? Die tausend Kronen wären uns schon recht, aber glauben Sie denn, ein junger Bursch möchte unsere Fanny noch nehmen, wenn sie sich ihr Leben lang so etwas müßte nachsagen lassen? Das möchte ich mir aber wirklich anschauen, ob wir uns so was müssen gefallen lassen!"

Die Aussichten für den Marie Krombholz-Jungfernpreis standen also sehr, sehr schlecht!

II.

Draußen in der Liebenauer Vorstadt in einem Krombholzischen Hause, das jetzt dem einzigen Bruder der verstorbenen Jungfrau Marie, dem Junggesellen und Stadtverordneten Wilhelm Krombholz gehörte, in einem Stübchen zu ebener Erde wohnte die Kathi Sommer als Hausmeisterin; sie hielt den Hof und die Treppen des stattlichen Hauses sauber und pflegte das Gärtchen hinter dem Hause, schloß am Abend das Haustor zu und öffnete es in der Nacht ein- oder zweimal im Jahre, wenn aus irgend einem Grunde einer der ordentlichen Hausbewohner sie einmal wecken mußte, um nach Hause kommen zu können. Sie war wohl fünfzig Jahre alt, war früher Köchin in Liebenau gewesen und hatte dann von dem Krombholz Wilhelm die Hausmeisterstelle übertragen bekommen. Ganz Liebenau behauptete natürlich, ganz genau zu wissen, warum just sie für diesen Posten ausersehen worden sei, aber was wußte ganz Liebenau nicht!, und so lebte sie denn in der stillen Vorstadt und kümmerte sich wenig um die anderen Menschen. Wenn der Hausherr einmal sein Haus besuchte, so meldete sie

Digitized by Google

ihm diensteifrig die paar Neuigkeiten, die vorgefallen sein mochten, sie trug ein sehr bescheidenes und unterwürfiges Wesen zur Schau, weil ohnehin die Leute mit wachsamen Augen jede ihrer Bewegungen bei solch einer Zusammenkunft des Hausherrn mit der Sommer Kathi beaufsichtigten und weil sie den Neugierigen zeigen wollte, wie grundlos ihre verschiedenen Vermutungen waren.

„Ist schon recht", nickte der Herr Stadtrat, „ich bin zufrieden, ich kann mich auf die Frau Kathi" — er sagte immer Frau Kathi und sprach sie nie anders als unpersönlich: „ist die Frau Kathi", oder „hat die Frau Kathi" an, es wäre ihm wohl zu schwer geworden „Sie, Kathi" zu ihr zu sagen — „auf die Frau Kathi kann ich mich verlassen, die wird schon das Richtige getroffen haben!" So daß sie sehr gut mit einander auskamen.

Der Herr Stadtrat war natürlich auch in dem Ausschusse für den Tugendpreis seiner Schwester, so sehr ihn auch seinerzeit das Testament der „verdrehten alten Jungfer" verdrossen hatte und hatte jetzt, da die Vergebung des Jungfernpreises so große Schwierigkeiten machte, Spott und Aerger genug damit auszustehen. Da war es ein großes Glück, daß jetzt im Herbst die Lina Sommer, die Tochter der Sommerkathi aus dem Kloster nach Hause zurückkehrte und daß ihre Mutter sie dem Hausherrn bei seinem nächsten Besuche vorstellte:

„Und das ist jetzt meine Lina, Hausherr!" hatte sie gesagt und ihm das achtzehnjährige Mädchen vorgewiesen, das, mit gesenkten Blicken, scheu und schamüberglüht hinter der Mutter stand, „jetzt ist sie so weit, im Kloster kann ich sie nicht mehr lassen und da wird sie erst einige Zeit bei mir sein und sich dann irgendwo eine Stelle suchen zu Kindern oder sonst was."

Der Hausherr reichte dem verwirrten Mädchen die Hand. „Sie ist ja schon ein ganz erwachsener Mensch!" sagte er staunend, „man sollte so etwas gar nicht für möglich halten!"

„Sie ist halt noch ein wenig klösterlich, Hausherr, Sie müssen schon verzeihen!" sagte die Mutter. „Das wird sich schon mit der Zeit geben. Sie war halt jetzt fast sieben Jahre lang nicht unter Menschen, immer nur im Kloster. Wo hätte ich sie denn auch hingeben sollen?"

„Ist schon recht", sagte da der Krombholz Wilhelm vielleicht etwas rascher, als es sonst seine Art war, und war rasch aus dem Hause getreten. Ob aus Mitleid mit dem armen Mädchen, das seine ledige Mutter nicht hatte bei sich aufziehen können und das sie darum in ein Kloster gesteckt hatte, damit sie dort etwas lerne und sie nichts koste, oder aus Mitleid mit sich, weil er solche Rührseligkeiten nicht vertrug, wer weiß denn; er

Digitized by Google

ging aber scheinbar sehr in Gedanken in die Stadt zurück und weil er gerade bei seinem Schulkameraden und Freunde, dem Stadtrat Tierarzt Kräutner vorbeikam, hielt er sich gleich bei ihm auf und machte ihm die Mitteilung, daß er nun endlich, es sei höchste Zeit, die Tugendjungfer gefunden habe. Und er erzählte ihm davon, daß die Tochter der Sommer Kathi aus dem Kloster heimgekommen sei und daß sie gewiß die Richtige für den Preis sein werde.

„Unschuldig ist sie sicher! Wie hätte sie denn in dem einsamen Kloster unter den Nonnen ihre Unschuld verlieren können, arm ist sie auch und kurz und gut, Kräutner, schau dir sie einmal an, und dann mußt du mir halt den Gefallen tun und mußt sie in unserem Ausschuß vorschlagen. Denn das wirst du doch einsehen, ich kann doch damit nicht vortreten. Die möchten sich schön das Maul zerreißen, wenn ich selbst damit kommen wollte!"

Und, kurz und gut, der Kräutner schaute sich gelegentlich die Sommer Lina an, er sagte der Kathi kein Wort über den Jungfernpreis, er stellte in der Sitzung den Antrag und, da die Preisrichter froh waren, endlich die Jungfrau gefunden zu haben, stimmten sie alle zu, „schon damit das Geld in der Familie bleibt!" tuschelten sie einander augenzwinkernd zu, daß es der Krombholz Wilhelm nicht hören konnte, und luden einfach die Sommer Kathi mit der Lina Anfang Dezember zu einer bestimmten Stunde aufs Rathaus. (Fortsetzung folgt.)

Vorfrühling

An Dalarnes*) Jugend

Von dem Bauern-Dichter Karl Larsson i. By.

Noch ist Winter, doch rings im Schweden-Land
liegt alles und harrt auf Frühlingskräfte:
Die Kräfte, die aus des Eises Band
erlösen des Lebens siedende Säfte.

Und war der Winter auch nie so schwer,
lag nie der Schnee so lastend auf Erden —
jetzt naht der Frühling. Wir sehnen ihn her
und messen am Steigen der Sonne sein Werden.

*) Dalarne ist eine Provinz in Mittelschweden, die fast nur von Bauern bewohnt ist.

Digitized by Google

Er regt sich, Kameraden, — ein junger Held
und stark wie keiner und Leben
und Jugend sind ihm als dem König der Welt
zum Prunkgefolge gegeben.

Kameraden vom Berges- und Elfenland,
seht Ihr nicht, wie Schweden wartet und schmachtet,
wie, gebunden vom drückenden Wintersband,
es heimlich nach Frühling und Freiheit trachtet.

Es wartet auf u n s, die der Frühling wir sind:
Auf uns Jungen und unsere Kräfte.
Das Blut, das in unseren Adern rinnt,
gibt dem Lande die besten und reichsten Säfte.

Die Alten denken so müd und so schräg,
wenn sie große Fragen verdrehn und verwischen,
der Alten Sinn ist trüb und träg,
man muß ihn mit Jugend mischen.

Unser Land ist arm an Männern von Wert,
an großen Gedanken und stolzen Taten.
Kommt, laßt uns ihm geben, wonach es begehrt!
Genug der Worte und Phrasen, Kameraden!

Kameraden, seht hier meine warme Hand
vom Pochen der Pulse erbeben!
Die Lust, zu dienen dem Vaterland
strömt durch Puls und Herzschlag wie Wogenheben.

Und ergreift meine Hand eine andere einmal,
und findet mein sehnender Mut einen zweiten,
so ziehn wir hinaus im Maimorgenstrahl
das Reich der Zukunft still zu bereiten.

(Uebersetzt von Friedrich Stieve.)

Digitized by Google

Ein Wort über Brunetière

Sein Testament ist nun erschienen. Drei Bände: „La littérature française classique". (Delagrave, Paris). Er hatte die Vorarbeiten eben begonnen, er wollte die Entwürfe eben sammeln und zu einer Einheit binden, er konnte es gerade noch mit dem ersten Band — „De Marot à Montaigne" — und er starb dann mitten drin, 1907. Sein — etwas schwerfälliger — Schüler René Doumic besorgte den Abschluß der drei Bände.

Die können nicht anders sein als etwas Unvollkommenes: man sieht gleich, daß es sich um gesammelte Essays handelt, zu denen ein Fremder die Zusammenhänge gab. Wir brauchten aber eigentlich doch nur diese anschließenden Seiten uns wiederum hinauszudenken. Und wir haben dann also Brunetière vor uns, Ferdinand Brunetière, dem man übrigens vor kurzem, ein paar Jahre schon nach seinem Tode, ein Denkmal errichtet hat. Für Sainte-Beuve steht, so viel ich weiß, noch kein Denkmal da. Aber es gibt auch viele, die den andern höher stellen, als Sainte-Beuve. Daß er repräsentativer war, wird man ruhig sagen können. Und es ist auch meist so, daß die Repräsentanten zuerst ein Denkmal bekommen.

Er wollte immer objektiv sein, er war aber ein Pessimist; und so wirken die Repräsentanten am raschesten: wenn sie Pessimisten sind und objektiv sein wollen. Sein Pessimismus war wirklich echt und sehr bitter; auch sein Wille zum Unpersönlichen war echt und er machte eine große Schule durch, um ihn zu härten. Aber ich glaube, daß er in beidem nicht die ganze Ueberwindung erreicht hat: man wird in mancher Schrift — zum Beispiel gleich in den „Wegen des Glaubens", seinem andern Testament, das er auch nicht zu Ende schrieb, das aber auch niemand für ihn zu Ende schreiben könnte — einen Drang zur Freude seh'n; und in fast jeder einen durchaus persönlichen Menschen fühlen, der, mit allen Nerven beteiligt, da denkt und schreibt, angreifend, überredend, höhnend, lachend, jubelnd. Sein Urteil war im Grunde so persönlich, daß er sich manchmal schon selbst angreifen mußte und überreden. Das hat ihn, nehme ich an, dazu geführt, über die Kritik sozusagen auch gleich die Kritik zu schreiben; wir haben jedenfalls neben Taines keine so gute Theorie und Geschichte der Kritik, wie in der Brunetièreschen „Evolution des genres".

Ich glaube auch, daß bei ihm das eine das andere begründete und auch wieder in Grenzen einschloß: er hätte ohne den Pessimismus nie objektiv werden können und Lemaitre sagte: „On sent bien, que son amour de l'action et son grand courage le defendent seuls du nihilisme pur." Wir könnten an Stelle von „amour de l'action" eben den Willen, einen sozusagen eingelernten Willen zur Objektivität setzen.

Das ist auch sehr merkwürdig bei ihm: er war ein unbedingter Konservator der Tradition und er war ein liberaler Entwicklungstheoretiker. Er setzte sich leidenschaftlich dafür ein: festzustellen, daß alles Entwicklung sei. Er hatte seine großen Tage, wenn er in einem ganz kleinen Motiv die Grundquelle einer gewaltigen Idee herausfinden konnte. Er suchte immer die gewaltigen Ideen, nicht, um sie noch weiter hinaufzubauen, sondern um sie sozusagen rückwärtig aufzubauen: und die Spitze seiner Pyramide war nach unten gekehrt, wie ein Keil in die Erdmasse eindringend und aufwühlend, tief, bis diese Spitze der

Digitized by Google

Mittelpunkt ist und von allem der Anfang. Man könnte auch sagen: sein Aufbauen sei ein Abhüllen gewesen, bis zum Kern hin; nur darf man nicht glauben, daß Brunetière so analysierte, wie es die Heutigen gern machen: die eher zersetzen, als aufdecken. Nein, er suchte nur den Kern und baute dann wieder alles fest. Er suchte den Kern einer Entwicklung, um die oberen Flächen zu begreifen: ihren Anfang also, ihre Natur.

Wenn man ihn repräsentativ nennt, muß man immer gleich hinzufügen: daß er das nur seinem Talent zu verdanken hat. Er wurde Mitglied der Akademie, Lehrer an der Sorbonne, Herausgeber der „Revue des deux mondes": und er hatte nicht einmal die École normale gemacht. „Ce n'est pas en suivant une filière, que j'arriverai" sagte er. Man kann auch wirklich finden, daß es ihm gelungen ist. Er hatte jene Stellen gerade eingenommen, die man nur erreichen kann, wenn man die akademischen Grade Schritt für Schritt hinaufsteigt. Besonders in Frankreich.

Er war sehr klein und sehr hager, Bellesort, der eine kleine Biographie geschrieben hat (Plon, Paris) nennt ihn „presque chétif". Er war aber immer sehr gepflegt und elegant. Das charakterisiert ihn gleich gut: „Wir haben drei Jahre zusammen gelebt, in der gleichen Wohnung, wir haben täglich am selben Tisch gegessen und waren sehr befreundet und ich habe ihn nie in Pantoffeln gesehen", erzählt Bellesort. Er konnte sehr erwärmen, dabei sah es immer so aus, als wenn er selbst kalt und unbeteiligt wäre. Aber er hatte breite, gutangelegte Gesten, wenn er sprach. Seine Stimme konnte außerordentlich klingen. Einer, der zu seinen Hörern zählte, sagte: daß er diese tiefe und wieder klare Stimme immer noch im Ohr habe; und daß jener Brunetière nie ganz besitzen könne, der ihn nicht auch hört, wenn er ihn liest. Das ist aber sehr äußerlich und wird schon nicht so zu Brunetière passen. Es sieht sonst so aus, als wenn er ein großer Rhetor gewesen wäre. Das war er aber nicht, man merkt das schon an seinen Büchern, die man sehr oft wiederlesen kann, immer etwas dazulernend. Aber die Bücher der Rhetoren liest man gerade einmal, und man erfährt nur das, was man schon weiß. Man lernt nie etwas dazu. Denn die Rhetoren sind meist arm und Brunetière war reich. Sein Reichtum sind seine Einfälle und man findet auch in diesen drei starken Bänden über die klassische Literatur große Einfälle. Man muß nur sehr genau achtgeben, wo Brunetière aufhört und wo Doumic anfängt. Doumic weiß gewiß sehr viel, aber er ist kein guter Schriftsteller. Brunetière war, von allem ganz abgesehen, schon ein ausgezeichneter Schriftsteller an sich, wie Sainte-Beuve, von allem ganz abgesehen. Er war nur ein kleinerer Mathematiker, als Sainte-Beuve, das ist alles. Sainte-Beuve hatte sich bei Comte ausgebildet, ich möchte sagen: er hat bei Comte gelernt, wie man die Empfindungen gut einsystematisieren kann. Brunetière stand ziemlich kalt Comte gegenüber, Brunetière war überhaupt gleich kalt, wenn die Materialisten kamen.

Er verehrte Bossuet, und er liebte Pascal. Theodor Tagger

Hektor Berlioz' Erinnerungen

Jedermann weiß, daß der Komponist der „symphonie phantastique" ein stark literarisches Talent war, nicht nur in der Musik, aber seine

Digitized by Google

Schriften sind trotzdem in Deutschland fast nur bei Musikern bekannt. Das literarische Hauptwerk, die „Lebenserinnerungen", ist jetzt zum erstenmal in einer ziemlich wohlfeilen, einbändigen Ausgabe deutsch erschienen, übersetzt von Hans Scholz, im Verlag Beck in München.

Der phantastische Mensch und romantische Charakter, der eine Oper über Benvenuto Cellini geschrieben hat, zeigt in seinen Memoiren, die glänzend geschrieben sind, manche Züge von Verwandtschaft mit dem italienischen Kraftmenschen, an Leidenschaftlichkeit und mißtrauisch eifersüchtigem Selbstbewußtsein, jedenfalls steht er ihm nicht nach; nur ist er ebenso romantisch wie jener naiv war. Sein Buch zu lesen ist ein großer Genuß, auch für Leser, die nicht Musikkenner sind. Die Scholz'sche Uebersetzung ist recht gut und, was wichtig ist, vollständig.

Der große Pate der modernen Orchestertechnik wird auch als Schriftsteller fortleben. Da außerdem sein Leben nicht nur psychologisch interessant, sondern voll äußerer Bewegung und Abenteuerlust war, gehören seine Erinnerungen zu den fesselndsten Künstlerbekenntnissen, die wir haben.

Ein paar Sätze als Stilproben:

„Es ist ebenso vergeblich und gefahrvoll für einen fremden Willen, dem meinen entgegenzuarbeiten, wenn ihn Leidenschaft beseelt, als zu glauben, man könne die Explosion von Schießpulver durch Druck verhindern."

(Ueber die Wiedergabe von Orchesterwerken auf dem Klavier): „Das Klavier ist für die Instrumentalkomponisten eine wahre Guillotine, mit der Bestimmung, alle vornehmen Köpfe abzuschlagen, wobei allein der Pöbel nichts zu fürchten hat."

„Ich brauche nicht erst zu sagen, daß ich im katholischen Glauben erzogen wurde. Diese Religion hat, seit sie niemand mehr verbrennt, viel Liebenswürdiges und ist mein Glück gewesen, sieben volle Jahre; obgleich wir seit langem uneins geworden, habe ich ihr doch immer eine sehr zärtliche Erinnerung bewahrt."

Hermann Hesse

Sturm von Gestern

Die Kritik gerät schon außer sich, wenn es nur in einem Buche rumort. „Ha .... ein Genie." Es ist aber gar nicht wahr, denn nach einiger Zeit spricht die Kritik längst von zehn neuen Genies und hat ihr altes vergessen. Wer spricht noch vom „Tunnel?" Wer spricht in zwölf Stunden noch von „Ich bin das Schwert?"

Die Gründe sind jetzt nicht zu erörtern. Es soll nur über das Buch der Frau von Mathusius das Notwendigste gesagt sein.

Ein geschwollenes Angriffsbuch. Emphatisch werden „Eigenheiten" eines Teiles jener zurückgebliebenen Schicht, die uns regieren will, festgestellt. Ohne Witz und ohne Satire hat die Schriftstellerin eine Taschenausgabe von Ibsen für den Adel gemacht, aber was sie über den Adel sagt, stand längst für ewig-menschliche Zeiten im „Simplizissimus", das Gemeinmenschliche unterscheidet sich gar nicht von den Klagen über das Bürgertum. Sie sagt es oft im Tone einer Groschenbuchschreiberin und macht es einem schwer, weiterzulesen. Nietzsche wird in der Gartenlaubengegend angesiedelt, mit Kringelchen und Kränzelchen verziert und götzenhaft umtanzt. Sobald der „Heldin" etwas passiert, wird gleich aus Zarathustra deklamiert und Klavier gespielt.

Die Vorgänge sind fast Kolportage allerschlimmster Art. So unangenehm

Digitized by Google

es zu sagen ist, ich dachte beim Lesen manchmal an Sudermanns Magda. Eine Frau will mehr leben als erleben, macht sich aber allerlei „Hohes" vor und kommt nicht heraus, sich selbst zu „erklären". (Dabei lohnt es sich gar nicht.)

Großartig, wenn sie ausruft, sie wolle „landesübliche Ansichten über Bord werfen". Wie die Magda.

Helmer erscheint als adeliger Kientoppschurke und treibt „liebeswütig" sein „verruchtes Wesen".

Kein Kritiker hat geäußert: künstlerisch kann diese Frau gar nichts, gestaltet nichts, hastet Schwulst hin, spektakelt, bringt auch nicht einen guten Zug, ist oft vom Menschlichen sehr fern und hat gleich Angst, es klinge lächerlich, wenn sie wirklich einmal etwas Besonderes sagt. Man ist nicht über die Bücher dieser Frau, sondern nur über ihr Dasein froh. Es ist schön, daß sie als Mensch nicht in Reihe und Glied treten und das Letzte sagen will. Aber als Schriftstellerin sagt sie gar nicht das Letzte und tritt in Reihe und Glied. Diese Frau ist fähig, etwas zu erleben, aber schwach, Eindrücke festzuhalten. Und sie betrachtet einen Stand, aber gar nicht die Welt. Sie ist über Manche ihrer Schicht hinausgeschritten, aber gar nicht über die meisten fortgeschrittenen Schriftsteller. Sie kann nur von gedankenlosen Kritikern gelobt werden, die entweder selbst noch von Gestern sind oder sich geschmeichelt fühlen, weil Jemand vom Adel ihre Ansichten teilt. Ihr Wert ruht im Dasein, nicht im Können.

Kurt Kersten

Albert Haueisen

Aus einer halben Verborgenheit ist der badische Maler Albert Haueisen nun mit einer Ausstellung von mehr als hundert Bildern vor die Oeffentlichkeit getreten; die Galerie Moos in Karlsruhe war die Vermittlerin.

Man hat mit etwas lauten Worten den Propheten einer neuen Kunst in ihm angekündigt. Dieses ist er nicht. Aber warum gerade ein Prophetentum verlangen, kann er nicht auch ohne das ein trefflicher Entwicklungsfaktor sein? Und das ist er. Nicht nur weil er den Farbenkult des französischen Impressionismus in sich aufgenommen und selbständig verarbeitet hat, sondern weil er ein Künstler der reinen Form ist, wie kaum ein zweiter unserer Tage.

Sein Entwicklungsweg läuft parallel zu dem Adolf Hildenbrands. Thomaschüler und lange Zeit ein getreuer Diener seines Herrn. Das hat ihm seine zeichnerische Grundlage gegeben, aber auch eine gewisse kompositorische Befangenheit: immerhin eine vorzügliche Schule. Dann ist seine Entwicklung seicht, mehr ruhig fließend, der Fluß hört auf, es kommt in ihm zu einer koloristischen Revolution. Die Farbe, ein Kunstfaktor, der dieser Schule zuerst sekundär erscheint, ergreift ihn mit aller Wucht. Er erkennt neben der Linie, der plastischen Form, das Spiel des Lichtes und der Farben. Die Franzosen waren vielleicht die Erreger dieser inneren Revolution — jedenfalls aber treibende Motive. Es ist die Zeit, in der Haueisen zum „Proteus" wurde, die Zeit, in der er alle „Rezepte" nicht nur in sich aufnahm und verarbeitete, sondern auch auf der Leinwand auslebte. Jahre stiller, intensiver Arbeit folgen. Erst allmählich liest man wieder auf Ausstellungen seinen Namen und staunt über erst kleine, wundervolle koloristische Stücke — Stilleben, Landschaften. Die nächste

Digitized by Google

Phase bringt ihm das Problem des Nackten in Licht und Farbe. Diese ist noch nicht abgeschlossen, was er erreicht, zeigt er jetzt in Karlsruhe. Er hat genug getastet und gesucht, hat sich eine sichere, fabelhaft flüssige Farbtechnik errungen. Was man hier sieht an landschaftlichen Motiven, an Aktstudien in unzähligen Variationen, trägt den Stempel feinster formalen und koloristischen Könnens.

Eines jedoch vermißt man: Inhalt. Ihn, den Thomaschüler, mußte die Farbe derartig ergreifen, daß er zunächst alles vergaß unter koloristischen Experimenten. Daß hier für ihn nur formale Motive in Betracht kommen, ist selbstverständlich.

Allein trotz dieser starken Formbegabung wartet das Inhaltliche, der Stoff noch auf Haueisen. Es ist unmöglich, daß ein Künstler der Farbe und des Lichts mit so feinen Sinnen im Formalen stecken bliebe. Wenn Haueisen — was man abwarten muß — vom Inhaltlich-Stofflichen ebenso ergriffen wird wie vom Formalen und noch einmal eine (ebenso fruchtbare) Revolution nun des Inhaltlichen durchlebte, dann wird man ihn „Führer" und „Reformator" nennen können.

Hermann Leopold Mayer

Aphorismen

Wer seine Krankheit liebt, wird seine Aerzte hassen.

Nach der Vertreibung aus dem Paradiese sagte Adam zu Eva: Ich habe in den sauren Apfel beißen müssen.

Von zwei Politikern: Sie stießen mit ihren Köpfen so hart aufeinander, daß die Welt hohl erklang.

Es gibt große Diplomaten, die geniale Gedanken aus dem Aermelkanal schütteln.

Ein Bild: der Fortschritt, rüstig vorwärtsschreitend auf dem Holzweg.

Stimmungsbericht. Im Parlament herrschte Ruhe vor dem Sturm im Wasserglase.

Theodor Reik

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterlässt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.
Probetuben liefern gegen Einsendung von 20 Pf. P. Beiersdorf & Co., Hamburg S. 30.

Digitized by Google

Der Dollar in Mexiko

Von Friedrich Glaser (Washington)

ie Amerikaner haben sich unendlich viel zugute getan auf ihre Leistungen in Vera Cruz. Sie haben verlotterte Straßen gesäubert und ein barbarisches Gefängnis — keine Erfindung der Mexikaner, sondern ein Vermächtnis der Spanier — ausgeräumt und desinfiziert. Das ist gewiß verdienstlich und lobenswert, aber es ist nur eine Seite des Amerikanismus in Mexiko. In Vera Cruz kehren sie die Reste des europäischen Despotismus ins Meer hinaus, über den Rio Grande aber zieht währenddem schon die ganze Unflätigkeit des amerikanischen Kapitalismus und in New York spritzt der Schlamm hoch und die Stänkerei ist ärger als in den drei Jahrhunderten ungereinigten Kerkerzellen von San Ulloa.

Während sich am Niagara die drei südamerikanischen Republiken bemühten, die Unabhängigkeit Mexikos zu retten, suchte man in New York nach neuen Mitteln, um sie zu gefährden. Mit dem zusammenschrumpfenden Popanz Huerta und der Kränkung der amerikanischen Flagge war nichts mehr zu machen. Die dürftige Begeisterung, die man aus dem Zwischenfall in Tampico zu fabrizieren wußte, war längst verraucht. Man brauchte eine Steigerung, man suchte nach Skandal. Eine gewandte Seele schlüpfte nächtens durch das Oberlicht über der Bureautür des Washingtoner Anwalts der mexikanischen Konstitutionalisten und räumte die Fächer seines Schreibtisches aus. Dann druckte man den Inhalt von Schiebfach und Papierkorb in großen und kleinen Lettern in einer New Yorker Zeitung, die seit Monaten die bewaffnete Intervention der Vereinigten Staaten in Mexiko herbeizuführen sucht, und Herr William Randolph Hearst von der gelben

Digitized by Google

Presse, der überall dabei ist, wo es raucht und riecht, tutete die großartige Entdeckung in seinen Blättern in New York, Chicago und San Franzisko aus.

Es war wieder einmal als habe man die Büchse der Pandora geöffnet, als strömte alle menschliche Uebelrede wie eine Krankheit aus dem Munde dieses Volkes, das das Wort „Reinheit" tagtäglich auf der Zunge hat. Die wilsonfreundlichen und die wilsonfeindlichen Blätter belegten sich mit Kosenamen und die Interventionspresse suchte nachzuweisen, daß die mexikanische Politik des Präsidenten hoffnungslos bloßgestellt sei. Denn die Konstitutionalisten, die Herr Wilson bisher begünstigt habe, hätten nur mit Wall Street konspiriert und die angeblich von den idealsten Motiven erfüllte Politik des Präsidenten und seines Staatssekretärs habe in Wirklichkeit nur die Befehle des big business ausgeführt. Petroleum und Eisenbahnen machten die mexikanische Politik der Union und Herrn Bryans Friedenstaube trage einen Dollarschein statt eines Oelzweigs im Schnabel. „Es tritt klar zutage", so schrieb eine Zeitung, „daß die „Interessen" weitaus die größte Verantwortung tragen für die rivalisierenden Banden mexikanischer Patrioten und daß Präsident Wilson geduldig zuschaut, ohne den inneren Zusammenhang dieser Geschehnisse zu verstehen".

Wenn in Amerika ein Skandal entsteht, so geschieht dies in der Regel, damit ein noch größerer Skandal verhütet werde. Die wirklichen Absichten des amerikanischen Kapitals verschwinden dann wie der Tintenfisch in der Druckerschwärze der Beschuldigungen. In dem vorliegenden Falle verfolgten die Kreise, welche eine Annexion Mexikos wünschen und betreiben, eine doppelte Absicht. Einmal sollte die Politik des Präsidenten verdächtigt werden. Zweitens wollte man die mexikanischen Konstitutionalisten, die augenblicklich wenigstens die Möglichkeit in Händen halten, in einem unabhängigen Mexiko geordnete Zustände herbeizuführen, die aber andererseits nicht an einem Uebermaß von Einigkeit leiden, noch weiter auseinander bringen. Indem man den Präsi-

Digitized by Google

denten verdächtigte, veruneinigte man zugleich die Führer der Konstitutionalisten in Mexiko. Die Gelegenheit war zu günstig. Amerika ist das Land der Opportunitäten. Man benützt nicht nur Gelegenheiten, sondern man schafft sie, wenn sie nicht da sind.

Ob es indessen gelingen wird, Carranza und Villa durch diese angeblichen Enthüllungen noch mehr zu entzweien als sie schon entzweit sind, erscheint nicht allzu wahrscheinlich. In der Interventionspresse stand natürlich viel zu lesen von dem großen Eindruck, den die Veröffentlichung der Verhandlungen Carranzas mit amerikanischen Kapitalisten auf den radikaleren Villa machte. Aber einmal stand Carranza als großer Landbesitzer ohnehin schon nicht immer im besten Rufe bei dem radikaleren Flügel der mexikanischen Konstitutionalisten, die eine weitgehende Agrarreform wünschen, und dann ist ihm bis jetzt weiter nichts nachgewiesen worden, als daß er durch jenen Anwalt in Washington, einem bekannten Spezialisten in süd- und mittelamerikanischen Revolutionen, in Verbindung mit amerikanischen Unternehmern stand, die ihre Interessen in dem von den Konstitutionalisten dominierten Gebiete zu schützen wünschten. Villa und Carranza werden sich also durch diesen Versuch, sie noch weiter auseinander zu bringen, kaum noch mehr entzweien lassen. Sie kennen einander ohnehin schon gut genug, um sich nicht zu lieben. Natürlich sollten sie sich sagen, daß ihnen durch ihre Streitigkeiten der nahezu schon sichere Sieg wieder entwischen kann und daß sie möglicherweise die letzte Chance der Unabhängigkeit Mexikos verlieren, aber Ehrgeiz, Eifersucht und Eigensinn sind so starke Triebkräfte des menschlichen Herzens, daß es kaum mehr des Dazwischentretens des amerikanischen Dollars bedarf, um die vorhandene Zwietracht noch weiter zu vertiefen.

Nicht weniger fraglich erscheint es, ob die Absicht erreicht wurde, die mexikanische Politik des Präsidenten zu verdächtigen. Uebermäßige Bewunderung hat diese mexikanische Politik in den Vereinigten Staaten sicherlich nicht gefunden. Aber man sah doch in der vom Präsidenten beschlossenen Unterstützung der Kon-

Digitized by Google

stitutionalisten als der aussichtsreichsten Partei eine Möglichkeit für die Union aus dem ganzen mexikanischen Handel wieder mit Ehren herauszukommen. Daß Wilson dieser Haltung wegen in den Kreisen, welche die Annexion Mexikos betreiben und die bewaffnete Intervention der Union befürworten, unter Geltendmachung recht widersprechender Einwände angegriffen worden ist, beweist zum mindesten, daß die, welche die Unabhängigkeit Mexikos unter allen Umständen zu beseitigen wünschen, die Politik des Präsidenten als ihren Wünschen zuwiderlaufend ansehen.

Zuerst wurde der Präsident von der Interventionspresse angegriffen wegen seiner Unterstützung des Agrarprogramms der Konstitutionalisten, die eine Revision der Besitztitel der durch Bauernlegen und sonstige Praktiken teils entstandenen, teils ins Ungeheuerliche vergrößerten Latifundien vornehmen und eine Aufteilung der großen Güter und Staatsländereien in bäuerlichen Kleinbesitz durchführen wollen. Villa begann vor einiger Zeit mit dieser Agrarreform im Staate Chihuahua, indem er jedem erwachsenen Bürger 62½ Acres Land für den Zeitraum von zehn Jahren zuteilte. Bezeichnenderweise wird eine solche Agrarreform in der großkapitalistisch orientierten Interventionspresse der Vereinigten Staaten, die auch sonst in ihren sozialpolitischen Anschauungen ein gutes halbes Jahrhundert hinter der europäischen Tagesmeinung hinterher marschiert, als „sozialistisch, kommunistisch und anarchistisch" angesehen. „Werden die Bürger dieser großen Nation", so fragte beispielsweise ein Wallstreet-Organ den Präsidenten, „willig ihr Blut und Leben dafür hingeben, damit die Gewalten, welche sonst gewöhnlich im Norden des Rio Grande zum Schutz der Rechte des Eigentums verwendet werden, nun im Süden gebraucht werden sollen, um diese Rechte zu zerstören? Der Grund und Boden Mexikos, so belehrt man uns feierlich in Washington, ist ungleichmäßig verteilt. Ist er irgendwo gleichmäßig verteilt? Wenn der Frieden Mexikos von Expropriierung abhängt, werden die Tannenbaums, Bouck Whites und Becky Edelsons — die Namen von bekannten New Yorker

Digitized by Google

Anarchisten — unseres eigenen Hinterhauses irgend eine andere Lösung für die Ungerechtigkeit und Unbilligkeit gegenwärtiger Zustände erblicken können als die Expropriierung und Verteilung allen Eigentums?" Und ein anderes Blatt ähnlicher Tendenz schreibt über die Politik des Präsidenten: „Er schlägt vor, das Land von denen zu nehmen, die gesetzlich und rechtmäßig in seinen Besitz gekommen sind, um es unter die landlosen Massen zu verteilen. Würde er in unserem Lande versuchen, was er für ein anderes Land, in dessen innere Angelegenheiten er sich einmischt, plant und fordert, so würde er sich sofort seiner Versetzung in den Anklagezustand oder einer Revolution gegenüber sehen".

Indessen scheinen diese gleichen Zeitungen, die vor wenigen Wochen noch Herrn Wilson agrarkommunistischer Absichten beschuldigten, mittlerweile eingesehen zu haben, daß diese angebliche Enthüllung der sozialistischen Anschauungen des Präsidenten, seiner mexikanischen Politik eher Sympathien gewann als Abneigung zuzog. Denn man hat ihn nun von genau dem entgegengesetzten Standpunkt aus angegriffen. Nachdem die Enthüllung seiner sozialistischen Anschauungen nicht den erhofften Aufschrei der Entrüstung gebracht hatte, versuchte man ihn als Begünstiger des großen Kapitals bloßzustellen. Aber auch diese Anklage scheint nicht zu verfangen. Was man dem Präsidenten vielleicht mit größerem Erfolg vorwirft, ist die Frage, warum er sich überhaupt in die mexikanischen Verhältnisse eingemischt habe. Die „New York World", die die Sache des Präsidenten durch alle Wechselfälle seines mexikanischen Abenteuers hindurch getreulich verteidigt hat, verglich Herrn Wilson mit Abraham Lincoln und die von letzterem erkämpfte Emanzipation der Neger mit der Befreiung der hörigen Landarbeiter Mexikos durch Woodrow Wilson.

Der Vergleich hinkt nicht nur hinsichtlich der Verschiedenheit der Persönlichkeit der beiden Präsidenten, sondern auch vor allem in dem Punkte, daß die Emanzipation der mexikanischen Peons erst noch durchgesetzt werden muß. Der Präsident hat sich kürz-

Digitized by Google

lich über die Notwendigkeit der Befreiung der Massen in Mexiko und die Mittel zu ihrer Durchsetzung ihrer Freiheit geäußert und man hat darin eine Ankündigung der mexikanischen Politik des Präsidenten für den Fall des Fehlschlagens seiner auf die Konstitutionalisten gesetzten Hoffnungen erblickt. Er erklärte, daß jede freiheitliche Bewegung von unten aus dem Volke komme und daß bisher jede Forderung von Ordnung in Mexiko eine Forderung zugunsten des ancien régime in Mexiko „für die Aristokraten, das investierte Kapital und für die Leute, die gerade für die gegenwärtige Unordnung in Mexiko verantwortlich sind" bedeutet habe. „Sie wollen Ordnung — die alte Ordnung", sagte der Präsident, „aber ich sage, die alte Ordnung ist tot. So wie ich meine Aufgabe sehe, habe ich, soweit ich dazu imstande bin, die bestehenden Zwistigkeiten beizulegen, damit die neue Ordnung, die sich auf Freiheit und Menschenrechte gründen muß, in Kraft treten kann." Der Präsident deutete bei dieser Gelegenheit an, daß wenn eine amerikanische Intervention erfolge, sie von so langer Dauer sein werde, bis Mexiko völlig reorganisiert sei.

Vorläufig ist es noch die Aufgabe der Konstitutionalisten, sich mit den übrigen Parteien in Mexiko über eine Reorganisation der Regierung und die Inangriffnahme des Agrarprogramms zu einigen. Wird ihnen diese Aufgabe gelingen, so ist die Unabhängigkeit Mexikos gerettet, werden sie scheitern, werden namentlich die Konstitutionalisten nach allen ihren bisherigen Erfolgen selber wieder in Faktionen aufbrechen, die sich möglicherweise noch gegenseitig bekriegen, so scheint allerdings kein anderer Ausweg mehr zu bleiben, um Ruhe und Ordnung in Mexiko herbeizuführen, als die Intervention der Vereinigten Staaten mit bewaffneter Hand. Dann wird der Augenblick kommen, in dem sich der Idealismus des gegenwärtigen Präsidenten und die praktischen Interessen mancher seiner Landsleute noch schärfer gegenüber stehen werden als dies schon gegenwärtig der Fall ist. Dann wird es sich zu entscheiden haben, wer mächtiger sein wird, der Präsident, der die Streitkräfte der Union nach Mexiko sendet,

Digitized by Google

oder die großen Interessen, die im Schatten dieser Streitkräfte marschieren werden.

Die Enthüllungen der amerikanischen Interventionspresse, die die Einigung der mexikanischen Parteien verhindern und dem amerikanischen Volke Sand in die Augen streuen sollten, sind nur ein Vorspiel von dem, was folgen wird, wenn erst einmal die amerikanische Intervention begonnen hat. Gewiß, man wird die Reste spanischer Bureaukratie und den feudalen Großgrundbesitz hinwegfegen, man wird die mexikanischen Städte sanieren, die mexikanischen Peons befreien und die mexikanischen Banditen aufhängen. Aber bis alles das geschehen ist, werden Jahre vergehen, ein anderer Präsident mag im Amt sein und die Union mag für die Befreiung der Peons in Mexiko nicht Ruhm, sondern Rechte fordern. Präsident Wilson hat eine Intervention der Union in Mexiko einen Krieg im Dienste der Menschheit genannt. Aber die Interessen, welche die Politik der Vereinigten Staaten schließlich bestimmen, werden diese Intervention nicht als im Dienste der Menschheit, sondern als in ihrem Auftrag erfolgend betrachten. Die Quertreibereien der letzten Wochen können die Befürchtung nicht beschwichtigen, daß der Dollar schließlich stärker sein wird als die Menschheit. Die Peons aber, die heute noch hoffnungsvoll den Versprechungen ihrer Führer lauschen, werden dann nicht ohne Verwunderung statt der bürokratisch-feudalen Peitsche plötzlich die Geißel des amerikanischen Kapitalismus auf ihrem Rücken fühlen.

Digitized by Google

Die beiden Frankreich

Von W. Francis (Paris)

Die beiden Deutschland — das ist seit zehn Jahren ein französisches Modethema. Das Deutschland der blauen Blume, das Land Goethes und Beethovens und das Deutschland der Kasernen und Fabrikschlote, das Land Bismarcks und Krupps. Wir zucken über eine solche Gegenüberstellung die Achseln und wittern dahinter die Absicht, uns politisch wieder in Rheinbunds-Armseligkeit zurückzuwerfen. Indes, wir müssen zugeben, daß man uns auch anderswo nicht für sehr liebenswürdig hält. Am Ende ist das ja auch nicht die erste Aufgabe eines Staates, den Schwerenöter zu spielen. Mit der „Weltpolitik" ist überall eine gewisse Ruppigkeit zur Herrschaft gekommen und die Byron, Dickens, Mill würden vergeblich in den Spalten der „Daily Mail" nach dem alten Gentleman suchen, der einst auf der Insel den Ton angab. Und nun gar Frankreich selbst! Die furchtbaren Erfahrungen des Kriegsjahres erklären manches. Aber mußte denn wirklich der Geist der Taine, Quinet, Michelet, Renan, Sainte-Beuve aus dem Lande der Revolution ganz und gar fliehen? Mußte das von Renan angekündigte „Panbötiea" über Frankreich so früh hereinbrechen? Wir glauben: es ist mit Frankreich ebenso wie mit Deutschland. Es wohnen zwei Seelen in seiner Brust; nur ist die eine verschüchtert und vermag mit ihrer schwachen Stimme nicht das gellende Geschrei der anderen zu unterbrechen. Das alte Frankreich ist ebenso wenig tot wie das alte Deutschland. Jemand — ein Franzose — hat einmal berechnet, daß im heutigen deutschen Reich vielleicht noch zwei tausend Männer des alten, Goethe'schen Stils zu finden wären — verloren in einer Horde erfolgberauschter, raubgieriger,

Digitized by Google

grobsinnlicher Barbaren. Sollten es nicht doch ein paar mehr sein? Und wieviel Franzosen gibt es, die neben dem „Matin" und dem „Paris-Sport" auch noch einmal im Musset blättern, den „Candide" genießen oder sich in Lamennais versenken? Deutschland kennt vom heutigen Frankreich nur die große Pariser Presse, die durchweg chauvinistisch ist; dann noch einige Boulevard-schwänke und Romane von Prévost oder Ohnet. In Paris besucht der Fremdling einige Rauchtheater-Promenoirs und Nacht-Bars. Die Berichterstatter deutscher Zeitungen sind gehalten, so zu schreiben, wie es die Richtung ihrer Blätter erforderlich macht. Der Pariser Chauvinismus muß in knalligen Farben an die Wand gemalt werden, um den deutschen Chauvinismus zu rechtfertigen. Die in Berlin sitzenden französischen Journalisten machen es ebenso, wo nicht schlimmer. So sieht der deutsche Leser nur das Frankreich des Zapfenstreich-Radaus, der Straßbourg-Kundgebungen, des Barthou-Militarismus. Und der französische Leser glaubt, daß alle Deutschen Jagows, Forstners, Reuters sind.

Deshalb sind stets Ereignisse mit Freude zu begrüßen, die unzweideutiges und unbestechliches Zeugnis für die verdunkelte Wahrheit ablegen. Solche Ereignisse waren die Wahlen vom 26. April und 10. Mai, die Baseler Besprechungen, der Sturz des von der nationalistischen Elysée-Kamarilla vorgeschobenen Ministeriums Ribot. Ja, es gibt außerhalb der inneren Pariser Arrondissements, in denen die Barrès, Berry und Bienaimé den Ton anschlagen, außerhalb der Sekte der Königskamelots und Adlerjünglinge, außerhalb der Revancheliga und der Akademie, außerhalb der mit falsch verstandenem Bergsonismus, Talmi-Katholizismus, romantisch aufgeputzten „Traditionalismus" kokettierenden Großbourgeoisie noch ein anderes Frankreich, das noch nicht im Sinn des famosen „neuen Geistes" d. h. der Wiederauflage des Boulangismus das Vermächtnis der großen Revolution schmäht, noch nicht mit Voltaire, Rousseau, Condorcet, Danten fertig ist. Die Pariser Politikmacher, die nur immer die Welt der Boulevards vor sich sehen und nach dem Geschrei

Digitized by Google

der sogenannten großen d. h. von der Hochfinanz ausgehaltenen Presse regieren wollen, sind am 12. Juni einmal wieder unsanft aus ihren chauvinistischen Fieberträumen geweckt worden. Wenn Poincarismus, Briandismus, Barthouismus und wie die Decknamen für den heutigen Nationalismus heißen, ganz abgewirtschaftet haben werden — was ohne Zweifel in nicht allzu langer Zeit der Fall sein wird — können die Erben der Männer wieder zu Wort kommen, die in der ersten französischen Republik im Laboratorium der kommenden Vereinigten Staaten von Europa saßen. Heute hat der Rausch auch helle Geister umnebelt. Männer wie Lavisse, die vor zehn bis fünfzehn Jahren noch Verständigung predigten, treten heute trommelwirbelnd für einen kriegerischen Dreibund Frankreichs, Englands, Rußlands gegen Deutschland ein. Schriftsteller wie Paul Adam, Prévost, Lavedan, Bourget sind heute unter die Hetzer gegangen. Nur wenige freie Geister halten den Kopf hoch über die Schwaden dieses Nationalismus, dessen Patriotismus nach der sarkastischen Formel Voltaire's gebildet scheint: er besteht nämlich nur im Haß des Vaterlandes der Anderen d. h. heute: der Deutschen. Aber die Anatole France und Boutroux sind noch da, um die großen Menschheitsgedanken der Philosophen und Dichter des Frankreich von 1789, 1830, 1848 in bessere Zeiten hinüberzuretten. Die Mirbeau, Descaves, Margueritte halten dieser heuchlerischen chauvinistisch-rückwärtselnden Bourgeoisie den Spiegel vor und für so und so viele Zeitungen und Zeitschriften, die sich der Reaktion verkaufen, entstehen neue junge Streiter, die die Fahne der Menschenrechte wieder in die Hand nehmen: die Blätter der Mehrheitsparteien d. h. besonders auch die radikalen, enthalten sich jeder Verunglimpfung oder Herausforderung Deutschlands, die sozialistische „Humanité" ist heute in ihrer neuen Gestalt eins der lesenswertesten französischen Blätter geworden. Das Abendblatt „Bousset Rouge" sucht mit gutem Willen nach dem Ausmaß seiner schwachen Kräfte der durchweg nationalistisch-bonapartistisch-progressistischen Nachmittagspresse entgegen zu treten. Die „Droits de l'Homme"

Digitized by Google

sind, mit dem alten „Courrier Européen" vereint, neu herausgegeben. Und neben den Dutzenden von Schriften und Büchern, die nur zum Zweck der Aufwühlung alten Hasses geschrieben sind, finden wir doch auch noch in den Auslagen der Buchhändler Werke, die zur Einsicht und Mäßigung mahnen. Leichter als andere Völker lassen sich die Franzosen auf Irrwege verlocken, leichter als andere Völker sehen sie aber auch ihren Irrtum ein und nehmen wieder Vernunft an. Was wollen die Schreihälse beim Zapfenstreich und am Straßbourg-Denkmal sagen? Sie machen heute nicht mehr Frankreich aus. Das wahre Frankreich hat weder in der Boulangerzeit, noch 1905, noch 1911 die Gelegenheit benutzt, den Revanchekrieg zu beginnen. Was auch die Führer des Neu-Nationalismus mit der dreijährigen Dienstzeit und der finanziellen Unterstützung der russischen Kriegsrüstungen im Schilde führen mögen, das französische Volk sieht im Wehrgesetz des vergangenen Jahres nur eine Verteidigungsmaßregel gegen den so gefürchteten deutschen Angriff. Die ewigen Anpöbelungen und Herausforderungen Deutschlands in der Presse vom Schlage des „Matin", „Echo", „Liberté", „Libre Parole" — von den kleinen Kläffern ganz zu schweigen — ja, sind sie vom französischen Volk ausgegangen? Ganz gewiß nicht. Diese Unanständigkeiten werden nur für die Pariser Boulevards geschrieben — und zwar oft genug von Leuten, deren Wiege sehr fern von der französischen Grenze stand.

Die französischen Ministerien haben noch niemals etwas für die bessere Gestaltung des Verhältnisses zu Deutschland getan, so hören wir sagen. Erstens stimmt das nicht ganz: sowohl Rouvier wie Caillaux zum Beispiel hatten in dieser Beziehung Pläne, die weiter gingen als den Berliner maßgebenden Stellen paßte. Von der Aera Ferry und Hanotaux wollen wir hier gar nicht einmal reden. Was haben denn aber die Herren der Wilhelmstraße für die Annäherung getan? Mit Telegrammen, Schiffseinladungen, Armbändern für reisende Theaterdamen macht man keine Politik. Frankreich ist nicht ein kleines Mädchen, das sich mit Bonbons

Digitized by Google

abfinden läßt. Oder sollten Tanger und Agadir von Frankreich als Einladung zu einer Extratour mit Deutschland aufgefaßt werden? In einem Staat, in dem das Parlament so mißachtet wird wie im deutschen Reich, kann die Volksvertretung leider nicht als entscheidend angesehen werden: aber trotzdem fragen die Franzosen mit Recht: was hat denn der Reichstag bisher für eine Verständigung mit Frankreich getan? In der letzten französischen Kammer gehörten 343 Mitglieder der Interparlamentarischen Friedensvereinigung an, dazu von 300 Senatoren 168; im deutschen Reichstag aber nur 67. Die französischen Lehrer sind in ihrer erdrückenden Mehrheit Kriegsgegner und Freunde der deutsch-französischen Annäherung. Dieselbe Erscheinung finden wir in fast allen Klassen der Unterbeamten. Und wo wollen wir denn sonst das „Volk" suchen, wenn nicht hier, in der Arbeiterschaft, dem kleinen und mittleren Bürgertum, der Departements, den Bauern und Pächtern? Dieses Volk hat bei den Wahlen und am 12. Juni seine Stimme erhoben. Diese Stimme verdient nicht nur in Frankreich dauernd beachtet zu werden, sondern in ganz Europa und besonders in Deutschland. Der französische Sozialismus hat die Förderung der Annäherung ganz besonders jetzt sich zur Aufgabe gemacht. Fast kein Bezirksfest mehr ohne eine Kundgebung für den deutsch-französischen Frieden. Die zur zweitstärksten Partei des Parlaments angewachsene sozialistische Fraktion eröffnete die Parlamentstagung mit einem Manifest, in dem vor allem für die Annäherung an Deutschland eingetreten wird. Hat Deutschland einen Mann von der Bedeutung eines Anatole France aufzuweisen, der sich nicht scheut, im Auslande Reden für die deutsch-französische Entente zu halten? Was will es demgegenüber sagen, wenn Antoine in Berlin nicht spielen kann, weil ihm bei seiner Heimkehr sonst von den Königskamelots und anderen patriotischen Jünglingen der Hals umgedreht würde? Wenn eine Kaiserbüste, die freilich nicht bloß künstlerisch, sondern auch politisch wirkt, von der reaktionären Salonleitung zurückgewiesen wird?

Digitized by Google

Der englische Geschichtsphilosoph Bodley, korrespondierendes Mitglied der Akademie, beklagte jüngst das Schwinden des französischen Idealismus. Auch dieser sonst gute Kenner französischer Dinge, hat eben nur die Pariser nationalistische Bourgeoisie und ihre „goldene Jugend" im Auge. Aber die von Agathon, Henriot, Riou und Anderen verherrlichte Jugend ist eben nicht die Jugend Frankreichs. Was spielen selbst unter den Pariser Studenten die nationalistisch-monarchistischen Maulaufreißer für eine bescheidene Rolle. Sollten nicht die Zeiten eines Renan wiederkehren können, der Deutschland seine Geliebte nannte, eines Michelet, der in Sadowa den Sieg der demokratischen Landwehr über das Berufsheer verherrlichte, eines Taine, der Goethe'schen Geistes voll war, eines Sainte Beuve, der noch 1869 vorschlug, das für die Rüstungen geforderte Geld lieber für eine französische Akademie in Berlin und eine deutsche Akademie in Paris zu verwenden, um die „beiden ersten Nationen" der Welt sich in ihrer geistigen Auslese zu nähern. Noch 1897 konnte aus einer Rundfrage, die die Monatsschrift „Mercure" über Elsaß-Lothringen und die französische öffentliche Meinung veranstaltete, ersehen werden, daß fast die gesamte intellektuelle Jungmannschaft in Sedan ein „geschichtliches Ereignis wie Waterloo" und im „Frankfurter Frieden etwas wie den Vertrag von Utrecht" sehen gelernt hatte. Warum ist das alles anders geworden? Liegen hier nicht lediglich Mißverständnisse vor, oder Wirkungen, verursacht durch die Fehler der beiden Regierungen? Sollte niemals wieder die Zeit kommen, wo ein Lamartine eine Marseillaise des Friedens anstimmt? Sollte niemals ein Goethe gehört werden, der es ablehnte, ein Volk zu hassen, dem er einen so großen Teil seiner geistigen Bildung verdankte und der „den Nationalhaß als Merkmal einer niedrigen Kulturstufe" brandmarkte?

Digitized by Google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

IV.

Die Juden-Gesetzgebung

Behalten wir noch ein wenig das „russische Geläut" im Ohr, erinnern wir uns an das Wachtmeister-Niveau des „Zarski Listok", und vergessen wir nicht, wie der russische Dschingischan gegen die gesamte Intelligenz wütet, weil er sie als Revolutionäre ausgibt, auch wenn sie nichts weiter wollen denn eine konstitutionelle Monarchie. Dann befinden wir uns in der richtigen Verfassung, um die russische Juden-Gesetzgebung zu verstehen, diesen modernen malleus maleficarum, den es nirgends mehr auf der Welt zum zweiten Male gibt.

Die Grundlagen dieser Gesetzgebung datieren aus der Zeit Alexander II. Danach besaßen alle Juden, die russische Untertanen waren, das Wohnrecht in den 10 polnischen und in 14 angrenzenden Gouvernements. Das erscheint auf den ersten Blick gar nicht wenig. Das Bild verändert sich aber, wenn man weiß, daß Rußland rund 90 abgeschlossene Verwaltungsbezirke (Gouvernements und Provinzen) zählt. Schon damals besaß also das Gros der Juden nur in etwa einem Viertel Rußlands das Wohnrecht. Aber damals wurde es mit diesem Gesetz noch nicht sehr genau genommen, und die Polizei drückte beide Augen zu. Für ganz Rußland besaßen offiziell nur vier Kategorien von Juden das Wohnrecht. 1. Die jüdischen Kaufleute erster Gilde samt ihren jüdischen Geschäftsangestellten und ihrem jüdischen Hauspersonal. Kaufleute erster Gilde aber sind solche Kaufleute, welche jährlich 800—1000 Rubel Handelssteuer zahlen. 2. Juden, die eine Hochschule absolviert haben, jüdische Pharmazeuten, Apothekergehilfen, diplomierte Zahntechniker, geprüfte Feldscherer, jüdische Hebammen und jüdische Studenten. 3. Jüdische Handwerker und Handwerkslehrlinge während der Lernzeit. 4. Jüdische Soldaten nach ihrer Dienstentlassung. Es gibt auch noch eine 5. Kategorie, die bis auf den heutigen Tag alle nur wünschenswerte Bewegungsfreiheit im ganzen heiligen Rußland besitzt, die aber stets schamhaft verschwiegen wird, die Kategorie der Prostituierten, die der Russe gerne „gelbe Damen" nennt, weil die Polizei ihnen ein gelbes Ausweis-

Digitized by Google

papier ausfertigt. Dieser Beruf gilt der Polizei offenbar als eine besonders zuverlässige Stütze ihres Systems, denn er ist unter allen Berufen derjenige in Rußland, der relativ am wenigsten polizeilichen Chikanen ausgesetzt ist.

Seit dem Jahre 1882 erfahren nun die „Grundlagen" der Juden-Gesetzgebung immer seltsamere Auslegungen durch die Erläuterungen des Petersburger Senats, der höchsten Instanz russischer Gesetzauslegung. Die Tendenz, den Juden das Leben in Rußland zur Tortur zu machen, wird immer offenkundiger und nimmt immer krassere Formen an. Daran hat das Oktobermanifest Nikolaus des II. vom Jahre 1905 nichts geändert. Der finstere Geist Pobedonoscews geht um und scheint wirklich nicht früher Ruhe finden zu können, als bis der Zustand erreicht ist, der Pobedonoscew als Idealzustand vorschwebte: daß nämlich ein Drittel der russischen Juden getötet werden soll, und das zweite Drittel zur Auswanderung gezwungen werden, damit dann der Rest, gegen zwei Millionen, von hundert Millionen Russen assimiliert werden kann, ohne daß die russischen Lämmer dabei Schaden nehmen an ihrer Seele. Ganz möchte nämlich sogar Pobedonoscew die Juden nicht missen. Der wirtschaftliche Ruin Spaniens redet eine gar zu eindringliche Sprache.

Seitdem Alexander III. den Thron seiner Väter bestieg, häufen sich die „Gesetze auf allerhöchsten Befehl", die Verfügungen der unterschiedlichen Ministerien und die Gesetzeserläuterungen des Senats, die sich mit den Juden befassen. Sie sind in diesen dreißig Jahren zahlreich geworden wie Sand am Meere, so daß sich dicke Bücher damit füllen ließen. Es gibt allein über 2000 Senatserläuterungen zu dieser Gesetzgebung. Wir können hier also nur einiges besonders Charakteristisches herausgreifen.

Am 30. Januar 1882 bestimmte der Finanzminister, daß außerhalb des Ansiedelungsrayons jüdische Handwerker nur dann Wohnrecht haben, wenn in ihren Werkstätten nur mit Handmaschinen gearbeitet wird. Sonst seien sie nicht Handwerker, sondern Fabrikanten und auszuweisen. Aber auch innerhalb des Ansiedelungsrayons ist unter Handwerk nur eine Beschäftigung zu verstehen, die Handarbeit erforderlich macht. Wenn also jüdische Handwerker nicht außerhalb des Ansiedelungsrayons ihres Wohnrechts und innerhalb des Ansiedelungsrayons ihres Berufs verlustig gehen wollen, dürfen sie sich unter keinen Umständen die maschinellen Fortschritte moderner Technik nutzbar machen. Ein Schmied, der sich nicht mehr nur des Handblasebalgs bedient, wäre damit kein Schmied mehr, sondern ein Fabrikant. Das ist Unsinn? Nun, aus Moskau wurde ein preisgekrönter Konditor ausgewiesen, weil er in seiner Konditorei nicht nur Kuchen verkaufte, son-

Digitized by Google

dern auch Kaffee verschenkte, wie dies in allen Konditoreien der Welt üblich ist. Aber weil er auch Kaffee verschenkte, „kam er seinem Beruf nicht nach" und wurde aus Moskau herausgeworfen. Aus Samara wurde ein Uhrmacher ausgewiesen, weil er auch Uhrketten verkaufte, die er nicht selbst gemacht hatte. Man könnte hundert Beispiele solchen „Unsinns" anführen.

Auf Beschluß des Ministerkollegiums vom 28. Januar 1884 wird die jüdische Handwerksschule in Schitomir, die rein von jüdischem Gelde unterhalten wurde, geschlossen. Warum? „In den Städten und Flecken des südwestlichen Rayons stellen die Juden ohnehin die Majorität der Handwerker und hemmen damit die Entwicklung des Handwerks unter der „Grundbevölkerung"; eine speziell jüdische Handwerkerschule ist daher mangels einer solchen bei der christlichen Bevölkerung des Rayons eine überflüssige Waffe in den Händen der Juden zur Ausbeutung der Grundbevölkerung."

Am 14. März 1884 kommt die „Erläuterung" des Senats heraus, daß Maurer, Steinhauer, Zimmerleute, Stukkateure, Fuhrleute, Gärtner und Fleischer nicht als Handwerker zu gelten haben, also kein Wohnrechtsprivileg außerhalb des Ansiedelungsrayons besitzen. Nun merken die Handwerkerkammern von Moskau und Smolensk, woher der Wind weht, und nehmen Juden fortan nicht mehr in die Innung auf. Damit sind sie keine Handwerker mehr und können jederzeit nach Polen abgeschoben werden.

Laut Senatserläuterung vom 6. August 1888 wird den jüdischen Handwerkern außerhalb des Ansiedelungsrayons der Kauf von Immobilien verboten. Ein Jahr später dürfen diese Handwerker auch keinen Handel mehr treiben. Ein Uhrmacher z. B., der seine Uhren im Umherziehen loszuwerden trachtet, kann danach ohne weiteres ausgewiesen werden. Er ist kein Uhrmacher mehr, sondern ein Händler. Zu Ende des Jahres bestimmt eine „Erläuterung", daß jüdische Handwerker in Sibirien überhaupt nicht mehr wohnberechtigt sind. 1891 wird dann auch allen jüdischen Handwerkern im Gouvernement Moskau wie in Moskau selbst das Wohnrecht entzogen, was ungefähr 10 000 Familien brotlos machte. 1898 werden durch die „Erläuterung" vom 8. Dezember Fischeinsalzer, Klavierstimmer und Landmesser aus der Kategorie der Handwerker ausgeschlossen. Dazu gesellen sich später noch Tintenmacher, Gummischuhflicker. Was für Sorgen die russische Regierung hat! 1899 geht es den Herstellern von künstlichen Mineralwassern ebenso. Nach dem 6. Oktober desselben Jahres sind jüdische Handwerker in Kurland im übrigen Reich nicht mehr wohnberechtigt. Seit 1908 gehören auch die Setzer nicht mehr zum Handwerkerstand.

Digitized by Google

Warum es die russische Regierung so besonders auf die jüdischen Handwerker abgesehen hat? Sehr einfach. Da es ein „privilegierter" Beruf ist, setzten gerade die ärmeren jüdischen Kreise alles daran, Handwerker zu werden. Dies Handwerk will ihnen die Gesetzgebung legen und sie nach Kräften in das elendeste) Proletariat zurückstoßen. Das ist der Regierung denn auch glänzend gelungen, denn die Paupers, die Menschen, die rein auf die Wohltätigkeit anderer angewiesen sind, machten schon Anfang der neunziger Jahre in der jüdischen russischen Bevölkerung über 20% aus. Das gibt es nirgends wieder auf Erden! In Deutschland z. B. machten die Paupers zur selben Zeit 3,4% aus, in England 2,9% und in Amerika nur 0,14%.

Nicht einmal die jüdischen Hebammen läßt die Regierung in Ruhe, die doch weder übermäßig zahlreich noch auch für den Absolutismus übermäßig gefährlich sind. Laut Senatserläuterung vom 12. September 1894 wird ihnen verboten, ihre Eltern, auch wenn sie alt und erwerbsunfähig geworden sind, bei sich aufzunehmen. Durch eine frühere „Erläuterung" war schon festgesetzt worden, daß Hebammen nur für ihre Person das allgemeine Wohnrecht erworben haben, daß es ihnen jedoch verboten ist, falls ihr Mann das Wohnrecht nicht besitzt, außerhalb des Ansiedelungsrayons ihre Kinder bei sich zu behalten. Und ein allerhöchster Befehl vom 13. November 1897 läuft darauf hinaus, daß Jüdinnen im Gouvernement Moskau überhaupt nicht mehr Hebammen werden dürfen.

Auch die jüdischen Soldaten sind der Regierung ein Dorn im Auge. Zwar hebt sie ihrer so viele aus, als sie nur irgend bekommen kann, durchschnittlich 30% mehr als aus der übrigen Bevölkerung, dafür aber entzieht sie ihnen nach Kräften alle Rechte, welche alle übrigen ausgedienten Soldaten in Rußland haben. Vor allem besaßen alle ausgedienten Soldaten bis zu Alexander III. unterschiedslos das Wohnrecht im ganzen russischen Reich. Für jüdische Soldaten wurden davon zunächst laut Senatserläuterung vom 3. Oktober 1885 alle Dörfer ausgenommen. Wurden die jüdischen Soldaten aber erst nach 1874 ausgehoben, so haben sie glücklich nach dem Zirkular des Ministers des Innern vom 11. November 1885 außerhalb des Ansiedelungsrayons überhaupt kein Wohnrecht mehr und innerhalb des Rayons nur in den Städten und Flecken. Auch dürfen jüdische Soldaten nicht mehr in der Intendantur und auch nicht als Militärschreiber beschäftigt werden. Ebensowenig sind sie noch im Grenz-, Festungs-, Quarantänedienst zu verwenden und überhaupt nicht bei der Flotte, sie sind also Soldaten letzter Garnitur. Entzieht sich nun ein Jude der Aushebung, so ist seine Familie für ihn haftbar und wird zunächst mit

Digitized by Google

300 Rubel bestraft. Unter Familien sind nicht nur die Eltern, sondern auch die Großeltern und Brüder zu verstehen, also die ganze Blutsverwandtschaft.

Aber was bedeuten all diese Schikanen im Vergleich zu den Gesetzen und Senatserläuterungen, welche den Juden den Zugang zu den allgemeinen Bildungsmitteln, Schulen und Universitäten, nach Kräften erschweren wollen! Wir wissen ja, wie das offizielle Rußland überhaupt über Bildung denkt. Nun, in der Juden-Gesetzgebung konnte es seinen Gedanken ungehindert freien Lauf lassen. Schon 1882 wurde für jüdische Militärärzte im Heer laut Verfügung vom 10. April 5% als Maximum festgesetzt. Warum müssen jüdische Mediziner auch ausgerechnet Militärärzte werden wollen? Das hat einen sehr einfachen Grund. Die Petersburger Kriegsmedizinische Akademie gilt nämlich in ganz Rußland als die beste medizinische Fakultät. Wie aber die Juden schon einmal sind: wenn sie Medizin studieren, suchen sie sich gleich die beste Gelegenheit aus. Sind sie aber erst auf dieser Akademie, so ist der Schritt zum Militärarzt nicht mehr ungewöhnlich. Heute werden sie zu dieser Akademie überhaupt nicht mehr zugelassen. Welcher Beliebtheit sich die jüdischen Militärärzte schon vor dreißig Jahren beim Kriegsministerium erfreuten, geht auch daraus hervor, daß sie laut Verfügung dieses Ministeriums vom Jahre 1882 nur jüdische Burschen halten dürfen, „weil sie auf die christlichen Burschen einen demoralisierenden Einfluß ausüben".

Richtet sich das Jahr 1882 nur gegen die Militärärzte, so kommt es im Jahre 1883 schon besser. Laut „Erläuterung" vom 3. März dieses Jahres haben freie jüdische Universitätshörer in Bezug auf das Wohnrecht kein Privileg. Da es im Ansiedelungsrayon nur zwei Universitäten gibt, Warschau und Odessa, so sind hiermit solche Hörer von allen anderen russischen Universitäten ausgeschlossen. Damit aber auch die rite Studierenden nicht zu kurz kommen, heißt es in einer späteren „Erläuterung", daß die Studenten außerhalb des Rayons nur Wohnrecht am Hochschulort besitzen. Ein kranker jüdischer Student hatte es sich nämlich einfallen lassen, in dem Kurort Jalta Erholung zu suchen. Nun wurde aber Jalta laut Befehl vom 24. Mai 1893 aus dem Ansiedelungsrayon, dem es bis dahin angehört hatte, ausgeschaltet. Vermutlich weil Nikolaus II. dort regelmäßig Herbstaufenthalt nimmt. Der Unglücksmensch von einem jüdischen Studenten wußte das offenbar nicht oder hatte es wieder vergessen. Wer kann auch all diese „Erläuterungen" behalten! Es gibt ihrer ja mehr als 2000! Aus Jalta aber jagte man den kranken jüdischen Studenten

Digitized by Google

einfach fort; und nachdem dies geschehen war, kodifizierte der Senat diese Tätigkeit durch die eben genannte „Erläuterung".

Das Jahr 1886 brachte dann am 5. Dezember die kaiserliche Verordnung für den Unterrichtsminister, wonach der Prozentsatz für die Aufnahme von Juden an höheren Lehranstalten und Hochschulen fortan für die russischen Hauptstädte nur noch 3% betragen durfte, für die Orte außerhalb des Ansiedelungsrayons 5% und für die Orte innerhalb des Rayons 10%. Da aber im Ansiedelungsrayon naturgemäß nicht selten die jüdische Bevölkerung 30—50% der Gesamtbevölkerung ausmacht, denn die Juden werden ja vom russischen Staat mit aller Gewalt in die Ansiedelungsgebiete hineingetrieben, so bedeutet diese kaiserliche Verordnung einen besonders kräftigen und energischen Fußtritt für die bildungsbeflissene jüdische Bevölkerung. Damals zuerst echappierten die jüdischen Studenten in großer Zahl an ausländische Universitäten, namentlich nach der Schweiz, Paris und Deutschland, um dort, weniger geknebelt, sich ihren Studien zu widmen. Aber sie hatten die Rechnung ohne die russische Regierung gemacht, denn das paßte ihr durchaus nicht. Schon am 26. Januar des nächsten Jahres bestimmte eine Senatserläuterung, daß Juden, die außerhalb Rußlands eine Hochschule absolviert haben, nicht zur privilegierten Klasse der im ganzen Reich wohnberechtigten Diplominhaber gehören, und sich also außerhalb des Ansiedelungsrayons nicht niederlassen dürfen. Außerhalb des Ansiedelungsrayons darf sich ein solcher Jude also überhaupt nicht niederlassen. Innerhalb des Rayons aber natürlich nur nach der Norm der 10%. Aber auch damit war die Regierung noch nicht zufrieden. Das Gesetz vom 8. November 1889 bestimmt, daß für weitere Zulassung von Juden zur Advokatur als Rechts- und Privatanwälte eine Spezialerlaubnis des Justizministeriums erforderlich ist. Für Privatanwälte kommt dann noch eine Spezialerlaubnis des Finanzministers hinzu. In Wirklichkeit heißt dies, daß fortan Juden überhaupt nicht mehr zur Advokatur zugelassen werden. In der Praxis wurde das Gesetz denn auch immer bis auf ganz wenige Ausnahmen in diesem Sinne gehandhabt.

Bis vor wenigen Jahren nun wurde es in praxi mit dem Prozentsatz für die Hochschulen so gehalten, daß die 10% oder 5% oder 3% sich aus solchen jüdischen Schülern rekrutierten, die besonders gute Zeugnisse mitbrachten oder besonders angesehene Väter besaßen. Neuerdings hat man den Modus eingeführt, daß der betreffende Prozentsatz von jüdischen Schülern einfach in Gegenwart von Rektor und Senat *ausgelost* wird. Damit ist das Studium für die Juden glücklich zu einer Art Lotteriespiel geworden. Wer eine Niete zieht, mag er auch der tüchtigste und würdigste

Digitized by Google

sein, ist ausgeschlossen von der Universität. Wer einen Treffer zieht, darf hinein. Der Ausgeschlossene hat dann nur noch eine Aussicht, wenn sein Vater ein wohlhabender Mann ist. Jeder russische Minister hat nämlich das Recht, auf jeder russischen Universität einen jüdischen Studenten immatrikulieren zu lassen. Ein Vater, der es sich etwas kosten lassen kann, setzt sich also mit dem Privatsekretär eines Ministers in Verbindung, und der Privatsekretär verschafft dann dem Jungen, dessen Vater ihn am besten spickt, die Stelle. Der Preis variiert zwischen 1500 und 2000 Rubel.

Noch grotesker aber wirkte die kaiserliche Verordnung vom 5. Dezember 1886 in den staatlichen und den privaten, aber privilegierten Mittelschulen, die ja auch nur den betreffenden Prozentsatz Juden aufnehmen dürfen. Da bezahlen z. B. die christlichen Väter von drei, vier christlichen Schülern in einer Klasse einer staatlichen Mittelschule irgendwo im Ansiedelungsrayon das Schulgeld nicht, trotz wiederholten Mahnungen nicht. Dann erscheint eines Tages der Klassenlehrer mit bekümmerter Amtsmiene und verkündet, daß die und die christlichen Schüler, weil sie das Schulgeld nicht bezahlt haben, relegiert werden, und daß infolgedessen aber auch gemäß der Norm von 10% ein jüdischer Schüler aus der Schule entlassen werden müsse. Was macht nun der Vater des jüdischen Schülers? Wenn er irgend kann, zahlt er den christlichen Vätern das Schulgeld, damit sein Sohn auf der Schule bleiben kann. Wo anders nennt man derlei Erpressung. In Rußland gehört es zu den Selbstverständlichkeiten. In russischen Zeitungen im Ansiedelungsrayon habe ich häufiger im vorigen Sommer Anzeigen folgenden Inhalts gelesen: „Es können in unserer Schule noch zwanzig christliche Schüler Aufnahme finden. Die privilegierte Mittelschule X. in Y." Das heißt anders ausgedrückt: „Wohlhabende jüdische Eltern werden darauf aufmerksam gemacht, daß in der Mittelschule X. in Y. noch zwei Stellen für jüdische Schüler zu vergeben sind, wenn die jüdischen Väter bereit sind, zugleich das Schulgeld für zwanzig christliche Schüler zu bezahlen".

Aber es war immer noch nicht genug. Außer den vier privilegierten Kategorien und allen bildungsbeflissenen Juden mußte doch auch noch die Hauptmasse der Juden, die nicht unter eine dieser Kategorien fällt, die besondere Fürsorge ihrer Regierung kennen lernen. Das geschah am gründlichsten durch das Gesetz vom 3. Mai 1883. Seitdem ist es allen Juden „bis zur allgemeinen Revision der Gesetze" verboten, sich im Ansiedelungsrayon außerhalb der Städte und Flecken anzusiedeln. Da „die allgemeine Revision der Gesetze" natürlich nie stattfindet, so lange der Absolutismus unumschränkt herrscht, so wird damit die jüdische Bevölkerung einfach vom Land vertrieben und in die Städte und Flecken, d. h. Kleinstädte, zu-

Digitized by Google

sammengepfercht. Was aber ist ein Flecken, eine Kleinstadt? In dem offiziellen russischen Sammelbuch der städtischen Ansiedelungen sind eine große Anzahl Flecken angeführt, die keine städtische, sondern eine dörfliche Gemeindeverwaltung haben. Sofort waren auch Senatserläuterungen zur Hand, die immer mehr derartige Flecken einfach zu Dörfern degradierten. Damit mußten die Juden auch aus diesen Flecken heraus. Die paar großen Städte im Ansiedelungsgebiet werden immer ausschließlicher die einzigen Wohnstätten für sie, die jüdischen Massen werden immer mehr mit Gewalt proletarisiert.

Aber der Regierung Nikolaus II. gebührt auch der Ruhm, ihre Fürsorge mit großer Energie auch auf die kranken Juden ausgedehnt zu haben. Wie jener kranke Student einfach aus Jalta herausgeworfen wurde, weil er nicht zu den Wohnprivilegierten gehörte, so geht es fortan allen kranken Juden überall außerhalb des Ansiedelungsgebiets, in dem es meines Wissens Kurorte von Belang überhaupt nicht gibt. Seit dem 27. Juni 1888 geht es nichtprivilegierten kranken Juden auch in Finnland so. Aber selbst zum Zwecke ärztlicher Behandlung dürfen sich alle Juden in Rußland bei Universitätsprofessoren und berühmten Aerzten außerhalb Warschaus und Odessas nur dann und so lange Rat holen, als sie das Bett hüten. Nach russischer Regierungsanschauung sind nämlich Juden nur so lange krank, als sie zu Bett liegen. Sowie die Krankheit nicht in den Beinen steckt und sie nicht wegunfähig macht, ist ein Jude nach russischer Regierungsmaxime gesund, mag auch Lunge, Herz, Nieren oder was sonst immer noch so krank sein. Von der Wohltat einer ambulatorischen Behandlung sind daher nichtprivilegierte Juden außerhalb des Rayons eo ipso ausgeschlossen.

Aber wir sind immer noch nicht zu Ende. Die Fürsorge russischer Behörden erstreckt sich über Gesunde und Kranke hinaus gegebenenfalls auch auf die Toten. Nicht einmal ein toter russischer Jude hat unter allen Umständen Ruhe vor der Fürsorge seiner Regierung. Wird nämlich ein „Flecken" plötzlich als ein Dorf „erläutert", so müssen, wenn die Polizei will, sogar die toten Juden dies „Dorf" verlassen, da auch sie hier nicht mehr „wohnberechtigt" sind. Ihre Leichen werden dann ausgegraben und ebenfalls aus dem Ort verwiesen.

Damit sei es genug. Es ließen sich noch viele groteske Gesetze und „Erläuterungen" anführen, aber es würde ungebührlich viel Raum erfordern, um sie dem nichtrussischen Leser auch nur einigermaßen verständlich zu machen. Das Angeführte genügt wohl auch, um den nichtrussischen Leser fragen zu lassen: „Ja, was soll das alles eigentlich?" Richtet er solche Frage an eine russische Behörde, so erhält er ohne Wimperzucken die Ant-

Digitized by Google

wort: „Diese ganze Gesetzgebung hat keinen anderen Zweck als den, die Juden zu schützen“. Wovor? „Vor eventuellen Ausschreitungen, der „Grundbevölkerung“. Das will dem nichtrussischen Leser nicht so ohne weiteres einleuchten? Aber ich bitte dich, nichtrussischer Leser, nimm das folgende Beispiel, und du wirst der russischen Regierung unbedingt recht geben müssen. Du gehst z. B. auf der Straße spazieren. Aber sagen wir die Form deiner Nase gefällt einigen deiner Mitbürger nicht. Sie weisen mit Fingern auf dich, spotten deiner und verhöhnen dich. Da tritt ein Polizist zu dir und sagt: „Bitte, verehrter Herr, Sie sehen, Sie erregen unliebsaems Aufsehen, kommen Sie mit mir, ich werde Sie schützen“. Und du kommst mit, und der fürsorgliche Polizist sperrt dich ein. Gibt es einen besseren Schutz für dich? Mußt du dem lieben Polizisten nicht dankbar dafür sein, daß er sich deiner so liebevoll annimmt? Du schüttelst den Kopf, nichtrussischer Leser? Dann will ich dir noch etwas sagen. Es gibt nämlich für solche Fälle einen noch wirksameren Schutz. Der liebevolle Polizist sperrt dich nämlich gar nicht erst ein, sondern schlägt dich lieber gleich tot. Du mußt doch zugeben, daß es einen wirksameren und radikaleren Schutz gegen drohende Unannehmlichkeiten und dergleichen überhaupt nicht gibt. Eine Leiche braucht sich doch wirklich nicht mehr vor irgendwelchen Gefahren einer näheren oder ferneren Zukunft zu fürchten, nicht wahr? Nun also. Das eben ist das russische Rezept gegenüber den russischen Untertanen jüdischer Konfession. Und auch mit dem eben erwähnten Radikalmittel hat man es schon versucht, ja sogar recht reichlich von ihm Gebrauch gemacht. Auf russisch nämlich heißt dies Radikalmittel: Pogrom.

Digitized by Google

Frank Wedekind

Einige Eindrücke zu seinem 50. Geburtstag

Von Ulrich Rauscher

In den Jahren, in denen wir „Frühlings Erwachen", „Erdgeist" und die „Büchse der Pandora" als Zeugnisse einer neuen dramatischen Kunst feierten, galten sie nicht nur dem Publikum, sondern 99 Prozent der berufsmäßigen Kritiker als irrsinnige Verworfenheiten, die im schlimmsten Ton bewitzelt wurden.

Heute, vor dem 50. Geburtstag Frank Wedekinds, lese ich von seinen allerletzten Stücken Besprechungen, die zwar gar nichts besagen, aber alle ein Verständnis prästieren, dessen allgemeinste Fassung schon besagt, hier wolle sich ein Kulturträger nicht blamieren. Die einstigen Wortführer des Publikums, ja dieses selbst, scheinen nachgehinkt zu sein. Und nun bin ich es, der verurteilen muß, wo er einst geliebt hat. Ich hab' es, nach „Franziska" und „Simson", in der heftigsten Weise getan. Wie immer, wenn eine Liebe enttäuscht wurde. Jetzt hab' ich noch einmal dieses ganze Lebenswerk eines Fünfzigjährigen durchgelesen, um mein Bild von ihm einheitlich zu umreißen.

Nicht die Neuheit des Stoffs, nicht die gewitternde Satire, nicht die Umwertung landläufiger Begriffe waren es, die „Frühlings Erwachen" und den „Erdgeist" für uns zu Offenbarungen werden ließen: sondern die dramatische Wucht, Bildkraft, Szenen- und Personenführung, das neugeborene Drama, das auf einmal dastand. Die lockeren Szenen des Kinderstücks schlossen sich zu solch einheitlicher Wucht zusammen, wie sie keinem der gleichzeitigen, in braven drei Akten verfaßten Bühnenwerken eigen war. Noch großartiger, wahrhaft eine Welt ausschreitend, ist der dramatische Gang der Erdgeist-Tragödie. Es ist immer wieder

Digitized by Google

eine Aufpeitschung sondergleichen, zu sehen, wie aus einer Art Konversationsstück die Hölle sich auftut. Ein pensionierter Wüstling, ein Dr. Schön, dessen Gesicht noch nicht bestimmt ist, ein geduckter Maler und dazwischen eine heitere, junge Frau. Von dem Augenblick an, wo, geheimnisvoll in zuckenden Sätzen vorbereitet, die Raserei über den geknebelten Maler kommt, rast das Drama vorwärts, in einem Tempo, das vielleicht nur noch im „Macbeth" zu finden ist. Eine ganze Welt wird in den Wirbel gezogen, immer vertrakter werden die Figuren, die rasende Fahrt läßt die bürgerliche Welt im Blut hinter sich, die Büchse der Pandora tut sich auf, wie giftiger Staub fliegt einen Akt lang die Welt des Pariser Lumpengesindels um Lulu, bis, gleich drei schauerlichen Trommelwirbeln, der letzte Akt daherdunkelt. Erst das Zwiegespräch von Alma und Schigolch, wie es schrecklicher am Rand des Lebens nie geführt worden ist, dann die Geschwitz zwischen den trostlosen Männerfängen und schließlich das rasende Ende: nichts kann die unverwüstliche Naturkraft ersticken, als die brennende Unnatur: Jack the Ripper.

Und im Mittelpunkt immer Lulu, immer unverändert, ungewandelt, ohne Entwicklung, der Erdgeist. Es gibt kaum sieben Aufzüge (die zusammengezogene Neubearbeitung kenne ich nicht), die so sehr in ihrer einzelnen Abtönung gegeneinander in Erinnerung bleiben. Der Grundton: Blut! Und darüber diese unheimliche Ausgelassenheit des ersten, diese dumpfe Verderbtheit des zweiten, diese farbige Aufregung des dritten, diese aus allen Farben schillernde Niedertracht des vierten Aktes. Und dabei Ausgelassenheit, Verderbnis, Niedertracht aus Schicksal; diese Worte haben, auf Lulu angewandt, keinen Sinn. Man gebraucht sie, um Annäherungswerte zu bezeichnen, wie sie in den Wirkungen der unverwüstlichen Naturkraft stecken. Lulu hat nur die Gegengifte nicht in sich, die die menschliche Gesellschaft jedem ihrer Mitglieder einimpft, sie ist reiner, ursprünglicher, erdnäher.

Dann nach der Fermata: „Ich bin noch jung! Sieh mich an, Alma!" Der erste Gespenster-Akt der Pandora. Eine groteske

Digitized by Google

Unheimlichkeit, die in Grüften zu spielen scheint. Alles Verhalten und diese Dämpfung irgend etwas sehr Grauenhaften wird noch gewaltiger hinter dem haltlosen Geschwätz des Springfritzen. Plötzlich weichen die Sordinen: Lulu ist wieder da. Und mit ihr das Tempo. Die Pariser gasig schillernde Spiegelung und der Weltuntergang des Schlusses. Man heult in diesem letzten Akt unter der Last der Lulu. Man sieht keinen Ausweg, Syphilis wird ihren Leib fressen, aber sie kann nicht untergehen, kein Gegner ist ihr ebenbürtig, bis — die Entartung, ein anderer kommt, der kein oder zu viel Gegengift im Blut hat, wie sie außerhalb der Menschheit steht, am Rande der Welt auf sie stößt und ihr zwischen der armen Lesbierin und dem verfaulten Toten den Garaus macht. Odins Speer oder Jupiters Blitz korrigierten einstens die bedrohte Weltordnung. Hier hat ein Dichter nur aus der Menschheit Weltende und Weltrettung geformt. Mord, Entartung, Verkommenheit jeden Kalibers und in dieser Dachstube, in Schnaps- und Blutgeruch kommt als letztes Wort doch wieder die unendliche Liebe: „Lulu — Mein Engel — Ich bin dir nah — in Ewigkeit!"

Ein späteres Drama Wedekinds „Schloß Wetterstein" schließt mit einer in den Tatsachen ähnlichen Katastrophe. Mit einem Lustmord. Ich glaube nicht — und ich möchte diesem Unglauben Ausdruck geben, obwohl der Dichter in einer Vorbemerkung den Kritiker bittet, mit dem Urteil bis nach der Aufführung zu warten — ich glaube nicht, daß diese Schlußtatsache irgend jemanden erregen wird. Wedekind hat seit einigen Jahren seinen Weg geändert. Er ist immer noch der schärfste Entdecker der Verlogenheiten, die die Gesellschaft wie einen Theaterhimmel um jedes zweischläfrige Bett gezogen hat. Aber er benützt wohl noch die dramatische Form, dem dramatischen Leben hat er den Abschied gegeben. Der Reformator hat den Dichter verdrängt, das Gedankliche das Dichterische beiseite gedrückt. Lulu war kein Programm, sondern ein Mensch, so wie die Kinder in „Frühlings Erwachen" Menschen waren, wenn auch der Wille zum Bekenntnis, zum Protest

Digitized by Google

den Anstoß zu ihrem wundersam wehmütigen Leben gab. Höchstens in der unerhörten Erbitterung, die das Lehrerkollegium gezeichnet hat (eine Karrikatur, die der höchsten Anforderung, Porträtähnlichkeit, entspricht) ist Tendenz. Die letzten Dramen aber, und vor allem wieder „Schloß Wetterstein" sind Abhandlungen, die dialogisiert wurden. Keine Person lebt, keine Entwicklung der Menschen und Vorgänge: nur der Wille, etwas zum Ausdruck zu bringen. Als Beispiel nur einen Vorgang (der übrigens schon im „Totentanz" enthalten ist) aus „Schloß Wetterstein": Frau von Gystrow empfängt Wetterstein, den Mörder ihres Mannes, mit größtem Abscheu; nach zehn Minuten fliegt sie ihm an den Hals: er hat sie „überzeugt". Nein! Er hat sie gar nicht überzeugt, aber wenn man eine Abhandlung nicht als Essay, sondern als Drama schreibt, so muß eine Schlußfolgerung, die der Autor zieht, eben mit der entsprechenden Handlung, unwahrscheinlich oder nicht, verbunden sein. Der zweite Akt bringt eine ganz ähnliche Rechenaufgabe, die „logisch" gelöst wird, als vertrage sich das mit Menschendarstellung und der dritte überbietet eigentlich die zwei ersten noch. Um einer zweifelhaften Landläufigkeit willen: keine Dirne verträgt ein Gespräch über ihr Elternhaus!, muß sich die große Kurtisane Effie tatsächlich unter den Augen des Lustmörders und Milliardärs töten. Es ist übrigens als fühle Wedekind in seinen letzten Dramen selbst die Leblosigkeit, die mangelnde Ueberzeugungskraft: es werden sich bei keinem Dichter so viele Superlative nachweisen lassen, wie in den Dramen seiner letzten Jahre. Alles wird gesteigert, die Sprache ist überhitzt und die großen Worte verlieren in solchen Massen ihren Wert und ihre Glaubwürdigkeit.

Auf der Grenze, zwischen Kunst- und Tendenzwerken stand „Hidalla". Da war Hetmann noch, mir eine der liebsten Gestalten Wedekinds, da war, abgesehen von dem hölzernen ersten Akt, einer Schulexposition, eine große Figur entwickelt, wenn auch die anderen daneben These und Antithese vertreten. Auch der „Totentanz" hat mich gepackt, so viele Reminiszenzen an den

Digitized by Google

früheren Wedekind darin stehen und so unsäglich quälend das Versgespräch ist. Aber dann kann ich nicht mehr mit.

Ich danke am fünfzigsten Geburtstag dem Dichter Wedekind für vieles, für mehr, als einem anderen lebenden Dramendichter. Ich glaube an die Zukunft vieler seiner Werke, ich kann mir den engen Bestand meiner Lieblingsbücher ohne die „Büchse der Pandora" nicht denken. Aber ich hoffe immer noch, „Franziska" und „Simson" seien nicht die Ausdrücke seines Mannesalters und halte mich, unbeschadet einiger Wutausbrüche, in aller Dankbarkeit an das, was mir den Frank Wedekind bedeutet. Nicht zuletzt steht darunter das kleine Buch „Mine-Haha", dessen wundervolle Sachlichkeit durch nichts übertroffen wird.

Der Verlag Georg Müller in München hat von Wedekinds Werken eine sechsbändige Gesamtausgabe veranstaltet.

Der Jungfernpreis

Novelle von Hugo Salus

III.

Wahrscheinlich hatte der Tierarzt den beiden Vorgeladenen einen Wink gegeben, sie mögen sich ordentlich anziehen, wenn sie aufs Rathaus gingen, vielleicht auch hatte der Hausherr selbst mit der Kathi gesprochen, sie sahen jedenfalls ganz festlich aus, als sie in den großen Sitzungssaal in dem hübschen, altertümlichen Rathause geführt wurden, der mit einer erwartungsvollen, nicht gerade feierlich gestimmten Menge gefüllt war. Die Leute wußten natürlich alle, daß heute die Verteilung des Jungfernpreises vorgenommen werden sollte, es war ja ausführlich im Liebenauer Wochenblatte gestanden und nur die Lina schien nicht zu wissen, worum es sich handelte. Sie tat ganz ängstlich, als sie nun vor den Herrn Bürgermeister hingestellt wurde, als er vor allen Leuten eine geschwollene Rede an sie richtete und als dann gar der Herr Katechet wie in der Kirche eine schwungvolle Predigt hielt, von der sie in ihrer großen Aufregung nichts verstand, als daß sie für ihre Tugend einen Preis, den Marie Krombholz-Jungfernpreis, ausgezahlt bekommen sollte. Die Tränen liefen ihr über die Wangen herab, sie wagte nicht die Augen zu heben und alle die auf sie gerichteten Blicke zu prüfen, und das war auch gut so, denn in den meisten Blicken war merkwürdigerweise mehr Spott als Anerkennung zu lesen und die Kathi

Digitized by Google

Sommer mußte sich sehr zusammennehmen und nur immer an die schönen tausend Kronen denken, um die Fassung zu bewahren und den häßlichen, neidischen Menschen ringsum nicht eine saftige Grobheit zuzurufen. Dann wurde noch viel und rühmend von der reinen Jungfrau Marie Krombholz gesagt, der Krombholz Wilhelm nickte verbindlich mit seinem schweren Kopfe, dann trat der Herr Katechet auf die Lina zu und legte ihr eine blaue Seidenschärpe um die Schulter, die sie rein und würdig tragen möge, denn die selige Jungfrau Krombholz sehe jetzt gewiß aus den himmlischen Gefilden wohlgefällig auf sie nieder und freue sich.

Und dann umdrängten sie die Stadträte und ihre Frauen und schüttelten ihr die Hand und die jungen Mädchen nahmen die Schärpe prüfend zwischen die Finger: „Merkwürdig, daß die Schärpe blau sein muß und nicht weiß! Aber eine feine Seide ist es!"

„Tausend Kronen-Seide!" lachten die jungen Burschen, „die wächst nicht um Liebenau, Gott sei Dank!"

Und ein besonders frecher Bursche sagte ganz laut: „Die tausend Kronen haben doch eigentlich wir uns verdient, weil wir der Sommer Lina die Freude nicht haben stören wollen, den Tugendpreis zu verdienen!"

Dann ging die Kathi mit ihrer immer noch weinenden Tochter wieder nach Haus, sie hatte ihr natürlich die Schärpe von der Schulter genommen und in Papier eingewickelt, die tausend Kronen hielt sie wohlverwahrt in der festgeschlossenen Hand in der Tasche, so viel Geld hatte sie ihr Leben lang nicht beisammen gesehen und wirklich nie für ihre Tugend geschenkt bekommen.

„Ich habe doch nichts getan, Mutter", sagte die Lina nur immer wieder, „was haben denn die Leute, was machen sie denn für ein Wesen draus, als ob ich wer weiß was getan hätte? Ich verstehe es einfach nicht."

„Bleibe nur so brav und ordentlich wie bisher!" sagte die Mutter; und sie trug noch nachmittags das schöne Geld in die Sparkasse, damit es dort gut aufgehoben werde.

Die Lina arbeitete im Hause und wenn sie jetzt in die Kirche ging, nickte ihr der Herr Pfarrer freundlich zu und die alten Jungfern in der Kirche sprachen mit ihr und wurden ihre Freundinnen. Sie meinten wohl manchmal, ihnen hätte kein Mensch einen Tugendpreis geschenkt, zu ihrer Zeit sei so etwas noch nicht notwendig gewesen, aber jetzt seien die jungen Leute eben so schlecht, daß das schon was Besonderes wäre, wenn eine einmal tugendhaft geblieben sei.

Und das alte Fräulein, das oben im Hause wohnte, lud sie hie und da zu sich in ihre hübsche Wohnung und brachte ihr Kaffee und Kuchen und

Digitized by Google

sprach mit ihr über das Leben im Kloster und über die schlechten Menschen in Liebenau. Denn die hörten natürlich auch in den Faschingswochen nicht auf, die Lina zu necken, die Burschen fragten sie auf der Gasse, wenn sie vorüberging, ob sie denn die blaue Schärpe noch habe, warum sie denn die schöne Schärpe nicht auf der Gasse trage, ob sie denn die Luft nicht vertrage? Sie sei doch zum Tragen des Jungfernbandes verpflichtet, etwas für etwas! Die Kinder riefen ihr Tugendlina nach, wie sie es von ihren älteren Geschwistern gehört hatten. Und immer wieder fand die Kathi morgens vor ihrem Fenster eine blaue Papierschleife oder einen Strohkranz mit einem Zettel daran: Der Tugendmutter! oder: „Der Jungfernmutter für ihre Jungferntochter!"

„Vielleicht sollte ich die Schärpe Sonntags wirklich umbinden?" meinte die Lina. „Wozu habe ich sie denn bekommen, wenn ich sie nicht tragen darf?"

„Wie möchte das denn ausschauen!" brummte die Kathi. „Du kannst doch nicht so mitten unter den Leuten mit der Schärpe herumgehen!"

Die Lina aber holte das schöne blaue Seidenband aus dem Kasten hervor, sie stellte sich vor den Spiegel und band sie um die Schultern oder um den Leib, sie paßte freilich nicht gut zu ihrem Kleide, das sie in die Kirche trug, dazu hätte sie wohl ein besseres Kleid haben müssen oder wenigstens einen Hut, wie die anderen Mädchen sie trugen, das sah denn auch die Mutter ein und so kauften sie denn bei der Putzmacherin einen Hut und, weil das blaue Seidenband ohnehin viel zu lang war, schnitt die Lina ein Stück davon ab und schmückte ihren Hut damit und freute sich sehr vor dem Spiegel, weil sie jetzt gleich ein ganz anderes Aussehen hatte.

„Ich will justament ein Stück Schärpe tragen, du sagst ja selbst, Mutter, daß mir die Leute den Jungfernpreis nicht gönnen, daß sie neidisch sind. Da will ich ihnen zeigen, daß ich mir gar nichts aus ihnen mache!"

Sie schaute, da sie heute an dem schönen, kalten Wintersonntage ihren Hut zum ersten Male in die Kirche trug, den Leuten ganz ruhig in die Augen, sie freute sich, als die jungen Mädchen die Köpfe schüttelten und Burschen „Sapperment!" riefen, „die mauſt sich aber raus!"

„Jetzt werden Sie sich zu dem feinen Hut auch ein feineres Kleid kaufen müssen!" meinte eine alte Jungfer spitzig in der Kirche, „zu dem bunten Hute paßt Ihr frommes Kleid wirklich nicht mehr! Aber wenn Sie ins Kloster zurückwollen, wie Sie einmal sagten, dann werden Sie den Hut dort sicher nicht tragen dürfen!"

Digitized by Google

„Meinen Sie wirklich?“ fragte die Lina ungläubig. „Glauben Sie wirklich, daß dieses Kleid nicht mehr zum Hut paßt?“ Das mit dem Kloster schien sie ganz überhört zu haben.

Da rief die Alte noch ein paar Betschwestern her und die bestätigten ernst den Ausspruch und das alte, gute Fräulein im Hause schenkte der Lina, als sie ihm den Hut zeigen kam und von dem Urteile in der Kirche erzählte, eine alte Seidenbluse, daß sie sich sie herrichte.

Da hatten denn die Mutter und die Lina ein paar sehr ausgefüllte Tage, nachdem sie das Haus gereinigt und ihr bißchen Essen gekocht hatten, sie saßen beisammen und schneiderten munter drauf los und die Lina probierte immer wieder vor dem Spiegel, ob ihr die neue Bluse auch passen würde, und sie hätte gern da und dort immer noch ein Stückchen blaue Seide daraufgenäht. Sie freute sich schon auf den nächsten Sonntag, an dem sie die neue Bluse anziehen durfte.

IV.

Durch den dicken, grauen Wintermantel hindurch konnte gewiß niemand die neue Seidenbluse sehen, und doch mußten die Leute so etwas wie eine Veränderung an der Lina bemerken, als sie heute in die Kirche ging, mancher junge Mann schaute sie wie aufmunternd oder zustimmend an, solch einen Zauber schien die neue Bluse auf ihn oder auf die Lina auszuüben. Und in der Kirche öffnete sie beflissen ihren weiten Mantel, sie wollte ihren frommen Freundinnen zeigen, daß sie ihren Rat befolgt und zu dem Hute auch ein neues Kleidungsstück angelegt hatte: diesen Dank war sie ihnen schuldig. Und es war sicher nur der Einfluß der schönen Seidenbluse, daß sich der Lina später auf dem Heimwege ein junger Mensch näherte, der sie fragte, ob sie ihn denn nicht mehr kenne, er sei doch der Scharrer Michel und sie hätten als kleine Kinder viel mit einander gespielt.

„Ich kann mich wirklich an gar nichts erinnern“, meinte die Lina betroffen. Er aber erzählte ihr alle möglichen Kinderstreiche, die sie angeblich mit einander ausgeführt hätten, ehe sie so fromm und heilig geworden sei. Sie verkehre wohl hier in Liebenau wenig mit den anderen Mädchen und Burschen, fragte er lauernd. Er selbst habe es längst aufgegeben, sich mit dem Liebenauer Gesindel abzugeben. Er sei viel in der Welt herumgekommen und eben erst wieder von einer langen Wanderschaft durchs Reich zurückgekehrt.

Er redete immer weiter auf die neben ihm gehende Lina ein, er kümmerte sich gar nicht darum, ob sie ihm antwortete oder nicht, er führte sie durch die schmalen Gäßchen, die von der Kirche durch die Vorstadt führten und

Digitized by Google

in denen sie wenig Leute treffen konnten, er sprach davon, daß sie Beide eigentlich in der gleichen Lage seien, sie verkehrten Beide nicht mit den dummen Liebenauer Spießern, wobei er freilich nicht merken ließ, daß die vielleicht mit ihm nicht verkehren wollten, weil er eben der verkommene Scharrer Michel war, der alle paar Monate per Schub nach seiner Heimat zurückgebracht wurde, nachdem er irgendwo unterstandslos aufgegriffen worden war. „Wir Beiden sind eben zu gut für diese blöde Gesellschaft", meinte er geringschätzig, „wir passen nicht hier herein." Sie sei ja jetzt, da sie den schönen Jungfernpreis bekommen habe, eine reiche Person geworden, er hätte nie geglaubt, daß man sich mit so was auch Geld verdienen könne, schade, daß es nicht auch für junge Männer so was ähnliches gebe. „Da möchte ich mich sicher drum bewerben!"

Er lachte laut vor sich hin und der Lina ward dabei ganz ängstlich zu Mute. Was hätte sie auch auf diese merkwürdigen Reden antworten sollen! Aber er fragte sie gleich darauf, wo sie denn das viele Geld hingetan hätten, es gebe so viele schlechte Menschen, die es ihr gewiß gern abschmeicheln möchten.

„Das ist in der Sparkasse", sagte sie, froh, einmal Antwort geben zu können.

„Nun, dann ist es schon recht!" meinte er zustimmend, „daß es nur nicht verloren geht!" Und ob er sie nicht bald einmal am Abend treffen könne?

Da sagte sie, sie müsse doch erst ihre Mutter fragen, was die dazu meinen würde, und ging rasch von dannen. Sie solle sich nur über ihn nichts Schlimmes vorreden lassen! rief er ihr noch nach und dann war auch er verschwunden.

„Das ist eine Frechheit!" entrüstete sich die Mutter, „das möchte dem Lumpen so passen!" Sie ließ sich von der Lina ihr Gespräch mitteilen, und dann verbot sie ihr jemals wieder mit dem Haderlumpen zu sprechen. „Hoffentlich hat euch niemand mit einander gehen gesehen! Das wäre so ein Fressen für die Liebenauer! Der Polizeimichel mit dem Jungfernpreis zusammen! Das glaube ich, daß der Lust auf die tausend Kronen hätte!"

Da schämte sich die Lina sehr, aber in ihrem Herzen ärgerte sie sich doch auch darüber, daß der Michel sie bloß um des Geldes willen angesprochen haben sollte, vielleicht hatte sie ihm eben so gut gefallen, die neue Bluse und den neuen Hut hatte sie doch heute auch angehabt und sie selbst sei doch auch nicht gar so häßlich!

Am nächsten Abend, als die Mutter Sommer vor das Haus trat, fand sie richtig den Michel vor dem Tore und fuhr gleich auf ihn los, er möge nur schauen, daß er sich fortmache, hier sei nichts für ihn zu holen! Aber

Digitized by Google

der Michel war nicht so leicht zu verjagen. „Na, na", meinte er, „gar so nobel sei wohl die Sommer Lina auch nicht, daß er mit ihr nicht sprechen könne!" Ein Wort gab das andere, er machte bald auf die aufgeregten Worte der Kathi ein großes Geschrei, so daß auch die Lina erschrocken im Tore erschien, um die Mutter zu schützen. Das benützte der Michel dazu, um ihr zuzurufen, sie solle sich nur ihren Jungfernpreis in Sauerem einmachen, ob sie denn nicht wisse, daß sie den bloß bekommen habe, weil der Krombholz Wilhelm ihr Vater sei oder vielleicht einer von den vielen Liebenauern, die ihre Väter sein könnten!

Die Lina war zu ihrer Mutter getreten, sie faßte sie am Arme, da sie antworten wollte, und zog sie zu sich ins Tor hinein, und die Kathi war eigentlich froh, daß die Lina den Schlüssel nahm und das Tor fest zuschloß. Sie hörten den Michel draußen noch einige Zeit maulen, dann wurde es wieder still und die Lina traute sich an diesem Abend gar nicht mehr ihrer Mutter in die Augen zu schauen. Es war ihr ganz recht, daß ihr die Mutter am nächsten Morgen nach einer sehr unruhigen Nacht sagte, es sei höchste Zeit, daß sie aus Liebenau wegkommen, sie müsse schauen, daß sie sich bald in der Stadt einen anständigen Posten suche. Damit war die Lina sehr einverstanden. Der Jungfernpreis hatte ihr bisher wenig Freuden bereitet. (Schluß folgt.)

Handwerksburschen im Abend

Von Fritz Schnack

Die steilen Wege, die grün umbuschten, steigen empor
In den Glanz des Abends; rot auf die durchwehten Wälder regnet
Das Gold des lodernden Himmels, der die Welterde segnet. —
Lange Feuerschleppen liegen im Abend, die die Sonne heimwärts verlor.

In den Wanderblicken brennen, tiefe, aufgeschloss'ne Fernen.
Blanke Lieder klingen an den Straßen auf —: von Korn und Wein
Singt sich einer. — In den schimmernden Zisternen
Ihrer Träume wäscht sich die bedrängte, bitt're Seele rein ....

Dunkel überlad'ne Bäume neigen ihre breiten, schweren
Aeste über die Erglühten, die schlank in den hellen Rasen fallen
Und entschlafen — und nach tausendfachen Schmerzen trunken lallen
Von den Sommerschollen, Gartenschätzen und dem Glück der tiefgesenkten
Weizenähren ....

Digitized by Google

Hansi
oder:
Die Genesis des Ruhmes

Wir sind um einen neuen Regulus gekommen. Wirklich: Barrès hat es ausgesprochen: „Kehrt Hansi nach Deutschland zurück, so ist er ein Held; wenn nicht — soll er uns willkommen sein." Hansi selbst hat sich ähnlich geäußert. Er hat zunächst nur die Wiederherstellung seiner Gesundheit abwarten wollen, die in der „Stickluft eines deutschen Gefängnisses" verdorren müßte; dann sich stellen .... Aber er besann sich eines anderen. Barbaren hält man sein Wort nicht. Ihn, der nach Leipzig ging, vertrauend, daß selbst unter Wilden der Bevollmächtigte eines Volkes geachtet wird, hat das Reichsgericht in eine Falle gelockt. Es hat ihn behandelt wie einen gemeinen Apachen. Er kehrt in das Land seiner Väter zurück .... und wirft den Deutschen 25 000 Mark als Trinkgeld zu.

Der Patriotenliga bleibt Hansi dennoch ein Regulus. Die Zeitungen Europas verzeichnen von Stunde zu Stunde, wo er sich aufhält; seine Telegramme umlaufen die Welt. Wird das Kolmarer Gericht, wird das Gericht in Leipzig als bewegende Kraft auf die Nachwelt kommen? Zwei Gerichte, zwei Gefängnisse: in Kolmar und in Kottbus, streiten um Hansi. Wir erleben die Genesis eines Ruhms.

* * *

Ich habe ein gescheites Buch vor mir, das diesen Titel führt.*) Was ist Ruhm? Die sichtbare Schneeschicht um den unsichtbaren Kern. Der aus hundert Zuflüssen gespeiste Strom des Gekanntseins, der die Eminenz des Berühmten nur noch wie das dünne Rinnsal seiner Quelle mit enthält. Die Tatsache: daß wir, als Hörer eines Namens, als Bewundernde und selbst als Biographen, nicht den Träger des Ruhmes zu sehen bekommen, sondern — den Ruhm. Daß die Frage nicht lautet: Durch welche Eigenschaften ist dieser Mann berühmt? Sondern: welche ruhmbildenden Kräfte schlossen sich um einen Namenskern zusammen, um etwas ganz Neues, vom Individuum Unabhängiges: den Astralleib des Ruhmes zu schaffen? Wer einen Berühmten schildert, der schildert nicht ihn, sondern — die anderen; in denen sein Ruhm entstand. Selbst wenn das Individuum vollkommen unbeträchtlich ist ....

* * *

Hansi war ein mäßiger Zeichner. Im übrigen ein pfiffiger Narr. Auch der vertrotteltste Deutsche wird nicht einen Stuhl abwischen, weil ein Franzose darauf saß. Mit Recht nennt Hansi sein patriotisches Hauptwerk ein Buch für kleine Kinder. Vielleicht hätte das Reichsgericht dem Rechnung tragen sollen. Gleichviel — aber man stelle sich vor, es käme ein deutsch-französischer Krieg. Hansi wüchse ins Mythische. Er wäre der Sturmvogel. Der Vollstrecker des Verdammungsurteils über Deutschland. Richter und Märtyrer zugleich. Kindeskinder würden ihn lesen ....

Weiteres in den Betrachtungen über Berühmtheit nicht eminenter Individuen; im erwähnten Buch.

* * *

Welches sind die Quellen des Ruhms? Die Größe eines Menschen ist eine davon; aber sie bleibt unsichtbar. Die Grenze, bis zu der wir vordringen, ist die „Erscheinungsfor

*) Die Genesis des Ruhmes. Von Dr. Julian Hirsch. Leipzig 1914.

Digitized by Google

des Individuums": das, was der Ruhm aus ihm machte. „Ruhmerzeugende Faktoren" aber sind (unter anderem): der Beruf; in hohem Grade der des Künstlers — siehe: Hansi. Der Tod (in milderen Fällen: ein Jahr Gefängnis). Das Verehrungsbedürfnis (mit all seinen Kultformen): das nicht immer auf ein Rosenbeet fällt — Hansi. Das Gemeinschaftsgefühl: eines Volkes, einer Partei .... Hansi ist Elsässer und Wahlfranzose. Das Sensationsbedürfnis (das vom starken Erlebnis auf einen starken Erlebenden fehlschließen läßt). Widerspruchsbedürfnis und Mitleid ....

* * *

Bismarck wuchs durch seine Entlassung; Hansi wächst durch seine Verurteilung. Zuchthaus wegen Hochverrat hätte ihn (und freilich auch seine Richter) unsterblich gemacht. Aber auch so .... „Es kommt das Gefühl hinzu, daß diesem Manne Mitleid gebührt und den Urhebern seines Geschickes in irgend einer Weise widersprochen werden müsse". Das wurde hinreichend besorgt.

* * *

Das Konzentrations-Bedürfnis. Ruhmbildend wirkt der Trieb zu sprachlicher Vereinfachung: der Name eines Mannes steht für weitschichtige Vorgänge. Hansi ist eine kurze Bezeichnung für das deutsch-französische Problem.

* * *

Ich habe von dem Buch, mit dessen Erkenntnisarbeit ich das Bild des Zeichners Hansi grundierte, nur ein paar Stichworte mitgeteilt. Der wirkliche Inhalt gibt wenigstens die Problemstellung erschöpfend. Einen Beitrag zur geschichtlichen Methodenlehre nennt es sich — ich habe an Hansis Heldengrimasse die Probe aufs Exempel gemacht; und siehe: es geht. Die „ruhmbildenden Faktoren" halten Stich; die Beweisführung, mit der dies Buch den Glauben an das „Urteil der Nachwelt" zerstört, überzeugt.

Die Nachwelt ist nicht gerecht. Ein Glück nur: daß sie vergeßlich ist.

Hermann Friedemann

Theodor Georgii

Es gibt eine Betrachtungsweise, welcher jedes Kunstwerk als Erzeugnis einer geheimnisvollen Willkür erscheint. Der Wert der künstlerischen Schöpfung wird auf den Wert des Schöpfers zurückgeführt. Eine solche Kunstanschauung endet notwendig romantisch; mit einer Verherrlichung des Genies und der Intuition.

Heutzutage wird niemand mehr den irrationalen Kern des künstlerischen Schaffens, den Wert der Intuition und der Individualität leugnen. Doch gibt es eine Betrachtungsweise der Kunst, die ohne Rationalisierung des ewig Irrationalen nicht mit Erstaunen und Bewunderung des Künstlers, sondern mit der klaren Erkenntnis des Werkes endet. Im Blickpunkt dieser Art von Betrachtung steht nicht der Künstler, sondern das Werk, nicht das Subjektive, sondern das Objektive, nicht die Willkür, sondern das Gesetz, und der Wert des Kunstwerks bestimmt sich unter diesem Gesichtswinkel darnach, wie weit es die allgemeinen Gesetze, „welche die künstlerische Gestaltung bestimmen und bestimmen werden" (Hildebrand) in seiner Erscheinung erfüllt. Man kann diese zweite Art der Kunstbetrachtung die klassische nennen; denn wer den Kommentar, den wir über die Entstehung des klassischen Kunstwerks in Schillers und Goethes Briefwechsel

Digitized by Google

besitzen, kennt, der weiß, daß hier vom Genie und Intuition fast gar nicht, von Poesie und Arbeit aber sehr viel die Rede ist.

Die Gegenwart neigt im allgemeinen mehr zu der romantischen als zu der klassischen Betrachtung des ästhetischen. Künstler, die nichts anderes wollen, als die alten, ewigen Gesetze erfüllen, sind heute selten; die meisten halten es für ihre Aufgabe, neue Gesetze zu erfinden. Die Erscheinung Theodor Georgiis ist deshalb so bemerkenswert, weil hier nicht nur eine starke Begabung, sondern auch eine echt künstlerische, auf die Erfüllung des Gesetzes gerichtete Gesinnung am Werke ist. Georgii wäre zu allen Zeiten ein echter Künstler; in der heutigen Verwirrung ist er eine Wohltat.

Willkür ist nirgends verhängnisvoller (ausgenommen vielleicht die Architektur), Gesetzmäßigkeit nirgends notwendiger als in der Plastik. Die plastische Form ist gleichsam eine unmittelbare Verkörperung des Gesetzes. Bei Georgii ist die individuelle Erscheinungsweise des Gesetzes charakterisiert durch die Klarheit, Festigkeit und Treue der organischen Form. An seinen Arbeiten ist intensives Studium der Natur, Exaktheit der Vorstellungen und unablässige Arbeit am Modell zu spüren. Was an ihnen wirkt, ist gekonnt, dem Zufall bleibt nichts überlassen. Daher die ruhige Sicherheit der Form, die Geschlossenheit des Eindrucks. So lange wir diesen Werken gegenüberstehen, haben wir festen Grund unter den Füßen, wir befinden uns auf dem Boden der Urgesetzmäßigkeit alles plastischen Schaffens.

Theodor Georgii trat 1906 als Tierbildhauer mit seinen ersten Arbeiten an die Oeffentlichkeit. Für den Park der Münchener Ausstellung von 1908 machte er dann zwei Tiergruppen in Stein, einen Hirsch, ein Reh und einen Rehbock in Bronze, die heute noch an Ort und Stelle stehen. (Besonders das Reh ist eine wundervoll frisch und naturhaft empfundene Schöpfung.) Die nächste größere Arbeit war der „Netzträger" (Sezession 1910), eine frei aus dem Block gehauene Marmorfigur. 1911 folgte ein großes Relief (Grablegung), ebenfalls frei aus dem Marmor herausgearbeitet, 1912 die reizvoll bewegte Figur der Diana (Bronze). Dazwischen einige meisterhafte Plaketten von Heigel, Furtwängler, Lipps und T. Stadler.

Die letzten Arbeiten des Künstlers sind gegenwärtig in der Münchener Sezession zu sehen. An erster Stelle die lebensgroße Figur eines schreitenden Jünglings in Bronze: eine echte Freifigur (jede Seite bietet eine gute Ansicht), und ein vollgewichtiges, reifes Werk, dessen Wert von den Wandlungen eines Zeitgeschmacks nicht abhängig sein kann. Die älteren Tierplastiken setzt der „Wisent" fort: groß gedacht, trotz dem geringen Maßstab machtvoll in der Silhouette, und stark als Form. Das letzte sind vier Büsten, welche beweisen, daß München einen neuen Porträtplastiker gewonnen hat. Der energisch skizzierte Kaulbach, der prachtvolle „römische" Kopf Zumbuschs und der breitflächig modellierte Behn sind in ihrer Art etwas Vollkommenes. Darüber hinaus geht vielleicht noch die weibliche Porträtbüste in Marmor. Hier ist die vollendetste Form so durchtränkt von seelischem Ausdruck, von Psychischem wie von innen durchleuchtet, daß der Betrachter etwas von jener Erschütterung verspürt, welche die Koinzidenz des Besonderen und

Digitized by Google

des Allgemeinen, des Ausdrucks und des Gesetzes anzeigt, und die höchste Wirkung der Kunst darstellt.

Alfred Bäumler

Besinnliches

Wir reden von „großen Menschen" und müßten doch längst gelernt haben, von „Trägern großer Missionen" zu reden.

* * *

Die meisten Menschen wähnen, Kultur bestehe darin, möglichst viele und möglichst verschiedene innerliche und äußerliche Bedürfnisse zu haben. Während sie ihre schönste Blüte doch dort entfaltet, wo man am besten versteht, sich einzurichten, und mit der größten Sicherheit, Unabhängigkeit und Umsicht Gegebenes zu verwerten und nutzbringend zu machen.

* * *

Gehen wir unserem Ich zu Leib, nicht in oberflächlicher Neugier, wie man etwa in den Spiegel schaut, sondern mit der Sonde in der Hand, so kommt's wie beim Zwiebelschälen: Man meint, die letzte Haut sei weg, und schon lockert sich darunter eine neue Schichte. Zuletzt kann sich gar der Blick von Tränen trüben.

* * *

Sehnsucht ist die Distanz zwischen unserem Fühlen und Ahnen, das voraus ist, und unserem Erkennen und Erlangen, das nachhinkt. Eine wundersame Kapillarität in der Menschenseele. Wo sie am stärksten wirkt, ist das stärkste Wachstum.

Auguste Supper

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Hinweis. Der Auflage dieser Nummer liegt ein Prospekt vom **Verlag der „Zeitschrift für Wahrheitsforschung" Wien,** bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

Seit 100 Jahren
bürgt für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit der Name
Matheus Müller

Digitized by Google

Die Quertreiber

Von Friedrich Holdermann

Im Zentrum gibt es Quertreiber. Das kann in den besten Parteifamilien vorkommen. Aber die Quertreiber des Zentrums haben jemand für sich, der dort die stärksten Bataillone aufwiegt. Der Kampf des Zentrums gegen die Quertreiber ist in Wirklichkeit ein Kampf gegen den Papst. Die Quertreiber sind die geliebten Söhne des Heiligen Vaters. Das macht ein Kampf gegen sie für das Zentrum ebenso gefährlich und schwer, wie für uns draußen bedeutsam.

Pius X. hat von Anfang an keinen Zweifel gelassen, wo er steht. Was er in seiner ersten Allokution an die Kardinäle am 9. November 1903 aussprach, das ist die Linie der Auffassung dieses Papstes geblieben, der wie ein Block Mittelalter im 20. Jahrhundert steht: „Unseres Amtes ist es, jeden Einzelnen, nicht nur die Gehorchenden, sondern auch die Herrschenden, da sie alle von einem Vater stammen, im privaten, wie im öffentlichen Leben, in sozialer wie in politischer Hinsicht der Norm und Regel der Sittlichkeit entsprechend zu leiten (dirigieren). Wir verstehen, daß es einigen zum Anstoß gereichen wird, wenn wir sagen, es sei unsere Pflicht, auch die Politik uns angelegen sein zu lassen (curare nos rem politikam oportere), aber jeder billig Denkende erkennt, daß der römische Papst von dem Lehramt, das er in Bezug auf Glauben und Sitten besitzt, das Gebiet der Politik keineswegs trennen kann."

Parallel mit dem Anspruch auf Beherrschung der politischen Betätigung der Katholiken läuft bei Pius X. das Bestreben, die Herde und ihre Hirten von der Welt um sie herum abzusperren. Diese Welt ist schlecht und voll Gift des modernistischen

Digitized by Google

Geistes. Ihre Wissenschaft ist „lügnerisch". Daher soll der katholische Christ sich von ihr so viel als irgend möglich fern halten. Er soll ihre Bücher, ihre Zeitungen nicht lesen. Er soll mit den Andersgläubigen sich nicht vermischen in Vereinen. Seine Hirten, die Priester, sind gegen den Modernismus vereidigt. Ihre Pflanzstätten, die Konvikte und Seminarien, stehen unter der strengsten Kontrolle. Ihre Lehrer wiederum unter der der Bischöfe, und über Allen schwebt die eine unfehlbare Spitze, in der Alles ausmündet und von der Alle Weisung und Leitung empfangen.

Man wird dem System Pius X. die Anerkennung einer grandiosen Konsequenz und Geschlossenheit nicht versagen können. Aber etwas weniger Prinzip und etwas mehr Diplomatie wäre dem Zentrum bei diesem Papst schon angenehm. Seine Interessen in einem zu zwei Drittel protestantischen Land, in dem es in Anbetracht dieser konfessionellen Mehrheitsverhältnisse eine ganz unerhörte Machtstellung sich erworben hat, verlangen ein Ab- und Zugeben an der obersten Spitze. Die deutsche Kultur und die moderne Luft, in der man eben trotz aller Absperrungsmaßregeln doch auch lebt, machen dem Zentrumskatholiken zum mindesten der gebildeten Schichten wie dem Arbeiter die mittelalterliche Struktur des jetzigen Papstes und seine schroffen Ausdrücke romanischen Papst-Absolutismus' schwierig. Sie sind eine Belastung für den Weg, der für das Zentrum in Deutschland noch durchaus nicht der absteigenden Linie sich zuwendet, sondern nun erst in die reale Macht von den Parlamenten hinauf in die Regierungen hinein mündet. Das zeigt sich besonders in Süddeutschland. Unter der Flagge der „Sammlung der bürgerlichen Elemente", im Zeichen der „Rechten", deren Kern das Zentrum ist, hat es neue große Aussichten. Es bedarf hiezu der Ueberwindung gewisser Vorurteile, die ihm bei den rechtsstehenden Protestanten im Weg sind. Darum ist das Zentrum heute keine konfessionelle Partei, ist unabhängig von den kirchlichen Autoritäten. Das ist natürlich die Quadratur des Kreises, und das wissen die wohl auch, die es demonstrieren. Aber das tut

Digitized by Google

nichts. Der Jude wird verbrannt! Die es bestreiten, sind Quertreiber.

Es ist klar, daß das Zentrum sich damit in einen ihm wohl bewußten Widerspruch zur obersten kirchlichen Autorität setzt, deren Anschauungen ihm ja nicht fremd sind. Beim Gewerkschaftsstreit kam es zur Kraftprobe. Pius X. hat seine grundsätzliche Auffassung hier keineswegs aufgegeben. Er hat sich nur zu einem tolerari posse für die interkonfessionellen Gewerkschaften verstanden. Kopp erlitt seine schwere Niederlage. Das Zentrum beeilte sich, die Ernte in die Scheune zu bringen. Sein Reichsausschuß erklärte, den interkonfessionellen Charakter der Partei, die Unabhängigkeit der christlichen Gewerkschaften von kirchlicher Einmischung. Die Fraktionen des Zentrums im Reichstag wie in sämtlichen Landtagen traten dem Dokument bei. Auf der großen Zentrumsparade in Essen am 15. Februar erklärte der badische Zentrumsführer Wacker, daß „mit aller Deutlichkeit gesagt werden müsse, daß es nicht angeht, aus dem Zentrum eine der Autorität der kirchlichen Würdenträger unterstellte konfessionelle Partei zu machen". Er wurde noch deutlicher. Er erklärte, daß es „zwischen Zentrum und Quertreibern zu einem Scheiden und Meiden kommen müsse", und wies mit dem Finger vor allem auf „die Quertreiber geistlichen Standes, von denen er keinen ausnähme, möge er noch so hoch stehen".

Diesen geschichtlichen Gang der Ereignisse und ihre dramatische Steigerung bis zu der allerschärfsten Herausforderung der Bischöfe und des Papstes seitens eines Priesters muß man sich vergegenwärtigen. Nur so vermag man die Bedeutung der Situation zu würdigen, die der Papst dann als Antwort darauf geschaffen hat und die heute noch zur Diskussion steht. Er hat den Priester Wacker auf den Index setzen lassen. Der Papst hat also einen Mächtigsten und Stolzesten im Zentrum in die demütigendste Lage gebracht. Wacker mußte zu Kreuz kriechen. In welcher Form das geschah, ob mehr oder weniger buchstäblich, darauf kommt es nicht an. Er mußte eine innere Verrenkung seiner politischen

Digitized by Google

Ueberzeugung, die er als das Programm der Partei verkündigt hat, hinüber zu der des Papstes vornehmen, die die entgegengesetzte ist. Ein Zweites kommt für ihn als Priester nicht in Frage, ob ihn das als Politiker und Führer erledigt, wäre außerhalb der Atmosphäre katholischen Gehorsams fraglos. Hier nicht. Alsbald kamen Gelöbnisse aus dem badischen Klerus zur Fortsetzung seiner Führung der Partei. Man hält das also für möglich. Er selbst offenbar auch, nach seinen jüngsten Erklärungen. Also eine Art doppelte Buchführung. So interessant das religionspsychologisch ist, so grell es die Ethik des politischen Katholizismus beleuchtet, die Bedeutung der Indizierung Wackers liegt in der Tragweite, die sie für das Zentrum hat. An seine Adresse ist das Urteil gerichtet. Es ist eine Warnungstafel stärkster Art. In Wacker hat Pius X. die offizielle Auffassung des heutigen Zentrums auf den Index gesetzt. Er hat sie verdammt, für die Gläubigen verboten.

Man hat versucht, die höchst fatale Affäre in ihrer Bedeutung abzuschwächen. Indessen vergeblich. Fast gleichzeitig mit dem Urteil der Indexkongregation kam eine Willensäußerung des Papstes mit dem vollen Gewicht seiner Stellung als unfehlbares Haupt der Kirche, die keinen Zweifel ließ. In seiner Allokution an die neuernannten Kardinäle, unter ihnen die beiden deutschen, gab er folgenden Gruß in die Heimat mit, dessen Adresse an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt: „Wenn ihr je in Berührung kommt, mit jenen, die Gläubige sein wollen, dem Papst ergeben und katholisch, die es aber als eine Beschimpfung betrachten, Klerikale genannt zu werden, sagt es ihnen recht laut, daß die dem Papst ergebenen Söhne jene sind, die seinem Wort gehorchen und ihm in allem folgen, nicht jene, die nach jedem Mittel greifen, um seine Befehle zu umgehen."

Und dann kam, als das Wetter sich wieder zu verziehen schien, der Bischof von Como. Er sprach an die Adresse des deutschen Zentrums, im Sinne der Quertreiber, und der Papst

Digitized by Google

hat ihn belobt! Die päpstliche Belobung trägt ein Datum vor dem der Veröffentlichung des bischöflichen Hirtenschreibens vom Comersee. Es lag dem Papst mithin vor, bevor es herauskam! Es gibt also seine ureigenste Meinung wieder.

Man könnte die Stellungnahme des deutschen Zentrums gegenüber dem Papst mit ungemischteren Gefühlen genießen als eine erfreuliche Reaktion gegenüber dem System des starren Klerikalismus und der Mentalität des Mittelalters, wenn man nicht gerade beim Zentrum immer wieder fragen müßte: Was ist Natur und was ist Taktik? Ueber seine innerste und wahre Natur kann ja kein Zweifel sein. Auf seiner Konfessionalität und seiner klerikalen Observanz ruht seine Existenz. Ohne sie ist es nicht, und es wird sich schwer hüten, seine Wurzeln abzuschneiden. Immerhin: Wenn es auch hier Interessen der Taktik und der politischen Opportunität sind, die es drängen, sich selbst zu verleugnen, die Tatsache des Vorhandenseins solcher Notwendigkeiten ist bedeutsam. Sie besagt: In Deutschland liegen die Verhältnisse für das Zentrum heute so, daß es ihm dringend nötig scheint, die Enge seiner konfessionellen Natur und die Abhängigkeit von der Hierarchie zu verleugnen. Es *muß* heute Konzessionen machen an den modernistischen Geist. Im bewußten Gegensatz zur höchsten kirchlichen Autorität. *Die Front des deutschen Zentrums ist heute gegen Rom gerichtet.* Das bedeutet letzten Endes sein Kampf gegen die Quertreiber. Was das auf katholischem Boden heißen will, bedarf keines Wortes. Es kann für das Zentrum keine *Krise* geben, die schwerer ist. Daß es von außen kaum geschwächt werden kann, beweist die Geschichte seiner Entwicklung in den letzten Jahrzehnten. Keine unserer Parteien ist in ihrem Bestand so konstant geblieben wie das Zentrum. Keine hat aus eigener Kraft die Machtstellung errungen, die es heute einnimmt. Aber so süß die Macht ist, so gefährlich kann sie für ihren Inhaber werden. So stärkend und stählend der Kampf um sie ist, so erweichend wirkt ihr Besitz. Im Besitz der Macht und wohlgebettet, will das Zentrum heute nicht

Digitized by Google

mehr erscheinen, was es ist und worauf doch allein seine Größe ruht: konfessionell und klerikal — um der Macht willen! Es läßt es sich nach wie vor gefallen, daß die Religion die Quellen seiner Macht füllt. Immer mehr sperrt es mit seinem vielmaschigen Netz von Organisationen das katholische Volk ab und macht es zu einem Volk im Volk. Auch dürfen die Kirchenfürsten seine Paraden weiter dekorieren. Aber in politicis sollen sie ihm nichts zu sagen haben. Es ist eine Rebellion nach oben. Man könnte aber auch sagen: des clerus minor, des Typs des politischen Priesters, der ja das Zentrum macht und beherrscht, gegen den clerus major und den Pontifex maximus selbst.

In diesem Konflikt meldet sich die einzige Gefahr an, die dem Zentrum wirklich drohen kann: aus ihm selbst. Die Parteimaschine beherrscht zwar die Situation auf der ganzen Linie, und wer ihr nicht gehorcht, kommt als Quertreiber unter die Räder. Aber es gibt einen Quertreiber, gegen den man das nicht machen kann: der Papst! Das Zentrum gegen den Papst — das ist eine Situation, die auf die Dauer für den gläubigen Katholiken unmöglich ist und nach der ganzen Natur der katholischen Psyche gibt es da wiederum nur eine Möglichkeit: das Zentrum muß einlenken. Das werden die Klugen in Rom und in Köln schon machen, ohne daß ihm nach außen weh geschieht. Aber das Zentrum wird nicht heil aus dieser Krise hervorgehen. Sie wird wieder aufbrechen. Die Quertreiber werden sein Leibschaden bleiben. Es wird Schaden nehmen an der Unmöglichkeit, regierungsfähige, beziehungsweise regierende Macht in dem interkonfessionellen deutschen Staatswesen des 20. Jahrhunderts zu sein, und doch zugleich das klerikale System des Mittelalters zu verdauen. Schließlich heißt es auch da: Qui mange du Pape, en meurt.

Digitized by Google

Männergespräch in ernster Zeit

Von Hermann Schwarzwald

Es war im vorigen Winter, als die Kriegsspannung aufs Höchste gestiegen war. Man bekam in Wien keinen Revolver und keine wollenen Unterkleider mehr; alle Reserveoffiziere hatten sich für die erwartete Einberufung zum Winterfeldzug gerüstet. Noch niemals mußten die Apotheken so viele Rezepte über Strychninpräparate und andere schnell wirkende Gifte erledigen; die Offiziere wußten, daß ein umsichtiger Mann lieber rasch zu sterben als in balkanische Kriegsgefangenschaft zu geraten habe. Der Krieg mit Rußland und Serbien schien unvermeidlich, wenn auch das Streitobjekt niemandem recht klar war.

Wir kamen aus der Universität, wo ein geistreicher Hochschullehrer vor einer deutsch-nationalen Studentenversammlung einen Vortrag über die soziale Bedeutung des Krieges gehalten hatte. Er hatte die Politik und die aktuelle Verwicklung vollständig beiseite gelassen, und die Notwendigkeit und die schätzbaren Wirkungen der Kriege ganz im allgemeinen behandelt. Mannesmut, Einsetzung des Lebens und aller Güter für eine höhere Notwendigkeit, Waffenführung, Krafterprobung, Aufschwung des Lebensgefühls — das waren so einige der sonoren Klänge, die mir aus seinem Hohen Lied auf das gewaltige Mannesringen nachklangen. Er hatte damit bei der fechtbodenlustigen und schlägerbewaffneten, mannesehrgeizigen bebänderten und bemützten Jugend viel bierbaßstimmige und beifallscharrende Zustimmung gefunden, und man hatte zuletzt auch dem weibischen, ungermanischen — „nicht-völkischen" — Pacifismus ein kräftiges Hohnwort nachgesendet.

„Hören Sie", sagte ich zu meinem Freund, der die „Suttnerei und Nobelei" gelegentlich auch gern bespöttelte, „meinen Sie nicht auch, daß unser Freund, der Professor, wohl einiges über die Sache hätte sagen dürfen, für die wir Oesterreicher uns vielleicht demnächst schlagen sollen? Schließlich ist es ja doch vielleicht nicht ganz gleichgültig, wofür man sich totschießen zu lassen hat."

Diese Trivialität erwartete keine Antwort. Aber der Freund erwiderte trocken, ihm als Sportsmann sei die Rede des Professors gar nicht unsympathisch gewesen. Sachliche Kälte im Angesicht des Todes,

Digitized by Google

gelassene Behandlung der Gefahr, Beherrschung der Nerven seien an sich und ohne Rücksicht auf einen andern Zweck schöne und wichtige Dinge. Die friedliche Daseinsart des modernen Menschen schläfere die besten Mannestugenden ein. Als Surrogat sei ja allerdings der Sport erfunden worden. Aber sicherlich sei der ernsthafte Kampf auf Leben und Tod noch zweckdienlicher. Und dazu gebe eben der Krieg Gelegenheit.

„Sie brauchen mir nicht zu sagen," fuhr er fort, „daß es gerechte und ungerechte Kriege gibt. Wahrscheinlich waren sogar alle Kriege ungerecht, schon weil die meisten Teilnehmer nicht freiwillig, sondern gezwungen mitmachten. Feindseligkeiten gegen friedfertige, unschuldige Menschen sind ungerecht; noch niederträchtiger ist es, Friedfertige zu solchen Feindseligkeiten zu zwingen. Aber warum soll man anderseits Leute, die gern Krieg führen möchten, daran hindern, mit einander und unter sich sich dieses Vergnügen zu machen? Als der Professor heute mit so flammender Begeisterung von dem erhöhten Lebensgefühl und der Erprobung höchster Mannestugend in den Schwierigkeiten und Gefahren des Krieges sprach, wurde mir klar, daß es eine Kriegslust, ein Kriegsbedürfnis gibt. Hat es nicht zu allen Zeiten abenteuerlustige, tatendurstige Leute gegeben, die zur Teilnahme an fremden Kriegshändeln sich herandrängten? Haben nicht an den jüngsten Kriegen Aristokraten und Andere aus Lust an der Gefahr und an der Gelegenheit, Tapferkeit und Geschick zu bewähren, teilgenommen? Und finden wir nicht in allen Ländern Kriegsparteien? Man müßte diesem kriegerischen Tatendrang seine normale Befriedigung ebenso möglich machen, wie man Jagd, Touristik, Sport und Spiel treiben kann. Unsere Kultur ist zu engherzig. Der Staat hat aus dem Krieg ein Monopol gemacht, wie aus dem Salz- und Tabakhandel, dem Telegraphieren und anderen Dingen, die wir nötig haben. Der Staat bevormundet uns zu viel. Nicht einmal Waffen darf man ohne seine Genehmigung tragen, und nichts Beträchtliches, was groß oder aufregend sein könnte, kann man ohne seine Mitwirkung unternehmen. Man muß diese staatliche Arroganz abschaffen, um zu höherer Kultur und Menschenwürde zu gelangen. Wenn man einmal zu größerer Freiheit gelangt sein wird, wird man auch die Kriegslust befriedigen können, ohne auf die Goldappetite des Herrn Rhodes, die koreanischen Waldpachtungen des Großfürsten Soundso, die Abneigung eines englischen Königs gegen seinen deutschen Neffen oder die üble Laune des Herrn Iswolsky warten zu müssen."

„Mein Lieber", sagte ich, „Sie sind immer ein frivoler Raisonneur gewesen, aber besonders geistreich oder originell ist es kaum, die Rückkehr zum Faustrecht und zu den Familienfehden der Barbaren als neuestes

Digitized by Google

Zivilisationserfordernis hinzustellen. Das hat man ja heute noch in Albanien; wollen Sie dieses interessante Land als Muster hinstellen?"

„Sie kränken mich", antwortete der Freund, „durch Mangel an Verständnis. Sie belieben zu übersehen, daß ich die Kultur schätze. Ich möchte die Zivilisation vollenden, nicht um Jahrtausende zurückwerfen. Die Kriege, die ich meine, und die ich um der allseitigen Betätigung des menschlichen Wesens willen freigegeben sehen möchte, haben mit dem alten rohen Krieg aller gegen alle nichts zu tun. Ueberlegen Sie doch: Wir jagen, wir reiten, schwimmen, segeln, klettern über Bergwände und Gletscherströme, kurz suchen tausend Gefahren, ohne daß sich jemand dadurch gekränkt fühlt. Niemand kränken, das ist aber der eigentliche Sinn der Zivilisation. Wir wetteifern in 40 Meter hohen Skisprüngen, wobei jeder von uns Knochen, ja Leben riskiert: tausende von Unbeteiligten stehen dabei und klatschen uns Beifall. Warum soll man also nicht auch jenen, die sich nach kriegerischen Taten sehnen, weil ihnen offenbar sportliche nicht ernsthaft und gefährlich genug sind, jenen, welche kaltblütigen Mannesmut noch ganz anders erproben wollen als in einer halb spielerischen Veranstaltung, — warum sollen, meine ich, nicht auch die Kriegslustigen ihren Tatendrang befriedigen dürfen? Die Unbeteiligten könnten auch hier dabei stehen, Schaulust, Sensationsbedürfnis kämen auch hier, und zwar sehr ausgiebig, auf ihre Rechnung. Ich glaube, es ist ein natürliches Menschenrecht, das man nicht ohne Vordringlichkeit verkürzen kann, sich nach Belieben totschießen oder verstümmeln zu lassen. Selbstmörder, die am Leben bleiben, bestrafen wir nicht mehr, wie ehedem, so weit sind wir schon glücklich vom Aberglauben befreit. Das Duell behauptet sich gesellschaftlich, obwohl der auf sein Kampfmonopol eifersüchtige Staat es mit Strafgesetzen verfolgt. In der Tat tadelt der Einsichtige nur den gelegentlich geübten sozialen Zwang zum Zweikampf, nicht diesen selbst. Die Freigabe des Krieges wäre also nur ein Schritt weiter in gleicher Richtung."

Die Absurdität begann meine Lust am Disputieren zu reizen. Ich verlangte vom originellen Marsverehrer zu wissen, ob er auch an die Dimensionen solchen Kriegssportes, an die gewaltige weittragende moderne Waffentechnik, an die Verwüstungen u. s. w. gedacht habe; und daran, daß sich Derartiges doch mit dem friedlichen Zustand der übrigen Welt nicht vertrage.

Er gab das nicht zu. Das sei bloß eine Frage der ökonomischen Mittel, und die gehe eben nur die Teilnehmer an. Reiche Leute pachteten ganze Gebirgszüge, um Gemsen zu jagen. Man verwandle Provinzen in sogenannte Naturparks, worin jede menschliche Ansiedlung verboten werde, also alle Kultur und Zivilisation aufhöre; es sei also dem Gelde ganz

Digitized by Google

gut möglich, gehörige Kriegsbezirke oder Kriegsländer zu schaffen. Jeder Sport koste Geld; der Kriegssport werde selbstverständlich wegen der kostbaren Anschaffungen und der unvermeidlichen Zerstörungen die kostspieligste aller Sportübungen sein. Das sei auch ganz in Ordnung, da es sich ja eben um die Betätigung der energischesten, aufregendsten, angespanntesten Triebe handle.

„Bedenken Sie übrigens, mein sehr verehrter rationalistischer Freund", sagte er, „welche segensreichen Folgen die Verwirklichung meiner Idee für den allgemeinen Frieden haben würde. Paradox, nicht wahr? Aber erwägen Sie doch! Es ist ein öffentliches Geheimnis, daß die heutigen Kriege ihre eifrigsten Propagatoren an jenen Leuten haben, die durch Kriege profitieren. Die Kanonen- und Dreadnoughtfabrikanten, die Erbauer von Luftschiffen und Kasernen, die Armeelieferanten — kurz die Leute, die schon heute zu den beständigen Rüstungen drängen, die werden stets auch für Kriege eingenommen sein. Sie dingen sich Patriotarden, Rüstungsvereinler, Zeitungen, um kriegerische Stimmung zu machen. An den Rüstungen, der Heereserhaltung und den damit verbundenen Anleihebedürfnissen der Staaten sind wieder die Finanzmacher interessiert, und auch diese machen im Kriegsfall ihre ergiebigsten Fischzüge. Das Ideal der Pacifisten müßte, wenn verwirklicht, alle diese Leute sehr benachteiligen; sie werden daher immer *gegen* Abrüstungen sein. So gibt es heute in allen Staaten unsichere Elemente, die zum Kriege drängen. Der private, sportsmäßige Krieg würde da ein vortreffliches Ventil schaffen. Alle diese Leute fänden ja Beschäftigung, Verdienst, und brauchten nicht auf die großen staatlichen Kriege zu warten, in denen ja auch ich ein furchtbares Unglück sehe. Jene Rüstungsinteressenten hätten in den sportlichen Kriegsveranstaltungen, den Vorbereitungen und der Propaganda dazu ein Betätigungsgebiet, und die allgemeine Aufklärungsarbeit gegen den Krieg hätte bessere Chancen, weil die heimlichen Feinde des Friedens und verkappten Kriegshetzer abgelenkt wären. Auch das Militär hätte ein aktuelles und würdiges Betätigungsfeld, da freiwillige Teilnehmer immer willkommen sein werden, und die Kriegswissenschaft hätte bessere und reichlichere Informationsquellen, als die heutigen dürftigen Manöver bieten können. Die Schrecken der Sportkriege, wenn auch in bestimmte Bezirke und Grenzen eingebannt, gäben ferner für die humanitäre Agitation für den Frieden wirksame Anschauungsmittel. Von Ihrem Standpunkt könnten Sie es sogar als Gewinn verzeichnen, wenn sich die Freunde des Krieges, ich meine die überzeugten, ganz aufrichtigen, begeisterten Freunde von der Art unseres heutigen Redners, des Professors, gegenseitig aufreiben oder wenigstens dezimieren. Und was die

Digitized by Google

Vergeudung wirtschaftlicher Mittel durch den Kriegssport anlangt, so könnte man diese so wenig verbieten, als man heute unseren Milliardären untersagen kann, in eigenen Schiffen und Eisenbahnzügen zu fahren, in Perlen und Diamanten Millionen zu vergeuden, schlecht kalkulierte Unternehmungen zu finanzieren, kostspieligste Jagdzüge im Innern Afrikas zu organisieren, zwecklose Universitäten zu gründen, alle Kirchen mit Orgeln auszustatten und dergleichen. Der Krieg wäre nur eine neue Art, das Geld dieser Reichen unter die Leute zu bringen. Dabei hätte die ganze Gesellschaft den Vorteil, daß die Ausgaben der Staaten für Rüstungen in größerem Maße zurückgehen würden, als durch den Sport der reichen kriegsspleenigen Herren verausgabt wird."

„Halt!" rief ich, „wie wenn im Kampf der kriegslustigen Sportsleute schließlich eine Partei siegt, fürchten Sie da nicht, daß eine solche siegreiche, bis an die Zähne bewaffnete große Gesellschaft ihre überlegene Situation inmitten einer unbewaffneten friedfertigen Gesellschaft dazu benützt, um aus dem Spiel Ernst zu machen, sich der politischen Gewalt zu bemächtigen und eine neue Despotie heraufzuführen, die alles Bisherige überträfe? Oder daß sich alle kriegsgerüsteten Organisationen zu einer solchen Unternehmung vereinigen? Bedenken Sie, daß nach Ihrer eigenen Annahme es besonders raufluſtige, rücksichtslose und dabei reiche Elemente sein würden, denen Sie diese gefährliche bewaffnete Koalition erlaubt haben."

„Sie sind doch immer einseitig", sagte mein Gegner. „Jetzt denken Sie natürlich nur an die Waffen meiner Sportsleute, und nicht an die der übrigen Gesellschaft. Der neue Sport ist ja doch nur deshalb möglich, weil das Waffentragen prinzipiell freigegeben wird. Der Staat behandelt uns heute alle, als ob wir stets tatbereite Verbrecher wären, denen man die Instrumente zur Uebeltat vorenthalten müßte. Diese beleidigende Anmaßung muß im Interesse der Kultur aufhören. Die Waffe ist an sich unschuldig, nicht wahr? Bloß ihr Gebrauch kann schuldig und verbrecherisch sein. Der sportsmäßige Gebrauch ist unschuldig, deshalb soll der Kriegssport freigegeben werden. Der Jäger darf aber nicht überall jagen, bei Ueberschreitung seiner Grenzen riskiert er, als Wilderer erschossen zu werden. Auch die Uebergriffe der Kriegssportsleute würden zurückgewiesen und bestraft werden. Nicht allein ordentliche Polizei würde dafür sorgen, sondern die ganze nicht Krieg treibende Gesellschaft, die ja nach meiner Supposition selbst bewaffnet ist. Die Kriegsenthusiasten, die absichtlich oder unabsichtlich die Grenzen ihrer Bezirke überschritten oder über den Umfang ihrer legitimen Objekte hinausgingen, würden Gefahr laufen, samt und sonders schonungslos niedergemacht zu werden .... soweit sie das nicht schon selbst unter einander besorgt hätten ...."

Digitized by Google

„Hören Sie mal," fiel ich ein, „dann wäre es schon kürzer und einfacher, wenn die friedliche Gesellschaft mit ihren Waffen in der Hand sich gleich ohne weiteres über Ihre Kriegsnarren und Friedensstörer hermachte und sie ohne viel Federlesens zum Teufel schickte. Das ginge rascher als auf Ihrem komplizierten Umweg über den Sport, und Recht und Vernunft kämen so schnell und billig zur Herrschaft ...."

„Da sind Sie wieder bei Ihrem Steckenpferd, mein Lieber! Recht und Vernunft! Mit Ihnen kann man nicht praktisch und kühl überlegen. Sie sind ein unverbesserlicher Ideolog! Wir Sportsleute denken sachlicher, besonnener. Mein Vorschlag hat Hand und Fuß; Leute Ihres Gleichen bringen es zu nichts Gescheitem."

„Sie werden grob, Herr Sportsmann", sagte ich. „Wollte ich Sie ernst nehmen, so müßte ich von Ihnen Nachweis verlangen, daß es wirklich so viel Kriegssportlustige gibt, wie Sie anzunehmen scheinen."

„Es käme auf den Versuch an", meinte er nachdenklich. „Man könnte dann doch sehen, wer es ernst meint."

Hier war ich denn endlich einverstanden. In der Tat, herauszubekommen, wer mit Lust und Ueberzeugung sich selbst ernstlich an Kriegen beteiligen möchte ....

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

V.

Geheime Dokumente

Es ist unendlich viel darüber gestritten worden, wer für die Pogrome verantwortlich zu machen sei. Die russischen Liberalen, denen bekanntlich alles Schlechte zuzutrauen ist, machen mehr oder weniger deutlich und ausschließlich die Regierung dafür verantwortlich. Die russischen und ausländischen Juden taten desgleichen. Aber sie alle sind zu sehr Partei in dieser Frage, als daß man ihnen ohne weiteres Glauben schenken könnte. Gebt uns unbezweifelbare Dokumente, hieß es in der nichtrussischen Welt, aus denen der Zusammenhang zwischen russischer Regierung und Pogrom klar und deutlich hervorgeht.

Die nichtrussische Welt stellte sich augenscheinlich die russische Regierung ähnlich vor wie den Sultan Abdul Hamid. Als ich bald nach den großen

Digitized by Google

armenischen Massakers Kleinasien bereiste, war es nicht allzuschwer, in den Besitz von Telegrammen zu gelangen, die unzweifelhaft dartaten, daß in einer ganzen Reihe kleinasiatischer Städte die Armenier-Massakers auf direkten Befehl von Konstantinopel aus bewerkstelligt wurden und genau zu der von Konstantinopel festgesetzten Stunde wieder aufhörten. So abdulhamidisch ist die russische Regierung nun doch nicht. Das hieße ihre Klugheit zu sehr unterschätzen. Immerhin die „Times" in London ließ es sich eine Stange Gold kosten und veröffentlichte im Sommer 1903 bald nach dem Kischinewer Pogrom folgendes Schreiben: „Ministerium des Innern. Ministerkanzlei. Nr. 341, den 25. März 1903. Absolut geheim. Dem Gouverneur von Bessarabien. Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, daß in dem Ihnen anvertrauten Gebiete Unruhen gegen die Juden verbreitet werden, die ja hauptsächlich die einheimische Bevölkerung ausbeuten. Angesichts der allgemeinen Unruhe der städtischen Bevölkerung und angesichts dessen, daß es unerwünscht wäre, durch all zu strenge Maßregeln gegen die Regierung gerichtete Gefühle in die noch nicht von der revolutionären Propaganda berührte Bevölkerung hineinzutragen, wird Ihre Exzellenz die Unterdrückung der vielleicht ausbrechenden Unruhen nicht durch Waffengewalt, sondern durch Ueberredungsmittel zu erreichen suchen. Gezeichnet: Plehwe." Wäre das Schreiben echt, so würde es in der Tat heißen, daß der Minister des Innern Plehwe den Gouverneur von Bessarabien Raaben direkt angewiesen habe, weder Polizei noch Militär bei einem eventuellen Pogrom in Aktion treten zu lassen. Schon Fürst Urussow erklärte aber in seinen Memoiren, daß hier vermutlich eine Mystifikation der „Times" vorliege, denn Plehwe werde schwerlich einem ihm so gut wie unbekannten Gouverneur eine so delikate Mission anvertraut haben. Da Fürst Urussow der Nachfolger Raabens in Kischinew war, hatte seine Anschauung besonderes Gewicht und das Schreiben wurde nicht ernst genommen, trotzdem es bald hieß, der Irrtum bestehe nur darin, daß das Schreiben nicht an den Kischinewer, sondern an den Chersoner Gouverneur gerichtet worden sei, es liege also im Grunde nur ein Irrtum in der Adresse, aber nicht in der Sache vor. Die Veröffentlichung der „Times" war ein Schlag ins Wasser.

Auch ich bemühte mich natürlich bei meiner Reise im letzten Sommer und Herbst ebenfalls um Dokumente. Es wurde mir derlei auch angeboten. Doch der Preis, der zwischen 12 000 und 20 000 Rubel schwankte, war mir zu hoch, zumal mich ja die Leute, die mir derlei anboten, ebenfalls mystifizieren konnten. Publizierte ich dann ein solches Dokument, so brauchte nur eine Kleinigkeit, irgend eine Formalität nicht zu stimmen,

Digitized by Google

und die Regierung hätte es leicht, mich zu desavouieren. Die Erfahrungen der „Times" schreckten mich. Eine einwandfreie Kontrolle solchen Materials, das mir reichlich angeboten wurde, und zwar von Beamten, war für mich nicht durchzuführen. Dann lief die ganze Mühe aber nur auf unnütz hinausgeworfenes Geld hinaus.

Auf den Rat russischer Freunde habe ich einen anderen Weg eingeschlagen, der mich nach meiner Meinung auch zum Ziel geführt hat, wie nun jeder Leser selbst kontrollieren mag.

Nach dem Oktobermanifest 1905 entdeckten nämlich die russischen Verleger ihr freiheitliches Herz und publizierten in den ersten Wochen nach dem Manifest eine Unmasse bis dahin verbotener Bücher, wie auch eine ganze Anzahl von Sammlungen geheimer Dokumente, die freiheitlich gesinnte hohe Beamte ihnen und ihren Freunden zur Verfügung stellten. Aber auch diese Verleger hatten sich in den Wirkungen des Oktobermanifestes getäuscht. Zwar konnte die Regierung, da das ganze Reich in wenigen Wochen mit bis dahin verbotenen Büchern überschwemmt wurde, diese nicht alle sofort wieder konfiszieren. Dazu reichte selbst ihre Kraft nicht aus. Wohl aber konfiszierte sie sofort alle Sammlungen geheimer Dokumente und machte sie unschädlich. Hier und da entgingen zwar einige Exemplare der Konfiskation, ab und zu gelang es auch, noch rechtzeitig einen kleinen Posten solcher Schriften ins Ausland zu schmuggeln. Aber da sie nur in russischer Sprache erschienen und die wenigen Exemplare sich in festen Händen befinden, weiß die Welt so gut wie nichts von diesen Publikationen.

Vor mir liegt nun eine solche, die fast achthundert Seiten umfaßt, von denen die letzten viereinhalbhundert nichts weiter enthalten als geheime Dokumente. Ich kann hier aus Raumrücksichten leider nur eines von ihnen wiedergeben, und zwar möglichst wortgetreu.

1. Der Rapport des Staatsrates Makaroff, Vorstehers einer besonderen Abteilung des Polizeidepartements in Petersburg, Beamter für besondere Aufträge des Ministers. Dieser Rapport ist vom 15. Februar 1906 datiert und gerichtet an den Minister des Innern. Er lautet:

„Nachdem am 11. Februar in der besonderen Abteilung des Polizeidepartements bei der Geheimpolizei ein Brief unter der Adresse des Ministerpräsidenten von dem Ew. Hochwohlgeboren bekannten Publizisten Obolewski eingetroffen war über ein Judenpogrom, das in Alexandrowsk, Gouvernement Jekaterinoslaw, vorbereitet wird, kam es mir in den Sinn, weil, wie ich Ew. Hochwohlgeboren unterm 6. ds. Mts. berichtete, das Polizeidepartement Aufrufe zusammengestellt, gedruckt und verbreitet hat, welche eine Klasse der Bevölkerung gegen die andere aufhetzen, nachzu-

Digitized by Google

forschen, ob das Judenpogrom in Alexandrowsk wirklich, wie es Obolewski behauptete, von den Beamten ausgeführt wurde, und ob dies unter Führung und mit Wissen des Polizeidepartements geschehen ist. Nachdem ich alle Akten der besonderen Abteilung des Polizeidepartements über das Jekaterinoslawer Gouvernement durchgesehen hatte, fand ich bei ihnen zwei Berichte des Vizechefs der dortigen Gendarmerie, des Rittmeisters Budogowsky vom 27. November und 5. Dezember 1905 unter Nr. 1054 und Nr. 1061, welche keinen Zweifel darüber lassen, daß der Judenpogrom in Alexandrowsk vorbereitet wird, daß diese verbrecherische Agitation von der Initiative des Rittmeisters Budogowsky ausgeht, und daß die Beamten der Polizei, welche rechtzeitig benachrichtigt worden sind, nicht nur keine Maßregeln zur Abstellung dieser Agitation getroffen haben, sondern im Gegenteil den Rittmeister Budogowsky noch in seiner Tätigkeit ermunterten. Jenen beiden Berichten des Rittmeisters Budogowsky lagen sechs hektographierte und zwei gedruckte Aufrufe bei. Diese zwei mit dem Stempel: „Die Alexandrowsker Volkspartei vom 17. Oktober". Der eine dieser Aufrufe ist mit folgender Aufschrift versehen: „An alle rechtgläubigen Leute, Bürger des russischen Staats". Der zweite gedruckte Aufruf trägt folgende Aufschrift: „Ob das russische Volk mit den Revolutionären und der Republik sympathisiert?" Diese beiden Aufrufe erklären dem Volk die verbrecherischen und eigennützigen Ziele der Revolutionäre, welche mit den Juden identisch seien. Es findet sich hier auch eine Beschreibung, wie am 19. Oktober des vorigen Jahres (1905) eine patriotisch begeisterte Menge in der Stadt Njeschin die revolutionären Studenten und Juden gezwungen hat, die Nationalhymne zu singen und vor dem Bild des Zaren den Treuschwur abzulegen. Der allgemeine Ton und einzelne Phrasen dieser Aufrufe sind Agitationsmittel zur Aufreizung der einen Klasse der Bevölkerung gegen die andere. Einige der hektographierten Aufrufe bestehen in einer Kritik des gesellschaftlichen Verhaltens einiger Mitglieder des Stadtrats in Alexandrowsk. Es herrscht in ihnen überhaupt eine gewisse Mißstimmung gegen diese Männer. Die anderen hektographierten Aufrufe, von denen mehrere unterzeichnet sind: „Verband der echt russischen Leute vom 17. Oktober" und andere: „Alexandrowsker russische Schlachtkriegsschar" zeigen einen scharf ausgesprochenen Charakter gegen die Revolutionäre, Sozialdemokraten und Juden. Die Revolutionäre werden hier als Brüder und Knechte der Juden bezeichnet. Es wird auch behauptet, daß die revolutionäre Bewegung ausschließlich von Juden geführt werde. Das Schlußwort eines Aufrufes lautet: „Fort mit den hinterlistigen Eingebungen des Teufels, fort mit den Juden und ihren Brüdern und Schülern, den Sozialdemokraten und Revolutionären! Runter mit den

Digitized by Google

Juden und ihren Brüdern und Schülern, den Sozialdemokraten und Revolutionären!" Ein Aufruf der Alexandrowsker Schlachtkriegsschar an die echt russischen Leute ruft alle auf zum allgemeinen Pogrom der Revolutionäre und Juden. Nachdem bewiesen ist, daß die Sozialdemokraten, Revolutionäre und Juden Rußland an den Rand des Abgrundes gebracht haben, heißt es in diesem Aufruf: „Bedeutet es nur wenig, daß in Petersburg schon fast die ganze offizielle Macht in Händen der Revolutionäre ist, so daß der Zar keine Möglichkeit besitzt, das Gesetz über die Freiheit auszurufen? Schon haben in diesen Tagen diese Ausgeburten des menschlichen Geschlechts, die Sozialdemokraten und Revolutionäre, unser Väterchen, den Zaren verwundet, der vor Jammer grau geworden ist. Schon hat der deutsche Kaiser seine Kriegsschiffe nach Petersburg geschickt. Wir echt russischen Leute werden zu Schanden werden, wenn wir uns nicht gleich zu Schlachtkriegsscharen zusammentun und mit aller Macht unseren Feinden, den Sozialdemokraten und Juden, entgegentreten. Noch ist es nicht zu spät, aber bald wird es zu spät sein, und der innere Feind wird unsere liebe Heimat in Stücke reißen und den Juden zu fressen geben. Also erhebe dich, großes russisches Volk, bilde Schlachtkriegsscharen, sorge für Gewehre, Sensen und Mistgabeln! Stehe auf zur Rettung deines Zaren, deiner Heimat und des russischen Glaubens. Vergiß auch nicht, daß unser Feind ist wer mit den Juden geht, und wer die politischen Streiks macht, und wer mit roten Fahnen sich auf der Straße zeigt und sich Sozialdemokrat und Revolutionär nennt. Also, echt russische Leute! Wer für den Zaren, für die Heimat und für den russischen Glauben ist, der greife beim ersten Ruf zum Gewehr, zur Sense und zur Mistgabel! Alle sollen sich dann auf dem Platz beim Volkshaus versammeln und sich unter die dreifarbige russische Fahne der Alexandrowsker Schlachtkriegsschar stellen. Sie wird mit dem Zarenbild und mit den Heiligenbildern gegen die rotfahnigen Feinde zu Felde ziehen!" — Als Budogowsky diesen Aufruf dem Polizeidepartement in Petersburg schickte, fügte er hinzu, daß dieser Aufruf von dem Alexandrowsker Verband vom 17. Oktober in Alexandrowsk herausgegeben und in Alexandrowsk und Umgegend in „nicht geringer" Anzahl verbreitet wurde, und daß er „eine große Hilfe im Kampf gegen die Revolutionsbewegung gebracht habe". Auch seien alle Leute in diesem Verband dem Rittmeister Budogowsky bekannt, und er richte alle seine Bemühungen darauf, solche Aufrufe im Umkreis seines Rayons zu verbreiten, weil solche Aufrufe nach seiner Meinung auf die Bauern einen guten Eindruck machen und sie vor Gewalttätigkeiten gegen die Gutsbesitzer bewahren. — Derartige Nachrichten hat aber das Departement der Polizei von dem Rittmeister Budogowsky schon früher bekommen,

Digitized by Google

wie sich aus einer Bemerkung auf dem Bericht unter Nr. 1054 ergibt, die ein zu der besonderen Abteilung des Departements kommandierter Beamter, ein Beamter für besondere Aufträge, mit Namen Pjatnizky gemacht hat. Ich habe aber solche Nachrichten nicht finden können, obwohl der Beamte Pjatnizky, als er die Berichte des Rittmeisters Budogowsky dem Vorsteher der politischen Abteilung des Polizeidepartements Ratschkowsky und dem Vorsteher der besonderen Abteilung des Polizeidepartements Timofejew vorlegte, folgende Bemerkungen auf die Berichte schrieb: „Die beiliegenden Aufrufe des Verbandes vom 17. Oktober in Alexandrowsk sind sicherlich Aufhetzungen gegen die jüdische Bevölkerung" und: „Es sind eine Reihe Aufrufe, die sich gegen die Juden richten". Aber weder der Wirkliche Geheimrat Ratschkowsky noch der Geheimrat Timofejew haben irgend etwas dagegen angeordnet. Inzwischen wurde hingegen der Rittmeister Budogowsky für eine „Belohnung" vorgeschlagen. Aus dem Briefe des Schriftstellers Obolewsky unter der Adresse des Ministerpräsidenten, des Grafen Witte, wissen Ew. Hochwohlgeboren schon, daß die Agitation zur Vernichtung der Juden, welche vom Verband vom 17. Oktober in Alexandrowsk unter dem Einfluß des Rittmeisters Budogowsky und mit stillschweigender Genehmigung des Wirklichen Geheimrats Ratschkowsky geführt wurde, ihr Ziel erreicht hat. Man erwartet den Judenpogrom in Alexandrowsk für den 19. Februar. Die geschilderte Tätigkeit der genannten Beamten, die zu inneren Kämpfen in der Bevölkerung führt und Stimmungen schafft, die nur der revolutionären Bewegung günstig sind, ist ein Verbrechen, das im § 341 des Gesetzes vorgesehen ist. Ueber das alles habe ich die Ehre Ew. Hochwohlgeboren zu berichten."

Hier haben wir also den offiziellen Bericht eines hohen Polizeibeamten an seinen höchsten Vorgesetzten, den Minister des Innern, in dem klipp und klar gesagt ist, daß die Polizei in Alexandrowsk, einer kleinen Stadt von 19 000 Einwohnern, darunter 5000 Juden, unter Duldung des Petersburger Polizeidepartements einen Pogrom vorbereitet und mit Hilfe der „echt russischen Leute" so trefflich organisiert hat, daß der Berichterstatter den Pogrom bis auf den Tag genau voraussagen konnte. Und in diesem Bericht wird ohne Rückhalt das Treiben der Polizei als Verbrechen bezeichnet, das unter die Strafgesetze fällt. Aber handelt es sich nicht vielleicht auch bei diesem Dokument um eine Mystifikation? Nun, in diesem Falle müssen auch dem mißtrauischsten Leser alle Zweifel schwinden. Der Hauptinhalt dieses Dokuments stand nämlich eines schönen Tages im Jahre 1906 in dem angesehenen Petersburger Kadettenblatt, im „Rjetsch". Es war die Sensation des Tages. Der Minister des Innern war außer

Digitized by Google

sich, der Ministerpräsident nicht weniger, denn das Dokument war echt. Aeußerst fatal! Der Duma ließ sich nichts mehr vormachen. Sie kannte ja schon längst den inneren Zusammenhang zwischen Minister des Innern und besonderer Polizei, und wie die verantwortliche Regierung die unverantwortliche Nebenregierung so vorzüglich als Rückendeckung zu benutzen versteht. Man erinnere sich nur an das, was im dritten Aufsatz über den „Dschingischan mit Telephon" gesagt wurde. Jetzt versagte endlich einmal diese Rückendeckung. Aber auch die beliebte Geste dem Ausland gegenüber, sich die Hände in Unschuld zu waschen, verlor durch diese fatale Enthüllung an Sicherheit und Wert. Der Sensation des Tages folgte auf dem Fuß eine noch größere Sensation. Die Regierung suchte mit größter Energie nach dem Beamten, der diese Indiskretion begangen hatte. Auf Grund langer Erfahrungen glaubte sie ihn unter den mittleren und niederen Beamten der besonderen Polizei finden zu können. Da schrieb der allgewaltige Chef der besonderen Polizei, von dem wir eines vernünftigen Gedankens wegen schon einmal Erwähnung taten, Lopuchin, einen offenen Brief an den Ministerpräsidenten Stolypin, in dem er erklärte, damit die Regierung nicht weiter niedere Beamte seines Ressorts verdächtige, so teile er mit, daß er selbst das Dokument habe an die Oeffentlichkeit gelangen lassen, weil er die ganze Pogromwirtschaft für eine der schwersten russischen Unglücksfälle halte.... Tableau, und im Regierungs-Blätterwald wird es still.

Zeitgeschichte

Süddeutsches Reich, Katholizismus und „Vive la France"

In der „Aktion" behandelt ein bekannter Kulturpolitiker unter dem Pseudonym Nikodemus — und läßt diesmal, vielleicht aus Scham, seinen ebenfalls pseudonymen Nachnamen Schuster fort — „die Zeitungen" und „die Politiker" mit der überlegenen Verachtung, die.. sie verdienen mögen, in allen Fällen, wo.... der Höhergewachsene nicht von ihnen abschreibt. Diese Welt des Nikodemus beherrscht indes jeder Leitartikler jedes Provinzblattes.

Und gestaltet sie nicht anders.

Und hilft der Zurechtgekneteten nicht anders in die gleichen besseren Bahnen.

Digitized by Google

Und läßt sie ebenso vor seinen entzückten Schöpferblicken funkeln.

Oesterreich einer slavisch-ungarischen Union, Oesterreichs Kulturträger, die Deutschen, einem neu zu bildenden süddeutschen Reich von Wien bis Straßburg!

Wie? Was?

Nun, „Voraussetzung ist, daß die klerikalen Parteien in diesem süddeutschen Reich keine Rolle spielen".

Sondern? Nikodemus Schuster: sondern? Welche Parteien sollten in diesem ganz katholischen Reich die Rolle spielen?

Nikodemus antwortet gelassen:

„Wir haben an dreißig Jahren Religionskrieg und deren Folgen mehr als genug. Der Papst müßte eine nichts als italienische Angelegenheit werden und wir so weit kommen, nichts als deutsch-katholisch zu sein. Auch dafür sind schon Bedingungen gegeben; unsere katholische Emanzipation von Rom ist eine Frage der nächsten dreißig Jahre."

Die „katholische Emanzipation von Rom", das war die Reformation. Was Nikodemus erwartet, wäre ihre Vollendung in Deutschland, das damit aus der Reihe der katholischen Länder ausschiede. Worauf Nikodemus nichts übrig bliebe, als den Katholizismus wieder aus Frankreich einzuführen, das antiklerikal und gut katholisch ist und bis dahin auch geblieben wäre.

„Der Antiklerikalismus", hat schon der gerissene Gambetta ausgerufen, „ist kein Exportartikel."

Tatsächlich gäbe es ein sicheres Mittel, Frankreich wieder klerikal zu machen, und das wäre, Deutschland in das antiklerikale Sektierertum zu treiben.

Ein „süddeutsches Reich in Bündnisschaft und allen Münz-, Zoll-, Militär-Einheitlichkeiten mit einem norddeutschen Reich"?

Alter Balg im historischen Gerümpel! Mit dem einen Fuß schaut der napoleonische Rheinbund heraus, und die andere Klaue gehört einem Metternich'schen Steckenpferd. Die Bündnisschaft mit dem norddeutschen Reich war und bliebe aber immer mehr als zweifelhaft.

Und welches „norddeutsche Reich" wäre blöd genug, sich die automatische Bremse eines solchen Bündnisses anlegen zu lassen, blöd bis zum Selbstmord?

Das Problem Oesterreich-Ungarn wird von Rußland gelöst werden, nicht von uns.

Welche Lösung vermutlich Frankreich und England an unsere Seite bringt. Zum größeren Ruhm des europäischen Geistes.

Digitized by Google

Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich auf prophetische Wunschträume mit einem heftigen, wachen, aber ebenfalls der Erfüllung fernen Wunsch antworte.

Hermann Wendel rief im Reichstag: „Vive la France". Gerade so gut hätte er in einer fahrenden Elektrischen „Weylas Gesang" von Hugo Wolf anstimmen können.

Das hindert nicht, daß Hunderttausende diesen Ruf weiter verfolgen....

R. Schickele

Kultur und Politik

Als Stambulow auf offener Straße unter passiver Anteilnahme der Polizei ermordet wurde, fand ein einziger Großmachtsvertreter in Sofia das richtige Wort. Er versagte dem damaligen bulgarischen Ministerpräsidenten einen Händedruck mit nachstehender Unzweideutigkeit: „Ja glauben Sie denn, daß ich einem Mörder die Hand reiche?" — Es war der Engländer.

Als das Königspaar Alexander und Draga von aktiven serbischen Offizieren abgeschlachtet wurde, rief nur eine Großmacht sofort ihren Gesandten ab, weil sie ihrem diplomatischen Vertreter nicht zumuten wollte, an der Belgrader Hoftafel mit Mördern über Tisch zu sitzen.

Es war England.

Und heute nach der Tragödie von Serajewo, ist es das führende englische Blatt, welches ganz abgesehen von seinem politischen Standpunkt, zwar nicht so viel an Entrüstung, wie die Presse anderer Länder aufbringt, aber den dringenden, ernsten Rat an die Adresse Serbiens richtet, sofort und ohne österreichische Forderung — aus eigener Initiative, eine strenge Untersuchung gegen die beteiligten in seinem Lande einzuleiten.

Ist denn England der einzige Anwalt von Kultureuropa?....

Die Studienkommission der Carnegiestiftung, die sich sofort nach Abschluß des Bukarester Friedens nach Mazedonien begab, um zuverlässiges Material über die behaupteten Greueltaten der Balkanarmeen an Ort und Stelle zu sammeln, hat nunmehr ihren Bericht fertiggestellt, der auf 500 Druckseiten Daten enthält, welche die wahnwitzigsten Vorstellungen von tierischer Brutalität, von Rassenhaß und Kulturlosigkeit noch weit hinter sich lassen. In Vorträgen, privaten Versammlungen und Vereinen Deutschlands, werden diese Schilderungen zwar einem gruselnden Publikum vorgesetzt — die offizielle Welt aber will nichts davon wissen....

Politik geht über Kultur.

Digitized by Google

Der Bericht legt fest, daß die königliche griechische Armee, die Griechen und unter ihnen vor allem die griechische Geistlichkeit, den Hauptanteil an den Greueln nahmen. Ohne die Bulgaren und Serben freizusprechen, die unter Umständen auch ihren Mann stellten. 500 Dörfer wurden in Mazedonien zerstört und 30 000 Menschen massakriert. Alles das — außerhalb des Schlachtenbereiches. Nur zur Vernichtung der anderen Nationalitäten und Rassen. Es hatte sich z. B. bei den griechischen Truppen ein ganzes System herangebildet, nach welchem die Ausrottung der nichtgriechischen Bevölkerung betrieben wurde. Zuerst wurden die hübschesten Mädchen und Frauen von der Kavallerie herausgeholt, den Offizieren zugeführt, vergewaltigt und dann zumeist en masse abgeschlachtet. Die Mannschaften nahmen dann mit den Resten der Weiblichkeit vorlieb — bis zu den ältesten Weibern. Die griechischen Popen nahmen an der Vergewaltigung und Massakrierung den lebhaftesten Anteil.

Diese Greueltaten ließen sich heute noch durch die Schandtaten der griechischen Epiroten gegen die albanische Bevölkerung wirksam ergänzen. Gewiß führten Albaner den zwar legitimen Verteidigungskampf ihres Gebietes auch nicht mit Rosenwasser — aber auch hier galt den heiligen Bataillonen des Herrn Zographos, der nebenbei gesagt, oft die Gastfreundschaft Münchens genießt, zumeist unter Führung von aktiven, hellenischen Offizieren, der Grundsatz der Ausrottung der anderen Rasse. Und diese Kämpfe sind wieder aufgenommen worden. —

Wieder sitzen die Großmächte im Parterre und sehen dem Schauspiel zu .... Dabei ist der König der Hellenen nicht nur der Schwager des Kaisers, sondern auch preußischer Generalfeldmarschall.

Ohne weiteres sei zugegeben, daß König Konstantin während der Balkankampagnen die Macht über seine Offiziere und Soldaten verloren hatte und auch persönlich den Befehlen zur Ausrottung der Nichtgriechen in Mazedonien ferne stand — aber ein Grund für Kulturdeutsche ist — über das Maß der Rücksichten auf dynastische Beziehungen hinaus — nicht abzusehen, warum es uns etwa enthusiastisch freuen sollte, den obersten Kriegsherrn einer zwar siegreichen, aber mit Greueltaten belasteten Armee — hier im Lager unseres Heeres zu Gast zu sehen.

Der Bericht der Kommission reicht zur Begründung dieses Urteils gerade hin ....

v. S.

Digitized by Google

Wirtschaftspolitik

Staatsmonopole

ali, Zündhölzer, Petroleum, Spiritus, Tabak, Zigaretten, Elektrizität: alles soll vermonopolet sein. Schon Bismarck wollte die Tabakregie. Die Objekte wurden immer wieder von den Staatssozialisten angepriesen, empfahlen sich auch selbst aus Produktivgründen oder aus wachsender Konsumfeindlichkeit. Private Konzentrationen arbeiteten vor. Manchmal weckten Unselbständigkeit, Gründungsunvernunft und Marasmus die Verstaatlichungsidee. Hie und da schrie eine Industrie nach dem Aufschlucken, sie war durch Konkurrenz und Steuern kaput gemacht. Oder fremdem Kapital wurden die Tore so weit geöffnet, daß die Produktion und die Verbraucher tributär wurden. Nicht zuletzt waren fiskalische Interessen maßgebend, früher Rücksichten auf das Eigenleben des Reiches.

So fertig die Ziele dastanden, die Wege waren der Regierung und dem Parlamente dunkel: bis jetzt war es ein Tappen. Siehe Petroleummonopol: eine durchaus unzureichend vorbereitete Sache ohne Beachtung der Bezugsgefahren, der Finanzinterna, der Absatzentwicklung. Heute kümmert der Entwurf im Schrank: die Kalimonopolisierung hat man versäumt und durch das Zögern die Industrie ins Dauerpech, die Regierung um ein rentables Objekt gebracht. Der Bergfiskus ist auf der ersten Etappe elend gescheitert. Neuerdings erst zeigt er eine bessere Taktik. Hibernia ist ein Unfähigkeitsmerkmal, das noch heute die Grubenbarone übermütig macht. Man muß also lernen, vorsichtiger, gerissener, praktischer sein. Jetzt macht das Wehrbeitragsminus wieder Monopolisierungslust. Man spricht von Zigaretten, Elektrizität und auch wohl vom Spiritus. Schon im Januar dieses Jahres hieß es, dem Einnisten des englisch-amerikanischen Tabaktrustes solle durch die Regie ein Ende gemacht werden. So kombinierte man im Anschluß an die Dresdener Zigaretten-Hausuchungen. Das Monopol ist durchführbar. Rohmaterialschwierigkeiten würden kaum entstehen. Es steht kein geschlossener Lieferungskomplex vor den Grenzen. Die Kundenakquisition könnte sehr wohl kaufmännisch gehandhabt, eine allzu blöde Qualitätsuniformierung vermieden werden. Fragt sich, was der Ramsch kostet. Einige sagen 300 Millionen Mark, andere 500 Millionen Mark. Die

Digitized by Google

Rentabilität wird nach der Uebergangszeit auf 100 bis 120 Millionen geschätzt. Mancher Kleinfabrikant, den das Trustkapital arg bedrängt, wäre heilfroh. Verzwickt wäre die Loseisung von den Fremden, ließe sich aber machen. Die Großen würden toben. Vielleicht auch nicht. Die Hilfsindustrien könnte man in ihrem jetzigen Zustande belassen, könnte sie eventuell später übernehmen. Aber präpariert muß die Sache sein, durchberaten und durchgeknetet und wenn man schon die Absicht hat, dann nicht heute auf den Zwischengewinnler, morgen auf einen anderen hören.

Sydow hat sich mit dem Elektrizitätsmonopol schon befreundet. Anscheinend auch das Reich. Man weiß nur noch nicht, wie und was. Was soll man staatlich binden, was frei lassen? Es käme wohl lediglich die Stromversorgung in Betracht. Die Fabrikation ist so diffizil, derart in der Weltkonkurrenz, so variabel und im technischen Fluß, daß die Regie übereilt und ihre Handhabung allzu schwierig wäre. Die Stromverteilung aber ist relativ einfach, eignet sich für den behördlichen Betrieb, läßt sich schematisieren, registrieren. Die Akquisitionsbedenken sind heute schon zu widerlegen. Beispielsweise durch die Erfolge des Technischen Betriebsamtes der Stadt Fürth i. B. Das Verhältnis Kommune — Staat ist allerdings dabei nicht ohne Autonomiegefahren. Doch wird sich auch das überwinden lassen. Licht und Kraft können ebenso staatlich gelenkt werden wie Briefe, Telegramme und Lokomotiven. Die Preispolitik wäre kontrollierbar und einheitlich. Die Gestehungskosten der Produktion müßten sinken. Ein geschickter Maschinen- und Apparate-Vertrag mit den Privatfirmen wäre zu machen. Es wäre durchzusetzen.

Monopolisierungen werden kommen, müssen kommen. Wie aber wäre es mit der Vereinheitlichung, dem Aufgeben der Läppereien, der Erfassung des Reichseinkommens?

Dr. Alfons Goldschmidt

Digitized by Google

Der Jungfernpreis

Novelle von Hugo Salus

V.

Es traf sich gut, daß am nächsten Tage das gute, alte Fräulein aus dem Hause einen Brief von ihrer verwitweten Schwester aus der Hauptstadt bekam, die ihr schrieb, sie sei bereit, die Lina bei sich als Dienstmädchen aufzunehmen, da sie ihr von der Schwester so gut empfohlen worden sei; der Tugendpreis werde sie hoffentlich nicht zu eitel und eingebildet gemacht haben. Das Fräulein kam dann sogleich mit dem Briefe zur Hausmeisterin und erzählte ihr und der Lina davon, sie möge sich nur fertig machen und abreisen. Das empfanden die Beiden als ein Glück, daß sie nun nicht mehr von dem häßlichen Auftritt mit dem Scharrer Michel sprechen mußten, die Lina weinte fast bei der Stelle des Briefes vom Jungfernpreise und dann machten sich Beide sehr beflissen an das Kofferpacken. Als die Lina noch einmal in die Kirche gehen wollte, ging die Mutter mit ihr, damit ihr nichts Schlimmes begegne, und am nächsten Tage fuhr die Lina, nachdem sie noch einen Abschiedsbesuch bei dem alten Fräulein gemacht hatte, in die Hauptstadt in ihre neue Stellung. Dort fand sie bei der alten Dame Arbeit genug, so daß sie in den ersten Wochen gar nicht mehr an ihre Erlebnisse in der Heimat denken konnte. Sie schrieb der Mutter hie und da eine Karte, wie zufrieden sie sei und wie gut die gnädige Frau sie behandle. Die Karten, das wußte sie, würde die Mutter gleich dem alten Fräulein im Hause vorweisen. An den Sonntagen, an denen sie Ausgang hatte, setzte sie ihren Hut mit dem blauen Seidenbande auf, sie hatte an dem Stubenmädchen der nachbarlichen Herrschaft eine Freundin gefunden, mit der ging sie in die Stadt und wunderte sich über das Leben in den Straßen und staunte über all die ungeahnte Pracht der Hauptstadt. Der erzählte sie von ihrem Leben im Kloster und hörte den Berichten der Resi zu, die ihr von ihrem Leben und ihrem Heimatdorfe erzählte.

Als sie ein paar Mal mit einander ausgegangen waren, zog die Resi sie auch schon ins Vertrauen und berichtete ihr von ihrer Liebschaft mit einem Bauernsohne zu Hause, einer Liebschaft, von der seine Eltern nichts wissen wollten, weil sie arm war. Er aber schrieb ihr ganz regelmäßig und sie würden es schon durchsetzen, daß sie einander doch noch kriegen müßten. Sie zeigte der gespannt aufhorchenden und staunenden Lina die Briefe, die ihr der Franz schrieb, Briefe voll Glut und Sehnsucht, in

Digitized by Google

denen er sie an ihre Abende in den Feldern gemahnte und sie immer wieder beschwor, sie möge ihm treu bleiben. Da wurde der Lina ganz warm ums Herz, sie hatte nie dergleichen erlebt und fühlte einen wirklichen Neid auf die Resi, die so etwas Schönes erleben durfte, wenn es auch mit Leid und Schmerzen verbunden war. Sie kämpfte lange mit sich, ob sie der Resi von ihrem großen Erlebnis, dem Jungfernpreis, erzählen solle, als müsse sie sich eigentlich schämen, daß sie den Preis bekommen habe, und sie beschloß denn auch, lieber nichts davon zu sprechen. Die Schärpe freilich, die sie in ihrem Koffer verwahrte, hatte sie der Resi einmal vorgewiesen, was hatte sie denn sonst von ihr, wenn hier in der großen Stadt kein Mensch davon wußte, daß sie doch eigentlich auch was Besonderes vorstellen könnte, wenn sie bloß gewollt hätte. Sie nahm denn an den Sonntag Abenden, wenn sie von ihren Ausgängen heimkamen, unter geheimnisvollen Reden die Schärpe aus ihrem Koffer, schlang sie vor dem Spiegel um die Schulter und streichelte sie, aber die richtige Freude daran wollte sich nicht mehr einstellen. Sie blieb aber brav und fleißig und die gnädige Frau war mit ihr sehr zufrieden. Sie nahm sie auch im Sommer in den kleinen Kurort mit, in dem sie dann mit ihrer Schwester aus Liebenau zusammenkam. Die erzählte ihr von ihrer Mutter und daß in der Heimat gar nichts Neues vorgefallen sei; und sie fragte auch gelegentlich, ob sie denn auch die blaue Schärpe noch besitze. Da wies ihr sie die Lina vor, das Fräulein ruhte nicht eher, als bis sie sie umgeschlungen und sich in diesem Schmucke ihrer gnädigen Frau gezeigt hatte. Da versprach ihr die gnädige Frau, daß sie ihr vielleicht zu Weihnachten erlauben werde, nach Liebenau zu fahren; die Lina hatte gar nicht darum gebeten. Dann kehrten sie im Herbst wieder in die Hauptstadt zurück.

Die Resi kam dann auch bald, da ihre Herrschaft ins Theater gegangen war, zur Lina herüber in die Küche und hatte ihr eine Menge Briefe von ihrem Schatz vorzuweisen. Die lasen sie mit fiebernden Augen bei ihrer Küchenlampe und da konnte es die Lina nicht mehr aushalten, so ganz unbedeutend neben der reich beglückten Resi in ihrem armseligen Schweigen zu verharren, sie erzählte ihr von ihrer traurigen Jugend und von dem Jungfernpreis, den sie vor fast einem Jahre bekommen hatte. Da reichte ihr die Resi die Hand und machte dazu die der Lina eigentlich unverständliche Aeußerung, daß jedes halbwegs anständige Mädchen, ehe es seinen Schatz gefunden habe, den Jungfernpreis verdiene, die Tugend sei aber erst in dem Augenblicke Tugend, in dem man sie verlieren könne, von der kalten Tugend, die man im Kasten verwahre, habe kein Mensch ein Vergnügen. Ob das heißen sollte, von der Jungfernschärpe in ihrem Koffer,

Digitized by Google

verstand die Lina wirklich nicht, sie ärgerte sich aber über die Resi, die eben auch in dem Augenblicke, da sie von dem Tugendpreise erfahren hatte neidisch und abscheulich geworden war, wie die Anderen.

„Das verstehe ich nicht", meinte die Lina.

„Wirst es schon verstehen lernen", sagte die Resi darauf, „laß dir nur jetzt, wenn du dir deinen neuen Hut kaufst, ein rotes Seidenband daraufgeben, und nicht das blaue, dann wirst du es schon verstehen!"

Sie lachte und hob den letzten Brief ihres Liebsten an die Lippen, um ihn recht warm zu küssen. Und weil ihr wohl die Lina, die sie mit traurigen Augen anstarrte, leid tun mochte, sagte sie noch:

„Passen möcht' dir ein Hut mit rotem Band gewiß! Du mußt es nur versuchen."

Das bohrte in den nächsten Tagen immerfort in der Lina herum, sie mußte sich immerfort vorstellen, wie sie mit solch einem Hut mit rotem Band ausschauen würde, und sie blieb, wenn sie am Morgen einkaufen ging, oft bei den Auslagefenstern der Putzmacherinnen stehen, um sich die verschiedenen Hüte anzuschauen. Einen neuen Hut brauchte sie ja ohnehin für den Winter, wenn sie nach Liebenau fahren sollte, sie wollte den Leuten zu Hause doch zeigen, daß sie aus der Hauptstadt komme, und so waren noch keine vierzehn Tage vorüber, so hatte sie auch schon bei einer kleinen Modistin in der Vorstadt einen Hut gefunden, der ihr sehr zusagte und den sie auch kaufte. Der saß sehr mutig auf ihren braunen Haaren, sie freute sich so über den neuen Schmuck, den sie da auf dem Kopfe trug, daß sie gleich eine andere Haltung bekam und ganz anders in die Welt guckte. Und sein Zauber wirkte gewiß auch noch in den nächsten Tagen nach, als sie natürlich wieder ohne Hut einkaufen ging, denn ein junger Mensch, den sie schon früher öfter bemerkt hatte, schaute sie mit so merkwürdig freundlichen Augen an, daß sie erröten mußte, und sprach sie heute sogar an, ob sie ihn denn nicht mitnehmen möchte, da sie doch ohnehin immer den gleichen Weg gingen. Er war ein Student der Medizin und sie hatte ihm gleich beim ersten Mal so gut gefallen, daß er es nun so einzurichten wußte, daß er immer zur richtigen Minute an der Straßenecke stand, wenn sie kam. Er war ein armer Bursch vom Lande, der hier in der Hauptstadt Stunden gab, um sich durchzuschlagen und dabei Medizin studieren zu können. Gott, ein bißchen Liebe sucht jeder Mensch in seinem Alter und dazu schien ihm dies saubere Mädchen, das immer so sittsam durch die Gassen ging, gerade die Richtige zu sein. Er ging neben ihr her und blieb vor den Geschäften stehen, darin sie ihre Einkäufe besorgte, und sie äußerte nur ihre Sorge, daß sie jemand dabei mit ihm sehen könnte.

Digitized by Google

„Ach was!“ meinte er, „wer kümmert sich denn in der Hauptstadt um zwei solche junge Menschen, wie wir sind! Es muß Ihnen, Fräulein, doch auch schon oft bang und einsam zu Mute gewesen sein, daß Sie hier so mutterseelenallein unter den vielen tausend Menschen herumgehen müssen und daß das lauter fremde Menschen sind, von denen Sie nichts wissen und die von Ihnen nichts wissen! Außer daß Sie vielleicht schon hier oder zu Hause einen Liebsten haben! Das sagen Sie mir nur gleich, dann will ich Sie sofort in Ruhe lassen!“

Dagegen mußte sich die Lina natürlich verwahren. Sie schaute fast erschrocken über diese Zumutung zu dem Studenten empor und schüttelte den Kopf.

„Wie können Sie nur so etwas glauben?“ sagte sie flüsternd, „schau ich denn so aus, wie wenn ich einen Liebsten hätte?“

Da lachte er gutmütig und sagte: „Gewiß schauen Sie so aus, jedes hübsche junge Mädchen schaut so aus und soll auch so ausschauen. Da ist doch nichts Schlechtes dabei!“

Die Lina schlürfte mit Behagen die ihr so fremdartig klingenden Worte des jungen Mannes neben ihr ein, ganz tief im Herzen hatte sie das Gefühl: das ist ein Glück, daß der von der unglückseligen Schärpe nichts weiß, würde er mich nicht auch gleich verspotten und auslachen, wenn er davon wüßte?

So gingen sie mit einander durch die Gassen, an der Ecke ihrer Gasse aber verabschiedete sie sich von dem Herrn Otto Bauer, wie er sich genannt hatte, damit sie niemand aus der Bekanntschaft sehe, und erlaubte ihm, ihr zu schreiben, sie erlaubte es ihm gern, weil sie doch auch wie die Resi einmal von einem jungen Menschen einen Brief bekommen wollte; und ging, sich scheu umschauend, ob sie niemand bemerkt habe, nach Hause.

VI.

Nun begann eine Woche der angenehmsten Erregung für die Sommer Lina. Sie wartete morgens auf den Briefboten, ob er ihr nicht einen Brief bringe, sie wollte natürlich verhindern, daß die gnädige Frau den Stadtbrief an sie in die Hand bekomme oder daß die Resi oder die Hausmeisterin von ihrem Briefwechsel erfahre. Und als ihr dann der Postbote den Brief übergeben hatte, dann konnte sie es kaum erwarten ihn zu lesen, es standen so merkwürdige Sachen auf dem Papier, daß ihr beim Lesen ganz schwindelig wurde und daß sie am liebsten gleich zur Resi hinübergelaufen wäre, um ihr den Brief zu zeigen. Sie schämte sich aber gleich darauf, daß ihr so etwas einfallen konnte, sie versteckte den Brief

Digitized by Google

rasch in ihrem Koffer und nahm sich vor, keinem Menschen davon zu erzählen. Und am nächsten Sonntag, da sie wieder mit der Resi hätte ausgehen sollen, schützte sie den Besuch einer Verwandten aus Liebenau vor, mit der sie sich besprochen hätte, und ging rasch aus dem Hause, damit ihr die Resi ja nicht folgen könne. Der Herr Bauer stand schon wartend an der Straßenecke und sie dankte ihm mit ein paar hervorgestammelten Worten für den Brief, sie bat ihn nur schnell aus der Nähe ihrer Wohnung mit ihr fort zu gehen.

Sie hatten Glück, es war ein schöner, ruhiger Herbsttag und so gingen sie auf eine Insel vor der Stadt, auf der sich's ganz hübsch unter den alten Bäumen lustwandelte und wo viele Liebespaare einander zu treffen pflegten. Der Mediziner hatte sie angestaunt, da sie sich heute so vornehm herausgeputzt hatte, er lobte gleich ihren schönen, neuen Hut mit der roten Seidenmasche und die Lina mußte an die Worte der Resi denken, die ihr so gut geraten hatte. Sie sprachen über alle möglichen Dinge, über ihre Jugend und ihr jetziges Leben, und die Lina hörte beflissen den Worten ihres Begleiters zu, der so hübsch zu erzählen wußte. Sie selbst hatte wenig zu berichten, von dem großen Ereignis in ihrem Dasein zu sprechen hütete sie sich wohlweislich, so erzählte sie denn von der Resi und ihrem Schatz und ließ sich auch die Händedrücke ihres Begleiters gefallen, der ihren Worten mit Seufzern folgte.

„Das ist immer wieder die gleiche traurige Geschichte", sagte er, um etwas zu sagen, und als sie hinter einem Pärchen gingen, das auf einem Seitenwege allein zu sein glaubte und sich herzte und küßte, da wurde auch er beherzter und drückte die Lina wärmer an sich. Ihr klopfte das Herz bis in den Hals, sie wußte nicht, ob sie sich wehren oder weinen solle, aber sie gab sich doch seiner zärtlichen Umarmungen hin, schon um das andere Pärchen nicht auf sich aufmerksam zu machen. Dann tranken sie zusammen in dem Inselwirtshaus einen Kaffee, den natürlich der Otto bezahlen wollte, was sie aber unter gar keinen Umständen zuließ. Sie hatte ja auch heute wieder von ihm gehört, wie er sich plagen mußte, um sein armseliges Leben zu fristen. Und abends beim Auseinandergehen fragte sie schon selbst, ob er ihr wieder schreiben werde? „Gewiß", sagte er, „aber Sie müssen mir auch sicher antworten!" Es war ganz dunkel in der Gasse und da zog er sie noch einmal recht eng an sich und gab ihr einen langen, heißen Kuß. Und den erwiderte die Lina mit geschlossenen Augen.

Als sie am nächsten Morgen aus einem glühenden Traum erwachte, da schämte sie sich sehr, aber sie konnte sich doch nicht denken, daß ihr die gescheite Resi diesen Traum gar anmerken konnte, die sprach freilich zu ihr,

Digitized by Google

als wüßte sie etwas von ihrer gestrigen Zusammenkunft mit dem Herrn Bauer; oder tat wenigstens so. Sie fragte die Lina lachend, ob sie schon den neuen Hut aufgesetzt habe oder noch mit dem alten Tugendbande ausgegangen sei. Und als die Lina errötend eingestand, sie habe natürlich den neuen zum ersten Male getragen, da nickte die Resi und meinte: „Das hab' ich mir auch gleich gedacht! Na, viel Glück dazu!"

Sie kamen im Laufe der Woche abends wieder einmal bei der Lina in der Küche zusammen, die Resi wies den letzten Brief ihres Schatzes vor und da, da konnte sich's die Lina nicht versagen, ihr auch ihren Brief zu zeigen und ihr von ihrer Bekanntschaft zu berichten. Und die beiden Mädchen saßen lange bei einander und sprachen immer nur von den gleichen Dingen, eine hörte der anderen kaum zu, es war ja schon Glück genug, von den Dingen, die sie so erfüllten, reden zu können! Und einen anderen Abend, als die Gnädige wieder ausgegangen war, benützte die Lina dazu, den Brief des Bauer zu beantworten. Das machte ihr freilich große Mühe, sie wollte doch einen ordentlichen Brief schreiben, damit der Herr Student nicht gar zu gering von ihr denke. Endlich gelang es ihr doch, die vier Seiten fertig zu bekommen. Sie schickte den Brief ruhig ab. Wie glücklich war sie, als am zweitnächsten Tage sie Bauer wieder einen Augenblick lang beim Einkaufen begleitete und ihr für ihren lieben, schönen Brief dankte. Er hatte jetzt mehr zu studieren und konnte also in der Frühe nicht auf sie warten, und ihr war es auch lieber so, damit sie sich desto mehr auf den nächsten freien Sonntag freuen könne und auf seinen nächsten Brief.

Jetzt verstand sie es gar nicht mehr, warum sie sich früher so nach dem Ausgangssonntag gesehnt hatte, als der noch gar keinen Inhalt hatte, als sie nur allein oder höchstens mit der Resi plan- und zwecklos durch die große Stadt gewandert waren. Aber jetzt! Wie freute sie sich jetzt auf den Augenblick, da sie den Otto schon von weitem erspähte und mit beschleunigten Schritten auf sich zueilen sah! Sie fuhren heute mit der Elektrischen bis ins nächste Dorf vor der Stadt, dort war ein kleines Wäldchen, in dem es freilich jetzt schon recht kalt war, aber die Beiden merkten wenig davon, es gefiel ihnen dort über die Maßen und dann tranken sie ein Glas Bier in der Wirtschaft draußen und hatten viel mit einander zu reden.

Der Mediziner lobte ihre Schrift, er hatte sich wirklich über ihren Brief sehr gefreut, aber er war ein richtiger vierundzwanzigjähriger Pedant und konnte daher die Bemerkung nicht unterdrücken, daß sie noch manchen Rechtschreibfehler gemacht habe, und daher hatte er ihr, damit sie etwas Ordentliches lesen könne, ein Novellenbuch mitgebracht, das er sich in seiner

Digitized by Google

Studentenbibliothek ausgeliehen hatte. Das solle sie nur an ihren freien Abenden lesen, er wolle ihr später gern wieder was Schönes zum Lesen mitbringen. Dann sprach er noch theoretisch und würdevoll von der Verderbtheit der Mädchen hier in der Hauptstadt, wohl auch aus einer gewissen Medizinerbegierde, um auch über ihr bisheriges Verhalten und ihre Gesundheit etwas zu erfahren, sie mußte bei seinem Vortrage unwillkürlich an die Rede des Herrn Katecheten bei der Preisverteilung denken, der auch so schöne Worte gebraucht hatte, aber sie unterdrückte doch lieber vorsichtig jede Antwort auf seine Fragen, was sie dazu sage, und dann gingen sie den ganzen weiten Weg in die Stadt zu Fuß zurück, er erzählte ihr von seinem hübschen Zimmer, das sie sich das nächste Mal ganz bestimmt anschauen müsse, es sei auch schade um das Geld, das sie immer in den Wirtschaften ausgeben müßten, das nächste Mal wolle er sie ganz bestimmt zu sich in sein Zimmer bringen.

Dann nahmen sie lang und zärtlich Abschied von einander, sie mußte ihm immer wieder „lieber Otto!“ und „ich hab' dich lieb“ sagen, und er wiederholte immer von neuem seine Frage: „hast du mich denn auch wirklich ein bißchen lieb, Linerl?“ und gab ihr immer noch einen allerletzten Abschiedskuß, bis sie endlich wie berauscht von dannen wankte. Es war ein wunderschöner Sonntag gewesen.

VII.

Wie langsam und doch, wie rasch vergingen der Lina die vierzehn Tage bis zu ihrem nächsten freien Sonntag! Sie saß nun abends in ihrer Kammer und las mit Andacht und Entzücken in dem Geschichtenbuch, das ihr der Otto geborgt hatte, sie nahm innigen Anteil an den Schicksalen der Liebesleute, die darin geschildert waren, und freute sich darauf mit Otto darüber zu sprechen und sich von ihm über manches Seltsame in dem Buche aufklären zu lassen. Auch mußte sie viel an seine Worte über die Schlechtigkeit der Mädchen in der Hauptstadt denken; dann nahm sie ihre Schärpe aus dem Koffer hervor und das Liebenauer Wochenblatt, darin über die Jungfernpreisverteilung berichtet war und darin ihr Name groß und auffällig gedruckt stand. Sie wußte nicht recht, warum sie diesen Bericht immer wieder lesen mußte, vielleicht kam er ihr wie einer der Geschichten entnommen vor, die in dem Buche standen, oder sie wollte sich vielleicht die Worte des Katecheten recht fest einprägen, mit denen sie dem Otto auf seine Bemerkungen über die schlechten Mädchen hätte antworten können. Sie packte denn auch fast unbewußt die blaue Schärpe und das Zeitungsblatt in ein Papier ein, als sie sich am Sonntag zu ihrem er-

Digitized by Google

sehnten Ausgang fertig machte. Das Päckchen steckte sie in die tiefe Tasche ihres Mantels, sie hatte auch ein paar Kuchen von vorgestern mittag eingepackt, die sie dem Otto mitbringen wollte, in der anderen Tasche verbarg sie das schöne Geschichtenbuch und so ging sie an ihren vereinbarten Zusammenkunftsort. Es war schon recht kalt draußen, der Winter hatte seinen Einzug gehalten und im Freien wäre es ohnehin heute schon unangenehm gewesen, so daß sie bald die vielen Treppen zu Ottos Zimmer hinaufstiegen.

Das war nun das richtige Studentenzimmer fast unter dem Dache. Otto wohnte bei einer Zimmermalerfamilie, die ein schmales Kabinett abgab und die, da ihre beiden eigenen Söhne schon in der Welt draußen arbeiteten, innigen Anteil an dem Zimmerherrn nahmen. Heute Sonntags war das Ehepaar außer Hause, Otto hatte der Frau gesagt, er werde wohl Besuch bekommen und hatte sich ein paar Brötchen vorbereiten lassen, da er auch heute auf seiner Maschine den Tee kochen wollte. Nun zog die Lina ihren Kuchen aus der Tasche und legte ihn auf den Tisch neben die Teemaschine, sie hängte den Mantel an die Wand neben die Kleider Ottos und gab ihm das Buch zurück, dann machten sie sich's recht bequem und Otto zündete das Spirituslämpchen an, damit der Tee fertig werde. Er begrüßte die Lina dann erst recht feierlich in seinem Heim, er zog sie an sich und küßte sie heiß und innig und die Lina gab ihm die Küsse zurück, sie wußte nicht, ob sie von dem vielen Treppensteigen so außer Atem war oder ob ihr die Küsse die Luft nahmen. Dann setzten sie sich an den Tisch, auf dem die Bücher und Papierbögen des Mediziners, vielleicht etwas absichtlich ausgebreitet lagen, er wollte der Lina doch zeigen, wie fleißig er studierte, und dann sprachen sie über die Geschichten, die sie gelesen hatte, und tranken den Tee dazu und schmausten von den Brötchen, die ihnen trefflich schmeckten. Es war sehr gemütlich warm in dem Zimmer und Lina hatte noch nie in ihrem Leben Liebe angefangen und Zärtlichkeiten getauscht, so daß sie im Uebermaß ihrer Gefühle nur stammeln konnte und daß ihr die Tränen des Glücks immerfort über die Wangen liefen.

Als Otto sie dann auf das braune Lederkanapee, das vor seinem Bette stand, genötigt hatte und sich neben sie legte, als er immer zärtlicher wurde und auch ihren Hals und Nacken mit heißeren Küssen bedeckte, da wurde ihr ganz Angst vor lauter Zärtlichkeit, sie drückte den Otto an sich und drängte ihn doch in innerer Scheu immer wieder von sich.

„Ich hab' dich ja lieb", schluchzte sie, „aber ...."

„Was denn für ein Aber? Da gibt's doch kein Aber!" preßte er zwischen den Zähnen hervor und schmiegte sich wieder enger an das zitternde Mädchen heran, dem die Sinne vergehen wollten.

Digitized by Google

„Das darf man nicht!“ wehrte sie sich, „wir tun unrecht!“ Und plötzlich war sie vom Kanapee aufgesprungen, sie wußte wirklich nicht, warum sie es tat, sie stand bei ihrem Mantel und zog die blaue Schärpe aus der Tasche, sie hob die Schärpe hoch in der Rechten in die Luft und wies sie dem sprachlosen Otto vor.

„Ich hab' doch das Band“, rief sie atemlos, „weißt du denn nicht, daß ich den Jungfernpreis habe?“ In der Rechten hielt sie das Band, in der Linken das Zeitungsblatt. Otto war vom Kanapee aufgesprungen, er staunte die Lina an.

„Was hast du?“ rief auch er, nach Atem ringend. „Was hast du da?“

„Den Jungfernpreis!“ wiederholte sie schluchzend, „da kannst du es doch gedruckt lesen, daß ich die Wahrheit sage, weil du immer von der Schlechtigkeit der jungen Mädchen sprichst! Ich hab' doch den Liebenauer Jungfernpreis bekommen!“

Sie reichte ihm das Blatt hin, da zog er sie wieder zu sich auf das Kanapee nieder und dann lasen sie, Kopf an Kopf, den Zeitungsbericht über die Jungfernpreisverteilung. Es war heute genau auf den Tag ein Jahr, seitdem sie damals den Preis bekommen hatte, das Datum wies er ihr, er war seltsam feierlich geworden, als er nun mit halblauter Stimme die Zeitung vorlas, er ließ während des Lesens die Rechte von ihrer Schulter sinken, es war ihm, als dürfe er dies Mädchen, das so vor allen Leuten daheim als tugendhafte Jungfrau ausgezeichnet worden war, nicht mehr umarmen, fast zurechtweisend wirkte das Bewußtsein ihrer anerkannten Reinheit auf seine Leidenschaft, er fühlte eine drohende Verantwortlichkeit für den Schatz, den sie sich so heilig, unbefleckt erhalten hatte, etwas Fremdes, fast Erkältendes hatte sich zwischen ihnen aufgestellt, so daß er nur immer wieder: „das ist freilich etwas Anderes“ sagte, er fühlte sich dieser geänderten Sachlage nicht gewachsen.

„Sei nicht böse mit mir!“ sagte er, „ich wollte dich gewiß nicht beleidigen!“

Nun war i h m wie zum Weinen und da, da geschah das Unbegreifliche, von der grauen Wand ihres angeblich beseligenden Tugendbesitzes hob sich der Lina lockend und leuchtend das winkende Bild eines sicheren, sofort erfüllten Glückes; „warum soll ich nicht auch glücklich sein dürfen, vielleicht besteht das wahre Lebensglück überhaupt nur aus solchen plötzlichen Beglückungen!“ zuckte es ihr unklar durch den Kopf, auf einmal warf sie die Schärpe aus der Hand, sie nahm ihm hastig das Zeitungsblatt weg, sie hatte gefühlt, daß auch diesmal wieder von dem Tugendpreis etwas Frostiges ausgegangen war, sie umschlang plötzlich den Otto mit beiden Armen, „ich hab' dich doch so schrecklich lieb!“ hauchte sie, sie drängte sich

Digitized by Google

eng an ihn, sie überschüttete sein Gesicht mit tausend Küssen, sie lagen auf der blauen Tugendschärpe und feierten ihr Liebesfest.

Es war schon ganz dunkel geworden in dem hohen Dachzimmer an diesem Dezembertage, genau ein Jahr nach der Preisverteilung in Liebenau, wer weiß denn, ob in dem Dämmerlichte da oben die blaue Tugendschärpe nicht errötete! Aber glücklich, glücklich waren die beiden Leutchen da oben in ihrer Kammer, glücklich und trotz alledem voll reiner, heißer und vielleicht sogar tugendhafter Liebe, die wohl so stark von der zerknüllten Schärpe der Jungfer Marie Krombholz auf sie ausstrahlte. Die Schärpe aber mußte die Lina, als sie abends nach Hause wankte, dem Otto in seiner Kammer lassen, „die will ich mir aufheben, die soll mich immer wieder an diese Stunde erinnern! Ich will ihrer und deiner würdig bleiben, die soll uns einmal folgen, wenn ich da draußen irgendwo Doktor sein werde und du, du meine Frau Doktorin! Gott segne das Fräulein Marie Krombholz!"

Das hatte er feierlich gesagt und die Lina hatte dazu die Hände gefaltet und vielleicht das erste Mal ganz aus tiefstem, dankbarem Herzen der Tugendpreis-Spenderin gedacht, der sie sich heute so innig verpflichtet fühlte; gerade heute, ein Jahr nach der Preisverteilung.

„Gott segne das gute, brave Fräulein Krombholz! Sie wird mich weiter beschützen!"

Die Steppen von Akerman

(Nach dem Gedicht von Adam Mickiewicz aus „Sonette aus der Krim")

Von Arthur Nutra

Ich fuhr hinaus auf's dürre Meer der Steppe; gleich dem Kahn
zieht tiefe Furchen in der Halme Flut mein schwanker Wagen,
es rauscht das Gras, die Blumen hör ich an die Planken schlagen
und wie Korallenriffe schließen Hecken mir die Bahn.

Es dunkelt und kein Stein zeigt mir den Weg ins Weite an;
ich blick' empor, ein banger Schiffer will die Sterne fragen —
dort ferne schimmern Wölklein, will's im weiten Osten tagen? ....
der Dniestr blinkt, dort drüben strahlt das Licht von Akerman.

Bleib' steh'n! .... Wie ist es doch so still! .... Die Vögel hör' ich zieh'n,
die nicht des kühnsten Adlers Flug vermag mehr zu erreichen,
ich hör' den Schmetterling sich leise wiegen und entflieh'n

und dort im feuchten Gras die Natter winden sich und schleichen ....
Da halt' ich atemlos mein trunken Ohr der Stille hin — —
hör' ich der Heimat Ruf? .... Fahr' zu! Fahr' zu! kein Laut, kein Zeichen ....

Digitized by Google

Die Marseillaise in Petersburg

Es wird ja zur Zeit ebenmäßig viel geschwindelt in den Zeitungen, aber die kleine Depesche soll, hoffen wir, nicht auch erfunden sein, die aus Petersburg kam: daß die Regierung während des französischen Besuchs das Verbot der Marseillaise aufgehoben habe.

In all dem mühseligen Tamtam der Präsidentenfahrt, die in der öffentlichen Beachtung nicht recht hochkam wegen tausend anderer Geschichten, soll dieser kleine Zug nicht völlig verloren gehen; denn er ist rührend.

Das Revolutionslied fliegt vor dem Patriotismus der Franzosen her, und wenn es auch nicht ganz zu der gepflegten Eitelkeit und befrackten Verbindlichkeit des Herrn Poincaré paßt, so begleitet ihn doch zum mindesten der geschichtliche Rhythmus von Wort und Weise.

Und da es sich schlechterdings nicht vermeiden läßt, daß die Nationalhymnen einander zuklingen, läßt man den eingesperrten Freiheitsgesang auf die Gassen, in die Stuben, in die Säle — heute ist er ja nicht der Fackelträger der Empörung, sondern der Brudergruß an den Verbündeten, die Huldigung an den Tresor der nationalen Erneuerung, Staatsnotwendigkeit, erbetener Volksenthusiasmus.

Auch die Diplomatie hat ihre tieferen Humore. Dazu gehört die Freigabe der Marseillaise für vier Tage in Rußland.

Und seltsam genug: ein Stück von ihr wurde lebendig. Ich weiß nicht, ob die Hunderttausende von Streikenden, die die Zweibundsfeier so respektlos und erfolgreich störten, der Erlaubnis des Ministeriums entsprachen und beim Barrikadenbau den fernen Ohren des auswärtigen Ministerpräsidenten über ein paar Straßen weg die vertraute Weise zusangen, mit anderem Text — ich weiß es nicht. Man mag es sich aber denken.

Und sie mögen etwas ernüchtert haben. Sassonow hat sich bei Viviani wegen der mißglückten Volksbegeisterung entschuldigt — aber sie brauchen eigentlich nichts mehr abzurechnen. Humbert hatte, als Auftakt zur Reise, im Senat die Verwaltungsmängel der französischen Armee beschrieben, was die Russen ein wenig verstimmte — Rußland offenbart den Gästen seine Mobilisierungsmängel: die revolutionäre Spannung der breiten Masse.... peinliche Erinnerung an den japanischen Krieg. Man versteht, daß Sassonow sich entschuldigt.

Poincaré ist abgefahren, ziemlich unbemerkt. Die Marseillaise wurde wieder eingesperrt, ihres Zaubers entkleidet, in Sträflingsgewand gesteckt — aber schön war es doch, daß sie ein paar Tage durch die Luft und Sinne der Russen fliegen durfte. Ihr Tempo ist unverwüstlich, und der Polizei wird es Angst vor dieser westlichen Gastgabe der Höflichkeit. Fridolin

Ulivi

Seit Monaten ging das so. Wenn du zum Parruchiere kamst, knotete dir der Piccolo bereits mit einem emphathischen „Ha, Signore, il nostro Ulivi!“ die Serviette um den Nacken und schmierte dir vor Begeisterung die Seife zwischen die Zähne. Und der Padrone gar drohte, dir mit kunstfertiger Hand die Luftröhre abzuschneiden, wenn du nicht auf der Stelle zugabst, daß Ulivi im Zukunftskrieg sämtliche Flotten der Welt — ausgenommen die automatisch funktionierende französische — mit einem Fingerdruck gen Himmel sprengen würde. Beim Bäcker bekamst du kein Brot und am Schalter kein

Digitized by Google

Billett, es sei denn, du habest der glorioſen Erfindung deinen ausgiebigen Bewunderungstribut entrichtet. Die „Lega Navale", die italieniſche Duodezausgabe unſeres Flottenvereins, geriet mit dem Parlament aneinander, das Parlament mit dem Kriegsminiſterium, das Kriegsminiſterium mit dem Generalſtab, der Generalſtab mit dem Admiralſtab, der Admiralſtab wieder mit der „Lega Navale": in dieſem graziöſen Reigen warf man ſich mangelnden Patriotismus und ungenügende Temperatur in der Beachtung und Bewertung nationaler Erfindungen vor. Das heißt: am meiſten war eigentlich von dem Erfinder die Rede und die Schreibe. Bis ihm gar im alten Dogenpalaſt von Genua durch den Admiral z. D. Köſter, der auf italieniſch Bettàlo heißt, aber ſelbſt phyſiognomiſch faſt ſeinem germaniſchen Gegenſtück gleicht, eine Vorſchußlorbeerkrone aufs bereits etwas gelichtete Haupt geſtülpt wurde. Bloß um Tirpitzen zu ärgern, der, als er noch Millo hieß und bloß Torpedokapitän war, ſowieſo die Dardanellen nicht forcieren konnte und doch der letzte Volksheld vor Ulivi wurde. In Italien, verſteht ſich ....

Denn auf dem Erdenrund hat der „Ingenieur" Giulio Ulivi als letzten halbwegs würdigen Vorgänger lediglich Fritze Voigt weiland Schuſter zu Rixdorf und Hauptmann zu Köpenick. Eigentlich aber muß man auf Giulio Ulivis Landsmann Giuſeppe Balſamo zurückgehen, der ähnlich von Gott und von ſich ſelbſt mit dem Grafentitel von Caglioſtro begnadet war. Giulio Ulivi iſt nämlich der Urheber des ungefähr genialſten Schwindels, der ſeit der Halsband-Affäre überhaupt verſucht worden iſt.

Mittels Strahlen, die irgend eine Weiterbildung oder Neuanwendung der Hertz'ſchen Wellen bilden ſollten, behauptete er jeden beliebigen Sprengkörper auf jede beliebige Entfernung zur Entzündung bringen zu können. Mit einer den dramatiſchen Inſtinkten wie dem Mißtrauen ſeines Publikums gleichermaßen klug abgerechneten Steigerung ging er dabei vor: zunächſt gelangen ihm die Entzündungen auf ein paar hundert, dann auf ein paar tauſend Meter, ſchließlich auf ſage und ſchreibe ſechzehn Kilometer, was etwa dem Aktionsradius der weiteſttragenden Schiffsgeſchütze entſpricht. (Sonſt wäre die „Erfindung" ja auch nicht „praktiſch zu verwerten" geweſen.) Tatſächlich: ſie gelangen. Nur nicht mittels der Strahlen, die er aus einem galanten Grunde mit dem Initial „M" bezeichnete. Sondern, wenn die (wohlweislich von ihm verfertigten, aber nicht von ihm ſelbſt verſenkten) Probebomben den ſchmutzigen Fluten vom Arno oder Tiber einverleibt wurden, einfach durch Einfügung von Chemikalien, die durch die Berührung mit Waſſer ſich entzünden: Calcium oder dergleichen. Das H_2O, das das Waſſer auch der klaſſiſchſten und ſchmutzigſten Ströme bleibt, wurde, ebenſo einfach, durch ein kaum ſichtbares winziges Löchlein zugeführt. Am allereinfachſten aber zog ſich Cäſars Vornamenserbe aus der Affäre, wenn auf ſtürmiſches Drängen Landexperimente verlangt wurden: dann legte er in der Nacht einen Draht nach der Stelle, wo am nächſten Morgen die Bombe eingegraben wurde oder grub ſie auch gleich mit ein. Darüber ſind die Berichte nicht klar. Auf jeden Fall: drahtlos blieb weder die Leitung noch der Leiter. Achtzigtauſend Lire hat er teils in „Experimenten", Auto, Villa- und Laboratoriumbau, Gabelfrühſtücken angelegt, teils über die Grenze geſchafft. Zuſammen mit der hübſchen Tochter eines Gönners

Digitized by Google

und Ammiraglio in riposo, nach derem Rufnamen Maria, vielleicht aber auch nach deren Minorennität die neckischen Strahlen neckisch benannt worden waren. Ob Maria Fornari — hieß nicht des weltberühmtesten Italieners Geliebte ähnlich: Raffaele Sanzios Fornarina? — ihm Weib oder Geisel werden soll, darüber fast allein zerbricht sich der Durchschnitts-Italiener jetzt den so dunklen Kopf. Wahrscheinlich beides zusammen.

Und das ist das entzückend Lateinische an dieser Eulenspiegeli: ihre Intersexualität. Auch bei uns nutzen Abenteurer Frauen aus; aber sie nutzen sie eben aus, und lassen sie dann liegen; wenn sie sie nicht gar dadurch ausnutzen, daß sie sie liegen lassen (in den Betten Dritter nämlich). Aber dieses Mixtum compositum aus technischem Rationalismus und Oeldruckseintimentalität, die Syntheſe aus Schwindel und kaum recht anzweifelbarer Liebe, das ist so romanisch, wie es Heinrich Mann nicht darstellen kann. Das hat Giuli Ulivi doch wieder mit Fritze Voigt allein gemein: die genial intuierende Berechnung nationaler Imponderabilien.

Aber zwei Momente stellen die Genialität des hübschen und auch gewiß hochgebildeten Italieners weit über den plattnasigen, letzten Endes doch recht blöden Halbslawen; die Modernität und der Effekt seines Tricks. Einmal ist es der bisher monumentalste Humbug, der mit technisch-wissenschaftlichen Mitteln in Szene gesetzt worden ist (was für ein Stümper ist etwa Roosevelt mit seinem Fluß dagegen!). Und schließlich: wen hat Schuster Voigt eigentlich zum Besten gehabt? Ein Provinzbehördchen, das, ohne die Nähe der Residenz- und Intelligenzstadt kaum so viel Gelärm und Gelächter abgekriegt hätte, und ein paar biedere Bauernbuben, die durch das bißchen Schwert, das ihnen um die Lenden baumelte, nicht gerade über ihren pommerschen Klippschulverstand hinausgebracht wurden. Aber jener Abkömmling von Olivenbauern, als den ihn sein Name entpuppt, hat monatelang eine hochmögende Regierung, eine noch höhermögende Presse, ein unter der fine fleur der Alphabeten durch Analphabeten ausgesuchtes Parlament, Minister, Generäle, Admiräle, Professoren, Prälaten an der römischen Nase herumgeführt; hat ein ganzes Land in einen Taumel gelockt, der sich in Interviews und Massenversammlungen, in Filmposen und Aktiengesellschaftsgründungen, in Händeklatschen und Evvivagebrüll, in Lorbeerkränzen und Zweckessen, in Telegrammepik und — wenn es (schade!) noch ein bißchen gedauert hätte — auch in Lyrik entlud. Denn ich müßte d'Annunzio schlecht kennen, wenn er nicht schon einen Hymnus auf dem Farbband gehabt hätte, etwa des Titels: Gesta dell'ingenio tecnico italiano....

Harry Kahn
(Torre die Terrarossa)

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Pebeco

verhindert den Ansatz von Zahnstein, erhält die Zähne rein und gesund, hinterläßt im Mund einen kräftigen, nachhaltig erfrischenden Geschmack, belebt die Schleimhäute und das Zahnfleisch und erhöht dadurch die Widerstandsfähigkeit der Zähne.
Grosse Tuben 1 M. Kleine Tuben 60 Pf.

Auf Expedition

Von Paul Rohrbach

n Kamerun sagt man „Expedition", in Ostafrika „Safari" und in Südwest „Pad". Wer die drei Kolonien kennt, kann an den drei Worten ein Stück Kolonialgeschichte und Kolonialpsychologie ablesen. Als wir zuerst nach Kamerun kamen, dehnte sich an der ganzen Küste entlang viele Tage, ja Wochen weit landeinwärts nur der dunkle wegelose Urwald. An der Eingangspforte des Kamerunbeckens saßen die Dualas und machten eine Sperre, damit kein weißer Kaufmann selber an das Elfenbein der Binnenstämme herankam, und keiner von den Wald- oder Graslandleuten auf die Hulks im Wurifluß, auf denen die Weißen früher, als sie noch nicht Herren im Lande waren, wohnten und ihre Waren hielten. An der Batangaküste im Süden gab es überhaupt keinen Verkehr, weil sieben Tagemärsche weit hinter Kribi der Wald unbewohnt war. Erst Dominik ließ den Weg durchschlagen, holte Leute heran und befahl ihnen, Dörfer zu bauen und Pflanzungen anzulegen, damit sich Trägerkarawanen verproviantieren konnten. Weit hinter dem Walde, in Adamaua, stieß man auf Stämme von hoher afrikanischer Kultur. Der Wald war geschichtslos; darum nahm man für das Eindringen in die Wildnis das mitgebrachte europäische Wort: Expedition.

Ostafrika dagegen war schon Jahrtausende lang von arabischen Handelszügen begangen worden, als es deutsch wurde. Wir haben ein Segelhandbuch, das bald nach der Zeit Christi verfaßt wurde, den Periplous des Roten Meeres (d. h. des westlichen Indischen Ozeans). Darin heißt es schon, man importiere nach Ostafrika Zeuge, Waffen und Spirituosen und hole von dort Elfenbein, Schildpatt, Aromata und Sklaven. Von den Arabern, die zu

Digitized by Google

diesem Zweck ins Innere gingen, hörten die Gewährsleute des Klaudius Ptolemäus von den hohen Bergen unter dem Aequator, und daß der Nil aus großen Seen käme. Unter arabischem Einfluß bildete sich eine halbzivilisierte Küstenbevölkerung, und in ihrer Sprache, in Kisuaheli, nannten auch die Europäer den Marsch ins Innere mit dem alten Wort Safari.

Aehnlich war es, als wir nach Südwestafrika kamen. Schon seit dem 17. Jahrhundert knarrte der Ochsenwagen, den die Nachkommen der ersten holländischen Kolonisten am Kap gebrauchten, durch die Steppe; und die Rinder der Hottentotten und Bantustämme lernten das Joch des Buren auf dem Nacken tragen. Die Räderspur, die sich durch Grasfeld, Sand und Klippen zieht, ist die Pad und mit diesem niederdeutschen Wort wird auch die Reise bezeichnet. Man geht „auf die Pad" und wünscht sich „gute Pad". Ein Unterschied ist freilich zwischen dem Süden und den afrikanischen Tropen. Im Herero- und Namalande fährt man und reitet man, denn dort ist der tödliche Feind der Rinder und Pferde, die Tsetse, unbekannt; in Tsetsegebieten dagegen, wozu Ostafrika und Kamerun großenteils gehören, geht man zu Fuß oder läßt sich tragen. Alle die großen klassischen Expeditionen, durch die Innerafrika entschleiert wurde, die Reisen Livingstones, Stanleys, Wißmanns, Peters u. a., Zehntausende von Kilometern, sind als Fußmärsche ausgeführt worden. Seit die europäische Verwaltung aufkam, und die Ansprüche über das Pionierzeitalter hinaus wuchsen, sucht man Reitpferde hinzubringen, wo es nur irgend geht, aber ich kenne viele alte Afrikaner, die, auch wo sie heute reiten könnten, die harte Gewohnheit des Marschierens an der Spitze der Karawane freiwillig beibehalten haben.

Ob Pad, Safari oder Expedition — die Hauptregel heißt: keine unnützen Ansprüche! Am schönsten ist es in Südwest. Auf der Ochsen- oder Maultierkarre liegen Proviant und Decken, Wasserfaß, Feldtisch, Feldstuhl und Eisenblechkoffer. Zur Mittagsrast und Nachtruhe wird ausgespannt, der Bambuse kocht und schmort aus der Konservendose — „Tin" sagt der Afrikaner

Digitized by Google

meistens — oder von einem geschossenen Stück Wild irgend etwas zusammen. Der geröstete Kaffee wird mit dem Gewehrkolben im Deckel des Kochgeschirrs zerdrückt, wer „Fettlebe" machen will nimmt auch Dosenmilch und Zucker mit, aber oft genug sieht die Brühe nicht von Milch, sondern von Lehmwasser wie Milchkaffee aus, und zur Nacht gibt es ein Schaffell als Matratze, einen Woklach zum Zudecken und den Sattel unter den Kopf. Ich habe ein paar hundert Nächte so geschlafen und bin jedesmal von neuem glücklich, wenn ich unter einem südafrikanischen Dornbusch liege und das Kreuz und die Maghellenischen Wolken über mir sehe. Wenn man sich hinlegt, ist manchmal eine Decke zu viel; nach Mitternacht wacht man auf und zieht sich fröstelnd die zweite über; eine Stunde vor Sonnenaufgang klappern einem manchmal unter drei Wolldecken die Zähne vor Frost und im Juli—August kommt es vor, daß man beim Aufstehen eine dünne Eishaut in der Blechwaschschüssel eindrücken muß.

Das wunderbare Schlafen unter freiem Himmel ist in den Tropen leider nicht möglich. Auch in der Trockenzeit muß der Europäer dort sein Zelt und sein Feldbett mitführen, demnächst sind die wichtigsten Stücke Moskitonetz und Badeschüssel. Zelt, Bett, Tisch und Stuhl sind zusammen fünf Trägerlasten. Ein halbes Dutzend Koffer braucht der Europäer für Kleidung, Wäsche, Stiefel u. dergl. Auf weite Reisen, wie auf meiner Expedition nach Neukamerun — 40 Tagemärsche von Kribi bis Singa am Ubangi — müssen eine Menge Proviantlasten mitgenommen werden: Mehl, Zwieback, Zucker, Kaffee, Kakao, Fleisch-, Obst- und Gemüsekonserven, Petroleum, Kerzen, Munition, Apotheke u. s. w. Unter 20—25 Lasten geht es kaum ab. An Bedienung braucht man einen Boy, einen Koch und einen Waschmann. Wer im amtlichen Auftrage oder mit Regierungs-Empfehlung reist, bekommt auch noch einen oder zwei schwarze Soldaten mit. Natürlich sind auch in Innerafrika die Ansprüche verschieden. Als ich mit Oberstabsarzt Kuhn auf der Schlafkrankheits-Expedition in Neu-Kamerun war, trafen wir eine englische Dame in mittleren

Digitized by Google

Jahren, die aus purem Wissenseifer in Afrika umherzog. Sie hatte ein winzig kleines Zelt, übernachtete aber meist in Negerhütten, ein paar Kleidungsstücke, ein Kochkessel und als eisernen Proviant eine Last Reis. Auch wer Sinn für das Spartanische auf Expedition hat, kann aber über solche Einfälle nur die Achsel zucken, denn der Reisende riskiert dabei sein Leben, das er doch durch sein Unternehmen bereichern will.

Es gibt vielerlei gesundheitliche Vorsichtsmaßregeln in Afrika. Die drei ersten heißen: nimm vorbeugend Chinin, trinke kein ungekochtes Wasser und sei vorsichtig mit Alkohol. Die vierte heißt: schlafe nicht in Negerhütten und meide jede intime Berührung mit dem eingeborenen Wesen. Die Hütten, und auch die häufig gebrauchten Karawanen-Raſtplätze sind nicht nur voll gewöhnlichen Ungeziefers, sondern auch voll Zecken, die gefährliche Krankheiten übertragen können. Außerdem gehört im tropischen Innerafrika gute Ernährung und Körperpflege für den Europäer nicht allein zu den Annehmlichkeiten, sondern auch zu den Notwendigkeiten des Daseins. Kraftproben sind töricht; die kann man eher in Südwest machen. Wer vernünftig lebt und auf die Forderungen des Klimas Rücksicht nimmt, vor allem die vier oben genannten Regeln beobachtet, braucht in Kamerun oder Ostafrika auf einer größeren Expedition kaum mehr gesundheitliche Besorgnisse zu haben, als auf einer Fußwanderung in Europa. Das Unheil fängt meistens erst dort an, wo die Leute glauben, sie könnten in Innerafrika ebenso leben und namentlich ebenso viel Spirituosen konsumieren wie zu Hause. Mit Malaria, mit Dysenterie und vielleicht sogar mit der Schlafkrankheit ist es für den Europäer leichter fertig zu werden, als mit dem afrikanischen Alkoholteufel. Der ist der eigentliche Schrittmacher für die Tropenkrankheiten.

Wie sieht ein Expeditionstag aus? Früh um halb fünf wird das Lager geweckt. Eine Stunde später, sobald das erste Dämmerlicht den Weg erkennen läßt, muß abmarschiert werden, um vor der größten Tageshitze wieder Lager schlagen zu können. Die

Digitized by Google

Träger schnüren ihre Lasten, der Koch bereitet Frühstück, der Boy serviert bei Laternenschein, das Zelt wird abgebrochen, das Bett zusammengepackt. Wer von den Negern von gestern noch etwas übrig hat, verzehrt es zur Stärkung, dann wird bei den Lasten angetreten, ein Pfiff des schwarzen Steadmans oder begleitenden Soldaten und die Karawane setzt sich in Marsch, der Weiße voraus. Ein leichter Eingeborenenspeer dient ihm häufig als Stock, die Boys tragen Gewehr, Feldflasche, Kamera. Fünf Marschstunden, auf die einschließlich der Pausen selten mehr als 20 Kilometer gerechnet werden können, sind der Tagesdurchschnitt. Der Europäer könnte mehr machen, aber die Träger mit 60 Pfund auf dem Kopf haben reichlich genug damit. Tageslohn und Verpflegung, die auch für den Rückmarsch der abgelösten Träger gewährt werden muß, machen eine Mark pro Kopf aus. Mit den Dienerlöhnen und den sonstigen Ausgaben kostet also die Fortbewegung für jede 20 Kilometer im Durchschnitt vielleicht 50 Mark — in Deutschland auf der Eisenbahn 1. Klasse Schnellzug 1.50 Mark! Um 11 Uhr spätestens sollte man an Ort und Stelle sein. Dann wird dem Dorfhäuptling aufgegeben, wie viel Verpflegung von den Feldern herbeizuschaffen ist. Meist dauert das einige Stunden; dann fangen die Träger zu kochen an. Für den Weißen ist das Zelt aufgeschlagen, Bett und Liegestuhl im Schatten eines Baumes bereit gestellt, und vor allen Dingen, wenn kein kühler Bach oder Fluß ohne Krokodile und Glossinen (Schlafkrankheitsfliegen) beim Dorfe fließt, kommt die Badeschüssel ins Zelt. Man wechselt Wäsche und Anzug, streckt sich in den Stuhl, raucht eine Zigarre, wenn man welche hat, und wartet aufs Essen. Nach dem Essen Siesta, und darnach Arbeit. Die sieht je nach dem Zweck der Reise sehr verschieden aus: Tagebuch führen, Ethnographika sammeln, zoologische und botanische Objekte präparieren, Eingeborenenpalaver, ärztliche Untersuchungen, Linguistik, Rutenaufnahmen.

Um sechs Uhr sinkt die Sonne und eine halbe Stunde später ist es Nacht. Das Abendbrot kommt und je nach Lust und Kraft

Digitized by Google

geht es dann beim Schein der Expeditionslampe mit Schreiben und Präparieren noch weiter oder nicht. Die schönste Stunde ist abends nach dem Essen am Lagerfeuer beim Mondschein, wenn das Laub der Mangobäume sich leise bewegt, Singsang und Schwatzen und Tanzgestampf von den entfernt gelagerten Trägern herüberdringt und das Bewußtsein einer guten Tagesleistung den Reisenden erfreut.

Erinnerung an Asien

Von Hermann Hesse

Wenn ich mich jetzt, drei Jahre nach meiner malayischen Reise, an den Osten erinnere, so sehe ich die Einzelbilder jener Reise in ihrer Gegenständlichkeit leicht getrübt und verallgemeinert, es ist Colombo von Singapore, Ippoh von Kuala-Lumpur, der Batang Hari vom Moesi nicht mehr so scharf in umrissener Individualität abgetrennt und verschieden. Dafür treten einige große Zusammenhänge deutlicher hervor. Wenn man mich heute nach genauen sichtbaren Einzelheiten aus Palembang oder Penang oder Djambi fragt, so muß ich suchen und habe einige Mühe, Greifbares hervorzubringen; wenn man mich aber nach dem Wert und den Haupteindrücken meiner ganzen Reise fragt, so weiß ich besser und rascher Bescheid als damals gleich nach der Heimkehr.

Von den Wochen, die ich in Städten und Wäldern der Malakka-Halbinsel und Sumatras zugebracht habe, sind mir folgende Haupteindrücke als Erlebnisse geblieben, zusammengeschmolzen und kombiniert aus hundert kleinen gesehenen Einzelheiten.

Der erste und vielleicht stärkste äußere Eindruck, das sind die Chinesen. Was ein Volk eigentlich bedeute, wie sich eine Vielzahl von Menschen durch Rasse, Glaube, seelische Verwandtschaft und Gleichheit der Lebensideale zu einem Körper zusammen-

Digitized by Google

balle, in dem der Einzelne nur bedingt und als Zelle mitlebt wie die einzelne Biene im Bienenstaat, das hatte ich noch nie wirklich erlebt. Ich hatte Franzosen von Engländern, Deutsche von Italienern, Bayern von Schwaben, Sachsen von Franken zu unterscheiden gewußt, schließlich aber doch nur von den Engländern den Eindruck einer in ihrer Eigenart gepflegten, auf Rasse und Geschichte stolzen Volksgemeinschaft bekommen, und daran war das niedere Volk unbeteiligt. Bei den Chinesen sah ich zum erstenmal die Einheit eines Volkswesens so absolut herrschen, daß alle Einzelerscheinungen darin ganz und gar untergehen. Aeußerlich und malerisch kann man von Malayen, Hindus oder Negern denselben Eindruck haben, Farbe, Kostüm und Lebensführung uniformieren alle diese Massen zu höchst sichtbaren Einheiten. Aber bei den Chinesen war von allem Anfang an der Eindruck eines Kulturvolkes da, eines Volkes, das in langer Geschichte geworden und gebildet ist und im Bewußtsein der eigenen Kultur nicht nach rückwärts, sondern in eine tätige Zukunft blickt.

Etwas völlig anderes ist der Eindruck, den die Naturvölker machen. Zu ihnen rechne ich die Malayen, trotz ihres Handels, ihres Mohammedanismus und ihrer äußeren Zivilisationsfähigkeit durchaus mit. Den Chinesen gegenüber war mein Gefühl zwar stets eine tiefe Sympathie, aber gemischt mit einer Ahnung von Rivalität, von Gefahr; mir schien, das Volk von China müssen wir studieren wie einen gleichwertigen Mitbewerber, der uns je nachdem Freund oder Feind werden, jedenfalls aber uns unendlich nützen oder schaden kann. Nichts davon bei den primitiven Völkern. Auch sie erwarben sofort meine Liebe, aber es war die Liebe des Erwachsenen zu jüngeren, schwachen Geschwistern, zugleich auch erwachte das Schuldgefühl des Europäers, der an diesen Völkern bis heute nur Dieb, Eroberer und Ausbeuter geworden ist, noch nicht helfender und führender Bruder, mitleidiger Freund, helfender Führer. Daß aus diesen braunen gutartigen Völkern große Gefahren oder Gewinne für unsere Kultur zu erwarten seien, ist ohne jede Wahrscheinlichkeit. Daß aber

Digitized by Google

die Seele Europas ihnen gegenüber voll von Schuld und ungebüßter Sünden starrt, läßt sich nicht leugnen. Die unterdrückten Völker der Tropenländer stehen unserer Zivilisation als Gläubiger mit älteren und gleichbegründeten Rechten gegenüber wie etwa die Arbeiterklasse in Europa. Wer im eigenen Automobil im Pelz an Arbeitern vorüberfährt, die müde und frierend nach Hause gehen, kann keine ernsteren Gewissensfragen an sich stellen als wer auf Ceylon oder Sumatra oder Java als Herr zwischen lautlos bedienenden Farbigen lebt.

Der dritte starke Eindruck meiner Reise war der Urwald. Ich kenne die neuesten Theorien über die Urheimat der Menschen nicht; für mich bleibt, zumindest symbolisch, der tropische Urwald die Heimat des Lebens, der einfache primitive Tiegel, in dem aus Sonne und nasser Erde lebendige Formen gebraut werden. Wir, die wir alle in Ländern leben, deren natürliche Produktionskräfte fast bis zur Grenze ausgebeutet, zumindest gekannt und gemessen sind, wir stehen mit unserem an Zahlen und Maße gewöhnten Denken inmitten des Urwaldes wie an der Wiege des Lebens, und ahnen dort mit Staunen, daß die Erde noch kein erkalteter Stern in späten schwachen Zuckungen ist, sondern noch zeugenden Urschlamm kennt. Eine Flußfahrt zwischen Krokodilen, Reihervölkern, Adlern und großen Katzen, oder ein Waldmorgen, wenn im gelb durchsonnten Geäst der filzigen Waldwildnis große Affenfamilien den Tag mit Gebrüll begrüßen, das ist für den an scharf begrenzte Felder, sorgsam gezogenen Wald und regulierte Revierjagd Gewöhnten ein wunderbares und mächtiges Erlebnis. Dazu der Geruch von Gefahr und das Gefühl von der Wertlosigkeit des Einzellebens, wenn man im feuchten dampfenden Dschungel nach Vögeln oder Schmetterlingen geht, Geheimnis und mögliche Gefahr auf allen Seiten, geiles Pflanzenwachstum und üppig brütendes Tierleben auf jedem Quadratfuß. Und die alte, selbstverständliche, in Europa doch tausendmal vergessene Herrschaft der Sonne! Das elementare Einbrechen der Nacht, die alles bis zum Grunde

Digitized by Google

verwandelt, und das Aufglühen des raschen Morgens, der das Leben wiederbringt, das unendlich rasche und heftige Entstehen und Austoben der Regen und Gewitter, der warme, leicht animalische Geruch der nassen fruchtbaren Erde, dies alles ist für uns wie eine geheimnisvolle und lehrreiche Rückkehr an die Quellen unseres Lebens.

Schließlich aber ist doch ein menschlicher Eindruck der stärkste. Es ist der der religiösen Ordnung und Gebundenheit all dieser Millionen Seelen. Der ganze Osten atmet Religion, wie der Westen Vernunft und Technik atmet. Primitiv und jedem Zufall preisgegeben scheint das Seelenleben des Abendländers, verglichen mit der geschirmten, gepflegten, vertrauensvollen Religiosität des Asiaten, er sei Buddhist oder Mohammedaner oder was immer. Dieser Eindruck beherrscht alle anderen, denn hier zeigt der Vergleich eine Stärke des Ostens, eine Not und Schwäche des Abendlandes, und hier fühlen sich alle Zweifel, Sorgen und Hoffnungen unserer Seele bestärkt und bestätigt. Ueberall erkennen wir die Ueberlegenheit unserer Zivilisation und Technik, und überall sehen wir die religiösen Völker des Ostens doch ein Gut genießen, das uns fehlt und das wir eben darum höher stellen als alle jene Ueberlegenheiten. Es ist klar, daß kein Import aus Osten uns hier helfen kann, kein Zurückgehen auf Indien oder China, auch kein Zurückflüchten in ein irgendwie formuliertes Kirchenchristentum. Aber es ist ebenso klar, daß Rettung und Fortbestand der europäischen Kultur nur möglich ist durch das Wiederfinden seelischer Lebenskunst und seelischen Gemeinbesitzes. Ob Religion etwas sei, das überwunden und ersetzt werden könne, mag Frage bleiben. Daß Religion oder deren Ersatz das ist, was uns zutiefst fehlt, das ist mir nie so unerbittlich klar geworden wie unter den Völkern Asiens.

Digitized by Google

Schwedisches Schicksal

Von Stefan Großmann (Malaen in Schweden)

äbe es ein Wahlvaterland, ich wählte Schweden. Seit zehn Jahren bin ich nun das fünfte Mal hier oben in Schweden, die vorigen Male, da ich noch ein freier Mann war, blieb ich ein Vierteljahr droben. Ich bin durch Stockholms Kanäle gefahren, ich war auf dem Leuchtturminselchen Vinga, wo nur ein junger Lotse mit seiner Frau (und Strindbergs gesammelten Werken) lebt, ich habe neben einer Kohlengrube in Billesholm gehaust und bin die unvergeßlich schöne Küste bis Christiania, an den hellfarbigen Badeorten der steinigen Schären vorbei, oft hinaufgefahren. Ich habe den Frieden eines Kinderbades, will sagen: eines Seebades mit ganz gelinde ins Meer sinkendem Strand hier in Malan zwei Sommer lang genossen. Seeleute und Universitätsprofessoren, Sozialdemokraten und Staatsräte, Lehrerinnen und Kinder, Sänger und Köchinnen, Ellen Key und Oskar Levertin sind mir hier nahe gekommen. Und in jedem Herbst sage ich es überzeugter: Gäbe es ein Wahlvaterland!....

Doch ich will aus dem Hymnischen ins Sachliche übergehen und Beispiele geben, warum ich mich in Schweden glücklicher als anderswo fühle. Gleich das erste Erlebnis im Eisenbahnzug: Der Schaffner nimmt kein Trinkgeld! Mehr als das: sie benehmen sich so weltmännisch, artig, dienstbereit, und doch würdig, daß man gar nicht wagt, es ihnen anzubieten. Der Fremde, der es dennoch tut, setzt sich peinlichen Zurückweisungen aus! Man kann sich das Erstaunen des Oesterreichers, der das zum ersten Mal wahrnimmt, kaum ausmalen. In Wien hatte ich es erlebt, als dort ein neues Theater gebaut werden sollte, daß man dem refe-

Digitized by Google

rierenden Baurat im Magistrat mehr oder minder deutlich ein Landhaus an der Nase unter die Nase hielt ....

Zweites Erlebnis: Man steigt in einer kleinen schwedischen Stadt aus und wartet auf dem Bahnhof bis der Anschlußzug kommt. Zum Zeitvertreib geht man in die Bahnhofsrestauration. Man verlangt zum ersten Frühstück Tee und wird von der Kellnerin zu einem Frühstückstisch geleitet, auf welchem nebst Butter und Sahne sechs Aufsätze stehen, bis hoch hinauf mit dem besten Kuchen und Hausgebäck beladen. Ist es Vormittag und zweite Frühstückszeit, so wartet der berühmte, von den Deutschen noch nicht ganz ausgerottete Smörgostisch auf den Eintretenden. Da stehen in Schüsseln: Fische, frisch gebackene, oder in Oel, in Essig, frische Tomaten, zerlegtes Huhn, Eierspeisen, Pilze, gebratener Speck, drei Käsesorten, Schinken, Würste, ein warmer Fleisch-Gang. Dies alles à discretion .... In den Städten, die Sommers über von Deutschen überzogen werden, hat man den Smörgostisch für die Ferienmonate verstecken müssen. Auf die Diskretion des reisenden Deutschen kann man sich nicht so unbedingt wie auf die des ansässigen Schweden verlassen. Uebrigens muß zur Entschuldigung der Deutschen zugestanden werden, daß der schwedische Smörgostisch im Anfang zum Ueberfressen einladet. Erst, wenn sich die erste Leidenschaft gelegt hat, kommt man zu diesen Genüssen in maßvollere Beziehungen. Immerhin: Versuche man es, solche Eßtische in Görlitz oder in Wien oder in München aufzustellen, bauend auf die Mäßigung und den Takt des Einzelnen ....

Freilich, die Schweden sind keine Fresser. In den Bädern, im Meer und in den Schwimmschulen, sah ich genug nackte Menschen, selten, ganz selten nur jenen Typus des fetten Hängebauchs, der in Deutschland .... dann und wann zu sehen ist. Vielleicht ist diese skandinavische Schlankheit der Tatsache zuzuschreiben, daß in Schweden (Stockholm ausgenommen) Bier nur in kleinen Flaschen, schlechter Qualität, ausgegeben wird. Das Bier verschönt den Anblick keiner Nation .... Die Schweden ver-

Digitized by Google

stehen sich vortrefflich aufs Saufen (daher die starke Abstinenzbewegung), aber konzentriert, wie sie's in allen Dingen sind, auch im Saufen, halten sie sich an kräftige Schnäpse und den männerumwerfenden Punsch .... Uebrigens, da ich vom Baden redete, nirgendwo ist die Badehose ein verachteterer Gegenstand als hier. In den nach Geschlechtern getrennten Bädern zieht niemand eine Badehose an; Männer und Frauen baden dort nackt. In den gemeinsamen Bädern an der See trägt man Badeanzüge, sofern man es nicht vorzieht, ein entfernteres Stück Strand aufzusuchen, das noch frei ist von sittlichen Kleidergesetzen. Ueberall aber baden Kinder nackt! Und ich kenne nichts Schöneres als dieses Gewimmel und Getümmel goldbraun gebrannter Kinderkörper in den schwedischen Seebädern!

Die Schweden sind ein schöner Menschenschlag. Ich habe im dichten Großstadtgewust, in der Kärntnerstraße in Wien, in der Leipzigerstraße in Berlin, hohe blonde Menschen, nur auf ihr Aussehen, auf den Gesichtsausdruck hin, als Schweden agnosziert. Das macht nicht nur die Rasse, die eben durch Industrialisierung noch nicht ausgemergelt ist, sondern auch ihre Methode der körperlichen Instandhaltung. Seit den alten Griechen hat kein Volk so systematisch Gymnastik getrieben wie die Schweden! Und nicht etwa Stechschrittgymnastik und Schauturnen, Muskelrenommage und Kreuzhohlstumpfsinn, sondern eine auf die harmonische Körperentwicklung bedachte, anatomisch fundierte Gymnastik, wo jeder Muskel seine Uebungen und jede abnorme Entwicklung ihre Gegenaktion empfängt. Schön ist eine Nation eben nicht nur von selbst, Schönheit will auch erarbeitet und kann nur so behauptet werden. Was außer den alten Griechen (praktisch) nur die jungen Schweden wissen! Ich habe z. B. in den Zellen der schwedischen Gefängnisse die Bilderbogen des Ling'schen Systems an der Wand hängen sehen. Eine billige Reform — warum ist sie noch keinem deutschen Gefängnisdirektor eingefallen? Gerade der Sträfling in der Zelle hat Muße genug, sich in das systematische Bild der Tagesübungen einzuleben und vielleicht wäre die Tuber-

Digitized by Google

kuloseſtatiſtik der deutſchen Zuchthäuſer beſſer, wenn ſolche Freiübungsbilder neben dem Gitterfenſter hingen. Freilich — die Kulturregungen eines geſunden Volkes ſind verzweigt und veräſtelt wie ſein Blutlauf — der ſchwediſche Sträfling wird auch beſſer genährt als der deutſche. Er bekommt täglich ſeine Ration Fiſch oder Speck oder Fleiſch und täglich ſeine Milchration. Einſperren iſt Strafe genug, ſagt der Schwede, man muß die Leute nicht auch noch umbringen. Die große Mehrheit der Gefängniſſe, die ich ſah, beherbergte freilich keine gemeinen Verbrecher, ſondern Verbrecher aus Rache, aus Trunkenheit, aus Brutalität. Verhältnismäßig wenig Diebe. Wie oft ſah ich in dieſem Reich der Redlichkeit kilometerlang auf der Landſtraße randvolle Milcheimer, von den Bauern unbewacht an den Straßenrand geſtellt, bis der Fuhrmann ſie der Reihe nach holte. Unter der ſtudierenden Jugend iſt das Delikt der Wechſelfälſchung nicht ganz unbeliebt. Aber das hängt mit dem Problem des ſchwediſchen Studenten und ſeinem außerordentlichen Bankkredit zuſammen. Nirgendwo kann der Student leichter pumpen als in Schweden. Das verlängert allerdings die Studienzeit und kann gelegentlich auch zur gefährlichſten Verbummelung führen. Im großen Ganzen aber iſt eine nicht zu knapp bemeſſene Studentenzeit für das geiſtige Leben einer Nation durchaus förderlich. Was verdankt Frankreich den Traditionen ſeines Studententums! Andererſeits iſt nicht abzuſehen, welchen Schaden der feudale Korps- und Biergeiſt dem deutſchen Geiſtesleben dauernd zufügt. Ich weiß, wie ſehr der geiſtige Habitus einer Jugend unter chauviniſtiſcher Bornierung leiden kann, denn ich habe es leider in Schweden ſelbſt mit angeſehen, um wie viel pöbelhafter und unduldſamer die Menſchen hier in den letzten Jahren unter dem Einfluß der „Verteidigungsleute“ geworden ſind. Der Schwede, der gemeinhin angeborene „politesse du coeur“ beſitzt, hat ſich neuerdings zuweilen zu einem fremdenfeindlichen Rüpeltum gezwungen, das in ſeiner chevaleresken Veranlagung gar nicht liegt und deshalb wohl auch nicht Beſtand hat. Freilich, dürfen

Digitized by Google

wir Deutsche uns wundern? Jeden Tag erzählt „Politiken" allen Skandinaviern eine neue Brutalität aus Schleswig-Holstein. Bald werden Sängerinnen, ohne daß sie die Tanzschuhe wechseln dürfen, über die Grenze geschoben, weil sie dänische Lieder vor Dänen gesungen haben, bald wird dänischen Arbeitern mit der Ausweisung gedroht, wenn sie nicht bei deutschen Gutsherren Dienst nehmen, bald werden dänische Damen mit dem Hinauswurf bedroht, weil sie eine Nacht in einem dänischen Vereinshaus untergebracht waren. Der ganze Norden, der vor Rußland bangt, dem der Gram um Finnland auf der Seele lastet, der nie besser disponiert war zu einem Anschluß an Deutschland, wird erbittert und vergiftet durch diese Weisheitsakte Köllerscher Ueberlieferung. Was Wunder, daß schließlich auch die Laune der Skandinavier cholerisch-köllerisch wird? Da helfen alle Kaiserreisen wenig (wiewohl sie sicher aus einem guten Instinkt entstanden sind). Aber die Norweger sind ja überhaupt das dem mitteleuropäischen Anschluß unzugänglichste Volk. Ihnen genügt's, wenn sie aus ihrem chik gewordenen Touristenland, wie Kunt Hamsun in seinem vorletzten Roman erzählt, eine andere Schweiz machen können, in der die Fremden Geld schwitzen sollen. Im Winter streifen die Norweger die internationale Hotelgesinnung ab und sind so furios national, daß sie sich jetzt sogar eine eigene Bauernsprache als Staatssprache einführen wollen, die kein Däne mehr, versteht sich: auch kein Schwede, aber vielleicht auch ein großer Teil der Norweger nicht wird verstehen können.

Auch die schwedische Demokratie laß ich mir gefallen. In dem Sanatorium, wie im Norden die großen Pensionen auf dem Lande genannt werden, sitzt eine arme, kleine Gymnastastin neben der Ministersfrau, der Musiker des Hausorchesters neben einem Adjutanten des Königs und die Kellnerin, die uns bedient, ist im Winter Volksschullehrerin in Stockholm. In Malmö wohnte der dicke Sohn des Königs Oskar, also ein Bruder des regierenden Herrn, in irgend einem, gar nicht prunkvollen Privathaus in der dritten Etage neben irgend einem Herrn Svensson. Keine

Digitized by Google

Katz' kümmerte sich im Haus um die königliche „Partei". (In Wien, wenn ein Erzherzog durch die innere Stadt geht, läuft ihm eine unübersehbare Gafferbande nach und in Berlin stellt sich der Guckpöbel sofort an den Straßenrand, wenn er aus weiter Ferne das diskrete Signal des kaiserlichen Autos vernimmt). Die schwedische Gesellschaft ist gut gemischt aus allen Klassen. Und doch fehlt jene gemeine Vertraulichkeit, jenes würdelose Sichgehenlassen, das der deutschen Kleinbürgergeselligkeit so schnell anhaftet. Frei herausgesagt: es nützt jeder Demokratie, wenn sie sich an einer alten, aristokratischen Kultur zu erproben hat. Die Kämpfe zwischen Ober- und Unterklasse, wie Strindberg kurz zu sagen pflegte, sind in Schweden nicht weniger erbittert als anderswo, im Gegenteil, in einem Volk, das aus so echtem Material geschnitzt ist, da kämpft Eisenschädel gegen Eisenschädel! Darum hat es bei dem großen Generalstreik vor einigen Jahren so gut wie keine Mittler gegeben und deshalb sind die Liberalen, obwohl sie sich durchaus männlich hielten, bei den letzten Wahlen so schwer beschädigt worden. Aber die langsame Demokratisierung hat den Vorteil der allmählichen Aristokratisierung der Demokratie. Was nenn' ich Aristokratisierung? Gefühl für die innere Rangordnung! Diesen Instinkt für die geistige Autorität braucht gerade die Demokratie, sonst wird sie ein schmutziges Stauwasser für demagogische Schwimmer. Schlagt mich tot, Mitbürger, ich möchte auf der Gesellschaftsskala (Schwedens) die aristokratischen Möglichkeiten nicht missen.

Gäbe es ein Wahlvaterland .... Aber jedes Vaterland ist ein Schicksal. Ist man gar als Oesterreicher geboren, so fühlt man sich mit Bangigkeit immer wieder als politischer Orestes, der dem Schicksalsdrama seiner Heimat nicht entgehen kann.

Ja, Schweden ....

Digitized by Google

Sardinien

Von Oskar Müller (Rom)

Als ich in die Kabine trat, musterte mich mein Schlafgenosse, ein sardinischer Händler, kurz und bestimmt; dann löste er einen Gurt am Leibe und legte eine große doppelläufige Pistole handgreiflich neben sich. Ich zog daraus beruhigende Schlüsse auf meine Sicherheit und schlief fest bis gegen Sonnenaufgang. Man kann die Ueberfahrt von Civitavecchia nach dem nächsten sardinischen Hafen im Golfo degli Aranci nur nachts machen, wodurch man der Reize der tyrrhenischen See beraubt wird, dafür aber den überraschendsten Wechsel der Szenerie genießt. Die schroff abgespaltete riffreiche Ostküste der Insel liegt im Frühlicht eines Sommertages wild und fremd in einem gelben Schein; man schluckt vorsichtig altklassische Erinnerungen und philologische Anwandlungen, die einem ins Ohr flüstern, daß man hier an Homer zu denken habe. Dann genießt man voraussetzungslos diese prachtvolle melancholische Brutalität eines völlig nackten, unbewohnten Inselleibes. Etwa eine Stunde währt diese erste Vorstellung: eine ernste, unzweideutige Einladung, nicht ans Land zu steigen, die abwehrende Geste jeder rechtschaffenen Insel, die Schutzwaffe dieser Meerwesen gegen die freche und neugierige Habgier der Menschen. Aber das Schiff stampft gehorsam und besserwisserisch vorwärts; der Empiriker mit dem Revolvergurt und einer Geldkatze um den Leib macht sich fertig; er weiß, daß hinter dem gelben leblosen Gesicht der Küste Menschen, Bäume und Herden sind. Und ich erwache in einem hungrigen Mückenschwarm in der Bahnhofrestauration des Hafens zu der Gewißheit, daß die ungastliche Visitenkarte der Insel längst als ein plumper Trick erkannt ist, der uns abhalten soll, das Innere zu betreten. — — — — —

Digitized by Google

Die Fremdenpolizei wird auf der Insel ausgeübt von den Hafenbehörden der Flottenstation Maddalena und dem Laufeuer der zutraulichen Neugierde, das schneller ist, als die Eisenbahnen. In der italienischen Seefestung, welche der französischen Stellung in Korsika und der Straße von Bonifacio gegenüberliegt, und die nach der Meinung der Kriegspolitiker einmal ein Geschichtsdatum werden wird, kann sich auch eine alemannische Landratte nicht gegen den Verdacht wehren, daß sie ein gefährlicher Experte in Marinedingen sei. Die Unteroffiziere des Geschwaders, Kavaliere des Strandwirtshauses, gingen mir vorsichtig zu Leibe, und obwohl ich selbst bei der dritten Flasche keine Neugierde nach Geschützverschlüssen und Plänen verriet, fand ich mich doch nach Tagen noch in Tempio und Sassari der Aufsicht der Gendarmen empfohlen. Aber diese peinlichen Eindrücke wurden rasch aufgewogen durch die Mitteilung, daß uns ein Freund bereits in Cagliari, im Süden, erwarte; es war dies ein deutscher Sprachforscher Dr. Wagner, der seit Jahren die Insel besucht und überall bestens bekannt ist. Die Einrede, daß sich drei Deutsche, die gleichzeitig in Sardinien sind, nicht notwendig kennen müssen, wäre nutzlos gewesen. So fuhren wir im Schutze dieses Geleitbriefes die Insel entlang der Straße nach, die im Porto Torres im Norden mit einer Säule beginnt, und in Cagliari am Südende mit einer Säule aufhört. Dort fanden wir in der ersten Stunde den Landsmann, und wir alle waren schon so von insulaner Denkweise gefangen, daß uns dies alles wie eine wohlgetroffene Verabredung erschien. — — — — —

Dieser Herr Dr. Wagner zeigte sich als eine glückliche Mischung eines Weltreisenden und eines deutschen Gelehrten. Er spricht alle sardinischen Dialekte und ist vielleicht der beste ausländische Kenner der Insel, die geradezu für Spezialisten eingerichtet ist. Der Sprachforscher findet hier eine selbständige, zwischen dem Italienischen und dem Spanischen entwickelte Form des Romanischen; der Mineraloge, Zoologe, Botaniker trifft auf dieser Scheide europäischer und afrikanischer Welt allerhand interessante

Digitized by Google

Dinge, von denen ich selbst Näheres nichts weiß, der Historiker stößt auf alte Staatsrechtsquellen wie die vielumstrittenen Pergamente der großen Richterin Eleonore von Arborea, deren Echtheit mir ein alter Bischof gegen Mommsen verfocht; ein Gang durch die provinzialen Museen der beiden Hauptstädte Cagliari und Sassari spannt das Interesse in ungeheure Zeiträume: Funde aus einer alten mit Aegypten zusammenhängenden Kulturepoche der Mittelmeerländer, darunter der Pater Sardus, eine rohe Bronze, aber von so treffender und dauerhafter Charakteristik, daß sie heute noch für den reinen Typus des Sarden gültig sein kann; punische Inschriften, die römische Kultur der Kaiserzeit, der Verfall unter den Byzantinern, pisanische Blüte, spanische Kolonisation, alles dies breitet sich gefällig und lehrhaft hier aus; nur daß man nie das Gefühl hat, es stehe mit dem Boden, auf dem man ist, in einem inneren notwendigen Zusammenhang. So ist es auch mit den spärlichen Kunstdenkmälern, die man außerhalb der Museen noch in lebendiger Umgebung trifft: in Tempio stehen auf dem Fassadengesims einer Marienkirche kleine heidnische Idolen; die Marmorgötter wirken wie ein lustiger Spott auf die Heilige Maria vom Rosenkranz. In Porto Torres ruht die Kirche des Heiligen Gavinus auf einer viel interessanteren Unterkirche mit merkwürdigen Kapitälen; in Alghero wird in einer reizenden kleinen maurischen Moschee eine Oelmühle betrieben. Auch die Werke der Malerei sind nur zufällig auf diesen verlorenen Posten verschlagen worden: in den Städten gibt es einige solcher abkommandierter Bilder der italienischen Renaissance.

Nur ein großes Werk ist hier selbst gewachsen und wunderbar in eine einsame fromme Umgebung gestellt, so daß es wirkt wie die Offenbarung einer der großen italienischen Dome in einem vergessenen Bergdorfe Es ist der Altar, den der Sarde Giovanni Muru im Anfang des Cinquecento für die schöne, aus brandig dunklem Gestein erbaute Kirche von Ardara malte. Nationaleigentum, aber schauderhaft verwahrlost, weil kein Kunsthistoriker

Digitized by Google

die Trommel rührt. An der Wand der Kirche standen übrigens ungeordnet aufeinander geschichtet, verstaubt, vermodert und schmutzig die Teile eines anderen Altars. Der geistliche Hüter dieses Schatzes kam auf einem kleinen sardischen Pferd auf seinen Hügel geritten; ein bäuerlicher derber Mann in Schaftstiefeln. Er hatte ein Bündel Salatkräuter geholt und schickte uns eine Beschreibung des Altars auf den schattigen Pfarrplatz. — — —

Die einzige immanente Kunst dieser Insel sind jene vorgeschichtlichen Bauwerke, welche man Nuraghen nennt. Sie gehören zum Boden, wie seine Früchte. Sie sind über das ganze Gebiet zu Tausenden verstreut; man sieht sie vom Wagen, von der Eisenbahn überall wie buckelartige Verzierungen eines Schildes. Natürliche Ausbuchtungen einer rohen, instinktiven Zivilisation. In der Nähe betrachtet verlieren sie diese visionäre Bedeutung und werden wie alles andere historisch. Aber auch dann bleibt noch das Gefühl, daß es sich hier um etwas ganz Sardisches handelt, und auch die bessere Belehrung, daß es am Nordrand Afrikas ebensolche Bauten gebe, kann nicht mehr irre machen. In diesen zu Kegelstümpfen aufeinander getürmten unbehauenen Steinen, die nur ein Schlupfloch als Eingang zu zwei dunklen Höhlen lassen, liegt in der Tat das, was uns Sardinien heute noch so merkwürdig macht: die unmittelbare Erinnerung an ein Wildenzeitalter, das man aus einem mit Städten, Dörfern, Kirchen und Ackerkulturen bedeckten Boden herausriecht. Noch einmal wurde mir dies besonders deutlich, als ich in den einsamen Bergen der Barbagia von weitem einen eingeborenen Mann daherkommen sah. So geht kein Europäer. Der Europäer tritt den Boden mit dem Fuße; beim Wilden bindet und löst sich der Fuß an dem Boden. In den Straßen Roms sah ich die Askaris so gehen, barfuß auf Pflaster und Asphalt. Sardinien ist ein abgerissenes Stück Afrika, seine Erde hat noch die eruptiven Wohnungen für die Menschen und diese bewahren wie eine biologische Erinnerung den Gang der mit dem Boden verwachsenen Kreaturen.

Digitized by Google

Aber diese allerfrühesten Düfte der Insel sind selten. Geläufiger ist es, sich an die häufigeren Ausdünstungen des Mittelalters zu halten. Dieser Ruf hat die meisten Fremden auf die Insel gelockt und ihr das Klischee gegeben, für das Grazia Deledda die literarische Form gefunden. Es mag wahr sein, daß man selten alte Trachten, alte Bräuche, Aberglauben, mit Frömmigkeit verbundenem Wahnwitz so ungestört und eng beisammen findet, wie in Sardinien; aber dies alles wird von Augen vergrößert, die den Blick für das Gemeingültige dieser Erscheinungen verloren haben. Wer mit deutschen Waldbauern am Tisch gesessen hat, und die Spinnstubengeschichten unserer Jugend nicht vergaß, wird sich über vieles nicht wundern, was ein städtischer Forscher für sardinisch ausgibt. Aber es ist das Faßliche der Insel, der Marktwert für den Reisenden und für die Künstler, die diese Beziehung instinktiv oder spekulativ erfaßt haben. Es sind aber nur wenige: die Dichterin aus Nuoro, welche etwa die „Dorfgeschichten" ihrer Heimat schrieb und vielleicht einmal in weniger talentierten Nachfolgern erkannt wird, und ein junger Maler aus Sassari, Giuseppe Biasi, der eifrig dem Mystizismus des Aberglaubens in von der Malaria heimgesuchten Körpern und Gehirnen nachspürt und dafür einen primitiven, wie Holzschnitte wirkenden Ton in seinen Gemälden gefunden hat. — —

Von der Blutrache und dem damit zusammenhängenden Brigantentum brauche ich nicht zu reden, da die Zeitungen in regelmäßigen Zeitabständen über dieses typischste aller Merkmale der Mittelmeerinsel berichten. Aber Landschaft und Wirtschaftsformen der Insel erklären dies mehr, als der angeblich wilde Charakter des Volkes. Die Reise mit der Eisenbahn vermag darüber keine Aufschlüsse zu geben, sondern man muß sich zu Wagen und zu Pferd bequemen. Im Norden führt eine Automobilstraße durch die alpine Steinwüste der Gallura, in der nur die Korkeiche gedeiht. In seltenen Ansiedelungen und Hirtengehöften hausen einsame Menschen, welche Eigentumsstörungen noch mit Blut rächen; doch betreiben sie dies als eigene Sache,

Digitized by Google

und der Fremde wird dieser Aufmerksamkeit nicht gewürdigt. Die Barbagia, der Felsenkern Sardiniens, mit Nuoro als Hauptstadt, ist die letzte Zuflucht jener Familienmorde, die im Buschwald des Hochgebirges in blutigen Gefechten zwischen dem Militär und den zu Briganten gewordenen bäuerlichen Kavalieren ihre Sühne finden. Aber der Fremde darf seinen Reisewagen ruhig stundenlang in einem der armen Dörfer stehen lassen, ohne daß etwas entwendet wird; zum mindesten weiß der Kutscher Bescheid, ob die Ehre des Dorfes das Stehlen verbietet. Die Jagd auf die gehörnten sardinischen Wildschafe, die Muffloni, und auf das Wildschwein führen die wenigen Fremden hierher; selten wohl die flammenden Kerzen der Kastanienwälder und die tiefe Einsamkeit der granitenen Berge. Ein leichter merkantiler Sinn aber wohnt im Campidano, der an das Südufer der Insel gebreiteten wein- und früchtereichen Ebene mit der Stadt Cagliari, die heiß, windig, etwas lärmend und leichtfertig aus dem Meere aufsteigt, das hier schon die Grüße Afrikas auf den Wellen trägt. Hier verbrachte ich die Abende mit einem Minenbesitzer aus Tunis, der als armer Arbeiter aus Cagliari vor zehn Jahren ausgewandert war und jetzt als Millionär für einige Tage im Jahr in seiner Heimat dem Luxus des Gemüts fröhnt. Seine politischen Gespräche waren von einer amerikanischen Phantasie bewegt, sein Denken gänzlich unmoralisch; aber er aß mit mir abends alle Gerichte der sardinischen Küche und trank mit mir die schweren Rotweine von Iglesias und den Stolz des sardischen Hauses, den weißen Vernaccia. Er trank und aß mit einer Leidenschaft, die nur Heimweh sein kann, und erzählte dabei von tagelangen Ritten von einem Bergwerk zum andern und von der Dummheit seiner Landsleute, die daheim geblieben. Und hatte ein Heimweh, das ich andächtig genoß, wie einen letzten Aufschluß.

Digitized by Google

Am See von Kinnereth

Von Alfons Paquet

Aus dem von Haifa abgefahrenen Zuge schaut man wie aus einer halbdunklen Kammer in die überhell beschienene Landschaft. Kaum findet das geblendete Auge zurück auf die Gegenstände und die Menschen der Mitfahrt. Wolken von einem satten gelben Strahlenglanz thronen im Blau; in der Ferne wie entrückt steht die edle Kegelform des Berges Tabor im Morgenlicht. Der himmelblaue Strang der Schienen glänzt aus gewaltiger Fläche hellgelb blühender Senfstauden empor. Er führt mitten durch die stark bewachsenen Felder, an Gruppen alter Haineichen vorüber, läßt in der Ferne die bewaldeten Hügelketten, führt nah an den Gehöften junger Ansiedelungen vorbei, an Männern, die auf dem Felde arbeiten, an Palmenwipfeln, die in sichelförmige Zweige aufgelösten Kugeln gleichen. Es donnern die kurzen eisernen Brücken über die felsigen Bette des Jordanflusses.

Von dem kleinen Stationshause von Kinnereth geht man zum See hinunter. Ein Motorboot wartet an der Landungsstelle. Der See liegt in einer großen Schale mit niederen Rändern; die Luft über ihm ist heiß wie das in einem Tiegel zum Schmelzen gebrachte Erz. Die Fahrt bringt wenig Kühlung. Das Pochen der Maschine und das Geplapper zweier Frauen, die nach Tiberias reisen, um die Schwefelbäder zu benutzen, ist wie ein ohnmächtiges Sträuben gegen die Stille und Einfalt des weiten, unbewegten Gewässers, das rings die aschgrauen Seehügel umfassen. Es ist ein Becken, eher kleiner als das des Bodensees, doch hat man den Eindruck, auf hohem Meer zu sein. Keine Barke, kein Boot außer dem unserigen ist auf der Flut.

Digitized by Google

Fern wird eine kleine, leblose Stadt am Ufer sichtbar. Nach einer Stunde sind wir dort. Man sieht die dicken, aus schwarzen Basalten gebauten Römertürme von Tiberias, sie sind wie zum Bade ein wenig in das Wasser hineingestiegen. Zwischen Felsenstücken, die grau gebrannt sind wie Bimsstein, knieen schwarz verhüllte Wäscherinnen. Knaben baden mit Pferden. An der Landungsstelle erwarten in der flirrenden Mittagshitze alte, sich langweilende Juden in langen winterlichen Kaftanen das Boot. Fellachenfrauen mit eisenklappernden Schuhen und in groben blauen Hemdgewändern begegnen mir in den engen, glühenden Gassen. Der Blick dringt durch eine Gartenpforte in den Flur des Klosterhauses, wo Mönche in ihren schweren braunen Kutten am groben Tische sitzen und das Mahl einnehmen. Hier ist ein Garten mit Grabsteinen und blühenden Granatbäumen. Viele der niedrigen, aus schwärzlichem Gestein gebauten Häuser haben Ränder von weißer Tünche und hellblau bemalte Fensterrahmen; auf ihren Dächern dorren Gras und Büsche. In einem Schatten liegt ein Bettler auf den Steinen, ein junger Mann, halb aufgerichtet, mit verstümmelten Füßen. Die Fliegen auf seiner braunen Haut glänzen wie Kupferknöpfe. Das Haupt ist zur Seite geneigt mit einem ehernen Leidensausdruck.

Diese Stadt, die dem arabischen Landvolk noch jetzt für den Sitz des Fliegengottes gilt, war vor zwei Jahrtausenden der Wohnort einer den Judäern verächtlichen, mit arabischem und blondem Fremdvolk durchmischten jüdischen Bevölkerung. Sie ist von den Römern über einem verlassenen Begräbnisorte angelegt worden und enthielt eine Rennbahn, eine militärische Besatzung, einen Palast mit Tierbildern. Ihrer unheiligen Blüte wegen hat der Meister von Nazareth gleich anderen Juden sie gemieden, aber er predigte öfters in ihrer Nähe und soll zuletzt dem Petrus hier bei seinem Fischzug erschienen sein. Darum ist das Kloster da errichtet worden. Die meisten Städte am See, wo die hilfreichen Wunder des Neuen Testamentes geschahen, waren Wohnorte der Minäer, einer Schule, die von den Rabbinen mit Haß

Digitized by Google

verfolgt wurde, denn sie leugnete die Thora, leugnete die Weltschöpfung, den Schöpfer und seine Engel, nannte die Erde das Reich eines bösen Geistes und wollte den Gott des Guten nur in einem weit entfernten König der Wesen anerkennen. Kein erstaunlicher Glaube. Welche Seele ergriffe nicht sich selbst einmal auf solchen kühnen, verbrecherischen Einflüsterungen der Trostlosigkeit und des Trotzes! Noch die heimgekehrten Kreuzfahrer bezeichneten diesen Strich von Galiläa als den künftigen Ausgangsort des Antichrist. Der Talmud, der Keimträger dieser Sage, behauptet, daß der Messias nicht früher kommen werde, als bis das ganze Weltreich minäisch geworden und von den Zauberkünsten Aegyptens erfüllt sei; im übrigen galt ihm auch Jesus für einen ägyptischen Zauberer. Jesus von Nazareth trat in dieser Landschaft auf in einem Zustand von ungeheurer innerer Spannung. Verstörtes Wort gegen die Mutter bei der Hochzeit zu Kana! Mit Feuer geladene Ruhe, da er in der Synagoge das Buch des Propheten Jesaias zutat, es dem Diener gab und sagte: Heut ist die Schrift erfüllt vor euren Ohren! Seligpreisungen auf dem Berge, die für alle vom Gesetz gequälte Menschengattung neue, ein Klima, einen Frühling der Seele bedeuten! Gibt es eine größere Genesung als den Glauben? Und gibt es eine größere Krankheit, als den Glauben? Die Trümmer des kleinen, mit Fluch aus der Welt verschwundenen Kapernaum liegen unweit von hier. Sie gehören jetzt dem Orden des heiligen Franziskus und man behauptet die Treppe der Synagoge aufgefunden zu haben, die einst der Fuß des Meisters überschritt; sie zu hüten, verschmort ein alter deutscher Mönch sein Dasein zwischen den mannshohen Disteln dort, in der Gesellschaft von Geiern, und Kolibris und hoch über ihren verborgenen Nestern singenden Lerchen. In Tiberias der Stadt leben an siebentausend aus Galizien und Polen hergezogene Juden aufs armseligste. Russische Pilgerscharen ziehen hierher, auf ihren mühsamen Frühjahrswanderschaften durch das Land; aus dem kühleren Bergland von Nazareth steigen sie hinab in die heißen Fegfeuer hier

Digitized by Google

am See. Seßhaft werden von den neuen Ankömmlingen nur die jungen jüdischen Landleute im Winkel von Kinnereth mit ihren kleinen Häusern und Viehställen, ihren Weizenfeldern auf der Anhöhe, dem Gutshof mit der Haushaltungsschule, den von Steinen mühsam befreiten und von Hecken amerikanischer Mimosen geschützten Gärten, dem von Gemüsebeeten umgebenen hübschen Haus des aus dem Rheinland eingewanderten Siedlers, das wie in der Eifel zweistöckig und aus schwarzem Lavagestein gebaut ist mit weißen Fugen und grünen Fensterläden. Diese Ankömmlinge sind wenige, und ihr Kampf mit dem dürren, von den Steinen und den Einsamkeiten zweier Jahrtausende bedeckten Lande ist schwer. Doch vielleicht ist er nicht vergeblich.

Aus der Stadt Tiberias führt der Weg zu den Kochbrunnen eine kleine Strecke am Rand des Sees hin, an vielen schwarzen Trümmern und Schuttstellen vorüber, die als Zeichen untergegangener Bauten aus der Erde ragen. Ohne sichtbaren Zugang liegen vor der Felsenwand des Berges einige weiße würfelförmige Grabkapellen auf der Halde. Die Bäder sind nur wenige Schritte vom Ufer entfernt. Die Badekammern dort, altes und schadhaftes Gemäuer über den mit glühender Flut gefüllten Felsengruben, stehen für jedermann offen. Die Badegäste aus der Stadt kommen des Morgens mit einem Wägelchen hinausgefahren. Andere, die aus fernen Gegenden kommen, lagern hier draußen wochenlang mit Zelten, Vieh und Wagen. In schlüpfrigen Bachläufen rinnt das faulig riechende, warme Schwefelwasser in den See. Kein Halm gedeiht in ihrer Nähe.

Tief eintauchendes Bad, das wie ein Nesselhemd die Haut umkleidet und doch innig wohltut in der Lust des Glühens! Erlöstes Ausruhen im Freien, wo nach dem Bade auch der sengende Windhauch noch Kühlung fächelt und ein Glas klaren Wassers, aus dem See geschöpft, wie ein Trunk des Lebens selber schmeckt! Nichts anderes hier zerteilt die Aufmerksamkeit. Wie von Schlacken frei geworden, ergibt sich die Beschauung dem ungetrübten Zauberblau des Sees. Und von einem holden Bann befangen sieht

Digitized by Google

die Seele plötzlich Ihn, im Kahn am Ufer stehend, ein wenig abgehoben von der lauschenden Menge, nur die Planke des Bootes und das durchsichtige Wasser unter seinen Füßen. Und nochmals Ihn, wie ein der Flut entstiegenes Götterwesen, mitten in einer aus den Dörfern zusammen gelaufenen Menge, im Begriff, einen Abhang hinaufzusteigen, sich niederzusetzen und zu sprechen. Plötzlich stellt sich die Empfindung ein, als flöße alles, was Ihn betrifft, in eine einzige, tausendfältig zusammengesetzte Vorstellung über: die von Blechinstrumenten begleiteten, lärmenden Lieder der Heilsarmee; die weiße Scheibe der in tiefer Andacht am Sonntagmorgen in einer von Schwalben zwitschernden Kirche empfangenen Hostie; das von Meisterhand geschnitzte Gesicht des gothischen Kruzifixus; die Geste des in ein blütenrotes Gewand gekleideten sanften Predigers auf der Höhe eines deutschen Waldgebirges; das Schwarz auf Weiß der Zeitungsaufsätze um Weihnachten und Pfingsten; die Plakate amerikanischer Kirchenvorträge von eitlen Rednern vor einem eitlen Publikum; die einsamen Bücher des heiligen Augustinus, des heiligen Thomas des Scholastikers; die an fromme Frauen gerichtete Predigt des Meisters Eckehart im Dom zu Erfurt; das Stoßgebet des Sträflings im Zuchthause; das Seufzen des Arbeiters unter der Last von Ziegelsteinen; die Qual des Künstlers, der heute fertig ist mit dem schwebenden Schein von goldenen Strahlen um das Haupt Christi, um morgen ergrimmt die leuchtende Krone wieder auszukratzen und aufs neue an dem Versuch zu verzweifeln, in seine Züge alles zu legen.... Alle Begeisterung und alle Zerknirschung, deren die nackte Seele des von Schuld geängsteten Menschen, alle Salbung, deren die verhangene Seele des Pfaffen fähig ist.... Ich höre das stille, ewige Getöse der Welt um diesen Namen JESUS; die Besitzergreifung der Atmosphäre durch seine immer neue, tausendfältige Erscheinung; das ärgerliche Sichwehren der Welt; das Erstaunen der Widerspenstigen; das zornige Donnerwetter des alten Olymp; das triumphierende Dahinziehen des Lammes mit der blauen Kreuzesfahne durch ein hohes Licht;

Digitized by Google

die hochzeitliche, ferne geheimnisvolle, mit mystischen Wonnen ersehnte Ankunft des Bräutigams; alle Wunder des Heilandes als einen Kranz von holden Ereignissen, einem solchen Wesen angemessen, das die Scharen nach sich zieht als ein Sohn und Gesandter Gottes. Ach, daß nicht alles, was Odem hat, sein Leben in der Zeit verbringen konnte, da er lebte und an dem Ort, wo er umherging, um ihn, die größte aller Sehenswürdigkeiten, zu sehen! Sei es auch wie Thomas, der eher fähig war, den Verweis des geliebten Meisters zu ertragen, als die Unseligkeit des Nichtglaubenkönnens, bis er mit scheuer Keckheit seine drei Finger in die Speerwunde hineinsenkte. Riesengroß sehe ich Ihn hier über den See emporgestiegen, das holde Gespenst der Landschaft, die von ihrem Glanz nichts bewahrt hat als den See. In blauen, leichten Umrissen steht die Gestalt wie ein Gewölk in der Klarheit des Tages. Staublos, funkelnd wie ein Edelstein, liegt die Fläche hier an der tiefsten Stelle der Erde zu seinen Füßen, sein Haupt ragt in den dritten Himmel, sein Wesen ist unermeßlich wie die Gesamtheit der Sterne. Wie rührend ist diese arme Landschaft hier in ihrer vertrockneten, heißen Ausgestorbenheit und Stille, in ihrer Begrenzung durch das rötlich glühende Rund der Seegebirge. Vielleicht hat ihr Verdorren einst als ein kosmisches Ereignis sich angekündigt mit wiederholten Jahren übergroßer Hitze und schlechter Ernte, mit Unruhe, Umherziehen und Zusammenstößen der Menschen, in einem allgemeinen drückenden Vorgefühl schwerer Kriegszeiten und einem Durst nach Erlösung vom Naturgesetz. Diese Mulde hier ist nur das Abbild der ganzen Erde, und das Schicksal der hier vergangenen und ausgestorbenen Menschen ist das Schicksal aller. In einen bitteren Becher aus schlechtem, gebranntem Ton verwandelt sich zuweilen die reiche Pracht dieser Welt, und doch ist von den Wassern seines Lebens der Trunk daraus so süß und rein wie das Wasser, das aus dem See Genezareth geschöpft wird.

Es wird Abendzeit, die ersten Windstöße fahren von den Höhen herab und heben aus meinem bis zum Rand gefüllten Glase

Digitized by Google

das Wasser in silbernen Kügelchen, die glänzend umher über den Boden stürzen. Barken, von der Stadt gesandt, nähern sich mit schräg geneigten Segeln. Ich steige ein, das Boot entgleitet und hält sich immer nah am Ufer. Auf der Landstraße unten zieht eine Schar von bestaubten, bunt gekleideten Landleuten mit ihren beladenen Tieren. Auf einem weichen Bodenrücken über ihnen lagert, wie ein lichtes, ziehendes Strichgewölk, eine Gruppe Gräber, die alle durch einen schneeweißen und himmelblauen Kalkguß gefärbt sind. Sie sind schräg zum Rand des Sees nach Süden gerichtet, wie nach einem geheimen Kompaß, die Häupter nach Jerusalem! Eine Herde kleiner schwarzer Ziegen weidet zwischen diesem hellen Gewölk dort oben in den dürren Halmen.

Am Abend gehe ich in der dumpfen, warmen Stadt umher. Den Sturm erwartend, sitzen die Menschen in ihren faltigen Nachtkleidern an den kaum beleuchteten Gassen. Friedliches, heiseres Rufen der Stimmen; Schlürfen weich bekleideter Füße auf den Steinen; zitternder, gepreßter Metallklang der Singmaschine; laue Gespräche vor dem kleinen Kaffeehause; hoch über den engen, hohlen Menschenwohnungen die Sterne! Alles geht spät schlafen. Nach Mitternacht braust es plötzlich von den Höhen hernieder und wird zu einem Orkan. Er heult in den Höfen, rüttelt an den festverschlossenen Fenstern, und bewegt den See zu breiten Flutgeräuschen. Aber als der Morgen aufgeht, liegen Stadt und See in kühler, vergoldeter Ruhe. Mitten auf dem blitzenden und sprühenden Wasser stehe ich auf dem Schiffe und sehe einen im Wind vom Ufer fortgetriebenen Schmetterling auf die Wellen sinken. Ich trage von geliebter Hand einen Brief immer bei mir, den nehme ich hervor und zerreiße ihn in kleine Stücke. Er entflattert meiner Hand wie ein Opfer-Flug von Tauben, wirbelt in Lüften hoch hinaus und senkt sich weit verstreut auf die gleißende Fläche nieder.

Digitized by Google

La Superba

Von Anders Oesterling

afenstädte haben ihren besonderen Zauber. Ein salziger Freiheitswind weht um die Wellenbrecher, und der Ozean selbst scheint in das dürftigste, entlegenste Hafenbassin hereinzurollen. Auch die unbedeutendsten Hafenstädte sind mit ihrer Grundform, den zwei Quaiarmen wie eine der Welt geöffnete Umarmung, während über Gemeinwesen, die zur ewigen Trennung vom Meere verurteilt sind, oft etwas Sterbendes und Unberechtigtes zu liegen scheint. Mit seinen Launen und wechselnden Beleuchtungen spielt das Meer in das Leben jener Städte hinein, und wer das Meer liebt, muß auch diese Städte lieben.

Terrasse über Terrasse erhebt Genua seine kirschfarbenen Häuserketten in das Blau. Ueber seinen Zinnen und Fassaden liegt der Abglanz des Mittelmeeres, und die herrlich weiße Schaumborte, die sich von Riviera zu Riviera bricht, sammelt sich hier gleichsam zu einer Huldigung für die den Klippen entsprossenden Magnolien. La Superba!

Die alte Börse, deren Säle durch den Lärm entschiedener Kaufmannsstimmen so viele Schicksalsbotschaften vernommen haben, liegt noch morgenstill mit ihrer verwitternden Marmorheraldik da. Aber in den altertümlichen Arkaden der Via Caricamento herrscht ein kosmopolitisches Getriebe. Die Gesichter leuchten in dem Halbdunkel der Wölbungen weiß und gelb, die Rassen drängen sich durcheinander, in den kleinen Werkstätten zu beiden Seiten wird gehämmert, gefeilt, geklopft; bei den Uhrmachern ticken die Uhren ihre kleine rastlose Zeitbestimmung in diesen Chor der Zeit, eilig und eifrig, wie um den Arbeitstag noch rascher dahinstürmen zu lassen; die gelbgrünen Papageien kreischen auf ihren Pflöckchen in schmutzig dunklen Bars und Osterias, wenn die Glasperlen des Eingangs rascheln, sich teilen und Licht hereinlassen. Ein

Digitized by Google

wunderlicher Gang, Verkaufshalle, Magazin, Promenade und Tivoli in einem! Hier werden am Tag Brot, Oel und Wein verkauft und nachts Frauen.

Draußen auf dem Quai steht die Statue des alten berühmten Rheeders, die eine Hand in der Hosentasche, wie um mit Wechselmünze zu klappern. Die Dampfer brüllen, ein und auslaufend wie schwer beladene Tiere, Pramen und Bugsierboote schießen eilends über die rauchige Wasserperspektive, aber draußen, hinter dem letzten Molo ist der Wasserspiegel blank. Rings umher an den sonnenweißen Mauern, hier und dort mit Madonnenskulpturen geschmückt, ungeschlacht wie Gallionsbilder, hängen die farbigen Plakate. Der Dampfer „Trautenfels" geht morgen nach Kalkutta, liest man, und gleich daneben wird mitgeteilt, daß der Dampfer „Mendoza" übermorgen nach Rio de Janeiro geht. Die Welt steht offen, die Abschiedssignale der Emigration ziehen überall an einem vorbei, und wer mit will, muß sich eilen....

Die aufgehängten Wäschestücke, die nach allen Windrichtungen flattern und klatschen, geben plötzlich dem ganzen Bilde die gleitende Bewegung eines Schiffverdecks. Läden und Spelunken verwandeln sich plötzlich in Schiffsräume und Kajüten, und wenn die Brise dort oben unter den luftigen Strandloggias an den Trockenleinen zerrt, braust es wie von gewaltigen Segeln über unseren Köpfen. Die ganze Eindrucksmannigfaltigkeit der Seereise strömt einem wie ein kühler Taumel ins Herz, und man glaubt wirklich, auf der Fahrt zu irgend einem fernen Lande zu sein, das nicht in den Reisehandbüchern verzeichnet steht.

Das Neue, das man hier mit vollen Lungen einschlürft, was die Luft erregend zu machen scheint, wenn man von südlicheren Städten kommt, ist ganz einfach die Arbeitsunruhe und der Tätigkeitsgeist. Andere italienische Städte nehmen den Goldregen, den der Fremdenstrom über sie ergießt mit etwa derselben trägen Zufriedenheit hin wie die schöne Danae in ihren Kunstgalerien. Aber Genua ist voll Aktivität und Leben. Ich erinnere

Digitized by Google

mich aus einer anderen italienischen Stadt, wie ich eines Morgens an einem Quai eine große Menschenansammlung sah. Ich ging hin und fand — einige Männer, die mit befangener Miene eine Packkiste aus einer Schute abluden. Was war es mit diesen wunderlichen Wesen? Sie arbeiteten!.... Und wenn man so etwas für typisch nähme, würde man in Genua kaum glauben, im selben Lande zu sein. Hier wird gearbeitet, und es ist, als ob die vielen fremden Nationalitäten, die in diesem Hafen flaggen, fieberhaften Eifer um sich verbreiteten.

Aber die Arbeit verjagt die Andacht aus Genua nicht. Sie überkommt einen mitten in dem sonnigen Gewühl im Schatten irgend eines Patrizierpalastes in der Geschäftsgasse, sie strömt uns aus der Kühle der berühmten Treppenhallen entgegen. Dicht nebeneinander liegen Palazzo Bianco und Palazzo Rosso. Der weiße Palast hat seine Kolumbus-Erinnerungen, seine Trophäen aus den Kämpfen mit Venedig und den Siegeszügen über die Meere; und die ganze Größe, die in den Falten seiner vielen, goldgestickten, barbarischen Fahnen träumt, blickt einem in anderer Gestalt aus den Spiegelwänden des roten Palastes entgegen, wenn man sich dort vor dem dunklen Brignole-Saleporträt van Dycks niederläßt. Diese zwei Prachtbauten, die vielleicht einstmals feindliche Geschlechter beherbergt und blutige Intriguen gesehen haben, liegen jetzt einander gegenüber wie zwei unzertrennliche Geschwister, beide Genuas Glanzerinnerungen bewahrend. Eine neue Aristokratie ist jetzt in der Stadt zur Macht gekommen, die der Mäkler, der Rheeder, der Dampfschiffskommissäre und Spediteure. Aber Genua hat kein Recht zu klagen. Eine neue Geschichte des Handels und der Seefahrt gibt ihm Bedeutung, die Poesie des Importes und Exportes umwebt es mit seiner Berühmtheit. Der Kontakt mit der Außenwelt ist nie stärker gewesen als gerade jetzt, und seine Jahrtausende alten Handelstraditionen werden mit jeder frischen Ladung aus der Levante weitergeführt, die auf seinen sonnenbeschienenen Landungsplätzen abgeladen wird.

Digitized by Google

Hoch und majestätisch, ein meilenweit blickender Zeuge von Genuas Größe, hebt sich der altertümliche Leuchtturm von dem bläulichen Hintergrund der Berge ab.

Aber der Arbeitstag will zum Abend werden, und als die erste durchsichtige Dämmerung kommt, ist es, als tauchte sie aus dem Mittelmeere selbst empor. In allen Türmen erklingen die Glockenspiele, von dem ehrfurchtgebietenden San Lorenzo bis zum allerwinzigsten Barockcampanile. Das ist die eigene, die alte, schöne Stimme des Südens, die durch alle Verwirrung der fremden Zungen tönt. Die Hafenviertel widerhallen von dem Lärm der betrunkenen Matrosen, aber der Sonnenuntergang brennt wie altes Gold in der Luft, tiefer im Glanze hinter den dunklen Reihen der schlummernden Schiffe, aber beinahe weiß über den massiven Festungswerken hoch oben. Der Steinkohlenrauch bekommt violette Töne, und als auf den tausend Altanen die Lichter aufblinken, wird die Steinmasse bräunlichblau. Herbe und süße Düfte spinnen sich durch den lauen Frühlingsabend, auf dem Wasser ist es lichter als auf dem Lande, und der ganze Zauber des Mittelmeeres weht zu den offenen Hotelfenstern herein. Gerade in diesem Augenblick würde wohl der alte Claude Lorrain Genua lieben, es so lieben, wie nur er es konnte, dessen Seele für immerdar von dem geheimnisvollen Abendleben der Hafenstädte gefangen war.

Autorisierte Uebertragung aus dem Schwedischen von Marie Franzos.

Frühling in Palästina

Von Johanna Friedberg

O diese Nächte! Dieser Himmelsbogen
So tief gespannt. Die Sterne, traumverloren,
Wie Silbervögel, die herabgeflogen,
Ruh'n sie auf Wipfeln dunkler Sykamoren.

Digitized by Google

O diese Tage! Diese Luft so golden,
So hell, so leicht. Und überall die großen,
Goldfarb'nen Wiesen und die zitternd holden,
Goldgelb geflaumten, lieblichen Mimosen.

Und dieser Himmel! Dieses Meer in satten,
Blausamt'nen Tönen. Selbst der Berge Rücken
Ist blau von Wäldern, die von Wolkenschatten
Gezaubert sind, den nackten Stein zu schmücken.

Und Bäume! Palmen, deren Gipfel schwanken;
Dann Eukalypten, zart wie junge Birken
Mit hochgewachs'nen Stämmen, weißen, schlanken,
Olivenhaine, die gespenstisch wirken.

Und auch wie Märchen, grau und silberseiden.
Der See Tiberias trägt rosa Rüschen
Von wildem Oleander und die Weiden
Am Jordansufer stehn in dichten Büschen.

Auf kühnem Felsen trotzig schroffe Mauern:
Araberburgen, leuchtend und verschlossen.
Im Tal die Dörfer der hebräischen Bauern
Vom Frühlingsduft der Blütenpracht umflossen.

Doch dann erstarrt der Frühling vor den Toren
Der Felsenstadt, der königlichen Einen.
Jerusalem, dereinstens auserkoren,
Ist nichts wie Traum und ungestilltes Weinen.

Digitized by Google

Chinesische Volksmärchen

Richard Wilhelm in Tsingtau, der für das Verstehen chinesischen Geistes in Deutschland so viel getan hat, gibt soeben bei Diederichs in Jena einen Band „Chinesische Volksmärchen" heraus. Das Buch ist uns nicht nur seiner poetischen Werte wegen willkommen, sondern auch darum, weil die Mehrzahl dieser Märchen nicht aus gedruckten Quellen stammt, sondern nach mündlicher Tradition aufgeschrieben wurde. Diese Geschichten, Fabeln, Anekdoten, Sagen erzählt sich das Volk, sie gehören nicht jener geheimnisvollen, hinter zehn Mauern verzauberten „Literatur" an, die niemand lesen kann, sondern sind lebendig und gehen noch heut von Hand zu Hand, nicht als Kostbarkeit unter Gelehrten und Kennern, sondern als Besitz des Volkes.

Einige von diesen Märchen waren schon bekannt, und es ist nicht ohne Interesse, die verschiedenen deutschen Fassungen zu vergleichen. Zum Beispiel die Geschichte von Ying-Ning, dem lachenden Mädchen, steht auch in Bubers „Geister- und Liebesgeschichten" mit nicht unbedeutenden Abweichungen.

Je notwendiger eine gründliche Auseinandersetzung mit Ostasien uns erscheint, je aktueller schon rein politisch das Bedürfnis nach einem Verständnis des Ostens wird, desto wichtiger wird es, die Völker Ostasiens aus ihrem eigenen Denken und Wesen heraus kennen zu lernen, und dazu ist kein anderer Weg als durch ihre Kunst und Dichtung. Hier spielen die Volksmärchen eine große Rolle, denn hier ist, nächst dem Theater, die wahre Quelle der geistigen Volksnahrung. Was ich aus diesen Märchen lese, stimmt nun durchaus überein mit dem Eindruck, den mir die Chinesen Singapores gemacht haben. Wir finden viel Naivität, Kindlichkeit und Spielerei, daneben eine große Feinfühligkeit im Aesthetischen, Betonung der poetischen Einzelheit, Freude am Detail überhaupt neben einer gewissen Gleichgültigkeit gegen den erzählerischen Aufbau (mit Ausnahme der Kunstmärchen), Geisterglaube und andere animistische Vorstellungen herrschen durchaus, selten siegt persönliche Ueberlegenheit über diese dämonischen Abhängigkeiten. Dafür aber steht der Gebundenheit und Primitivität solcher Anschauungen ein Gebäude von moralisch-politischer Lebensbeherrschung gegenüber, eine Autorität der Sitte, eine Zucht der Höflichkeit, eine Heiligkeit der auf der Familie aufgebauten sozialen Autorität, die wir voll Hochachtung bewundern müssen.

Das schöne, gar nicht teure Buch ist gut gedruckt und mit 23 Reproduktionen chinesischer Holzschnitte geschmückt. Es gibt kein europäisches Märchenbuch, dessen Bilder mit den Texten einen so starken, rassigen, charaktervollen Akkord bildeten.

Hermann Hesse

Ueber Reisebeschreibungen

Ich stelle zwei Bücher gleicher Art einander gegenüber: „Vom Bosporus bis nach van Zantens Insel", von Laurids Bruun, und „Im Ruderboot durch Deutschland", von Marie von Bunsen. Beides Berichte selbstgemachter Reisen und mustergültig für die Art, wie die unförmliche Stoffmasse, woraus Reiseeindrücke stets bestehen, künstlerisch geregelt und wie sie unbeholfen sitzen gelassen werden kann. Der gebildete Wanderer nimmt nämlich sowohl die zufälligen sinnlichen Eindrücke von Minute zu Minute in sich auf, als auch die geschichtlichen,

Digitized by Google

ethnographischen und anderen Merkwürdigkeiten, und daneben wiederholen sich gewiß mehrere Umstände einige Male während der Reise. Er muß also unter der meist zu Recht bestehenden schwierigen chronologischen Zwangsform Stimmungsbilder, wissenschaftliche Bemerkungen und diese stets neu, womöglich steigernd, anbringen. Ein geschickter Bearbeiter wird sogar aus ihrer Kontrastierung Nutzen zu ziehen suchen.

Gewöhnlich unterdrückt man entweder das Persönliche zu Gunsten gelehrter Abhandlungen, wie es manche unserer reisenden Urgroßväter taten, oder löst man das Trocken-Materielle in phantasievolle und witzige Satzgebilde auf, nach Art von Chateaubriand oder Loti. Beide Wege sind gangbar. Laurids Bruun wählte den zweiten und schrieb damit ein sehr angenehmes, geschmackvolles Buch, worin wir alles, da er uns mit den selbstherrlichen Augen eines eingefleischten Europäers sehen läßt, sehr gut begreifen können. Seine besondere Art ist es, ein Land, einen Zustand durch einen typischen Menschen zu charakterisieren, den er kurz auftreten läßt. Damit erhalten wir nationale Eigentümlichkeit, ein rasches Streifen brennender Fragen, und meist noch einige spezielle kleine Nebenvergnüglichkeiten. Das Wesentliche ist sorgfältig ausgelesen, Unwesentliches verbannt.

Marie von Bunsen wagte sich an die künstlerisch fast unlösbare Aufgabe, Stimmung und Wissenschaft in gleicher Breite schön nebeneinander wirken zu lassen und die alltäglichste Handbewegung alltäglich wieder anzuführen. Das wird sich nur ein Talent wie Goethe leisten können. Ihre Erlebnisse erzählt sie ganz reizvoll und ihre kunst- und kulturhistorischen Bemerkungen sind lesbar, wiewohl nicht tief, aber beide stehen so unbeholfen ohne Zusammenhang oder artistische Absicht nebeneinander, schwächen sich gegenseitig und wiederholen sich, wie gesagt, so lästig, daß die gewöhnlichste Langeweile der Erfolg des Lesens ist. Ich bedaure das, denn die Grundidee des Buches, ein tapferes, einfaches und sehr modernes Freiluftleben im Sportboot, während acht Tagen, ist äußerst ansprechend, wie auch in die stilistische Ausführung fast immer, wo diese Idee hervortritt, eine angenehme Sicherheit gerät. Vielleicht ließe sich durch Streichen viel verbessern.

Hans Fromm

Landschaften

Kurzer Regen

Regen fällt,
und Sonne geht um,
Sonne geht im Regen um,
der klimpernd fällt
in den See,
und der See, der lacht
Triller an Triller
in die kitzelnde Pracht,
die ihn durchwärmt
und strahlend macht,
die er anschwärmt,
in Lust entfacht....
dann still und stiller,
und ganz erhellt
schweigt plötzlich die grüne,
die funkelnde Welt.

Sonnenblick

Im zarten Rauch von Grün
hängt trüb verschlossenes Land,
vom sanften Wind gehegt.
Gefüllt bis an den Rand
mit Himmel und mit Glühn
sind Wolkenschiffe unbewegt
verankert vor der Sonne.

Digitized by Google

Doch da, wie eines, das die schwere
Last nicht mehr erträgt,
sich neigt und nun mit seiner ganzen
Fülle überschlägt,
greift aufgeschreckt weit offenes Land,
trinkt taumelnd, schwärmt, vergeht in
Sonne.

Morgendämmer

Goldner Mond im See, tiefblaue Welt,
Erde ahnt noch nicht den Tag,
der sie auf gehobenen Armen hält,
still, so lang sie schlafen mag,

und die Stunde, die vorübergeht,
offnen Auges so verträumt,
wo von seinem Munde hergeweht
Röte schon am Himmel schäumt.

René Schickele

Redaktionelle Anmerkung

Die redaktionelle Fertigstellung der vorliegenden „Märznummer" fällt in die Zeit vom 29. bis zum 31. Juli. Dies sind die Tage der größten Ungewißheit über Europas Schicksal. Die Redaktion wurde vor die Frage einer Stellungnahme gerückt und empfindet den Nachteil, daß diese unterblieben ist. Aber die Ueberlegung, daß die vorliegende Nummer erst am 8. August in die Hände des Lesers kommt, und die Unmöglichkeit, die Entwicklung der Frage bis zu diesem Zeitpunkt abzuschätzen, zwang die Redaktion zur pflichtgemäßen Zurückhaltung. Die Schwierigkeit einer Wochenschrift, zu den Vorkommnissen willenbildend Stellung zu nehmen, wird in einem solchen Augenblick doppelt schwer empfunden und erzwingt eine unerwünschte, aber durch den großen Ernst der augenblicklichen Lage gebotene Passivität. Diese politischen Erwägungen veranlaßten uns, diese seit längerer Zeit vorbereitete unpolitische Auslandsnummer des „März" jetzt zur Ausgabe gelangen zu lassen.

Redaktion des „März"

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Seit 100 Jahren
bürgt für Güte, langes Lager und größte Bekömmlichkeit der Name
Matheus Müller

Digitized by Google

Der Weltkrieg

Von Theodor Heuß

Das Unausdenkbare, das nur der erhitzten Phantasie unverantwortlicher Leute anzugehören schien, ist Ereignis geworden: die europäischen Staaten stürzen aufeinander, sich zu zerfleischen. Es sieht aus, als ob nur das automatische Verfahren von Bündnisverträgen dieses Schicksal herbeigeführt — aber das ist nur eine oberflächliche Betrachtung. Deutschlands Eingreifen hing nicht von einem Paragraphen des Dreibundsvertrags ab, so wenig England die Triple-Entente als Verpflichtung zum Krieg anfaßte: kam es doch auf den Einfall, sich zum Schutzherr Belgiens aufzuwerfen, um seiner Bevölkerung einen greifbaren Vorwand zu schaffen. Denn der offene Kampf für das Zarentum hätte drüben wenig genug Sympathien gefunden.

Würde dieser Krieg nur durch den Gang eines automatischen Hebelwerks von Bündnisverträgen herbeigeführt worden sein, hätte er vermieden werden können. Er wollte vermieden werden. Zwar fehlte es in Frankreich in den ersten Stadien völlig an einer klaren Führung und niemand übernahm es, der öffentlichen Meinung eine Richtung, eine Haltung zu geben — aber Deutschland und England mühten sich um den Frieden. Es ist etwas schwer geworden, jetzt noch an den ehrlichen Willen Englands zu glauben, sicher glaubte unsere Diplomatie daran, denn sie verfolgte englische Anregungen noch in einem Augenblick, als es schon fast hoffnungslos erschien. Die deutsche Reichsregierung hat mit einer Loyalität gearbeitet, die ihr heute schon, wie auch die militärischen Ereignisse laufen werden, vor der Geschichte ein moralisches Uebergewicht sichert.

Digitized by Google

Es handelt sich aber nicht bloß um Bündnistreue. Von der war so lange die Rede, als wir Oesterreich-Ungarn diplomatisch in Petersburg sekundierten. Es mußte das Recht des Staates gewahrt werden, die Grundlagen seiner Lebensmöglichkeit zu sichern; diese aber waren durch die großserbische Propaganda gefährdet. Gleichgültig, durch welche Fehler die österreich-ungarische Politik im Innern gekennzeichnet wird; dieses Staatswesen, von so starken zentrifugalen Kräften beunruhigt, konnte die Gefahr der Abbröckelung auch nur eines Teiles nicht dulden, ohne seine ganze Existenz für alle Zukunft zu verneinen. Diese österreichische Staatsnotwendigkeit wurde an allen Höfen, in allen Kabinetten begriffen; die Wiener Regierung tat rechtzeitig das Notwendige, auszusprechen, daß sie an keinerlei Gebietserwerbung denke. Nach ihren Erfahrungen durfte man das auch gerne glauben.

Rußland wollte es anders. Rußland? Dem russischen Bauern sind die Weltdinge fern und fremd genug, er kennt sie nicht. Aber neben dem russischen Selbstherrscher steht jene Kriegspartei, die die Niederlage von 1904 und 1905 irgendwie auszuwetzen sucht. Diese wollte den Krieg und mit der panslavistischen Idee, so unsinnig diese staatspolitisch auch ist, konnte sie hoffen, das russische Volk in innere Bewegung zu bringen.

Rußland grenzt mit keinem Meter an Serbien. Es hat mit einer Züchtigung Serbiens an realen Werten nichts zu verlieren. Um Serbiens willen hätte es sich nicht in diesen Krieg begeben — es benützt dieses als Vorwand. Das wurde bald deutlich genug. Die russische Presse richtete ihre ersten und schärfsten Angriffe gegen Deutschland. In der Nowoje Wremja feierte der Deutschenhaß wahre Orgien. Die militärischen Maßnahmen folgten, sie galten uns.

Man muß der deutschen Regierung Dank wissen, daß sie in ihrem Weißbuch an den Reichstag sofort den diplomatischen Tatbestand an die Oeffentlichkeit gab. Der Depeschenwechsel der beiden Monarchen ist ein weltgeschichtliches Dokument von ein-

Digitized by Google

dringlichster Klarheit. Der Zar offenbart die schwache Haltlosigkeit und die versteckte Hinterhältigkeit seines Charakters in voller Rundheit. Das willenlose Opfer einer Clique — für niemanden eine Ueberraschung, der von dem System der inneren und europäischen Politik des Zarentums etwas wußte.

Und Frankreich folgt dem Zaren. Zwar lastet auf dem Volksgemüt die Unsicherheit, die der Senator Humbert mit seinen „Stiefelenthüllungen" erzeugt hat, aber Poincaré und Delcassé wollen die Stunde nützen. Mit der Rückkehr des herumreisenden Präsidenten bekommt die französische Diplomatie die schärferen Akzente. Deutschland wird gezwungen, gegen Rußland militärische Vorkehrungen zu treffen — man versucht, die Verbindung mit Paris aufrecht zu erhalten. Aber die Soldaten der Ostarmee lassen sich nicht mehr halten oder der Kriegsgeist übertönt in Paris die abwägende Vernunft — französische Truppen überschreiten unsere Grenze, Flieger suchen uns mit der tückischen Grausamkeit der neuen Kriegswaffen bekannt zu machen.

Das ist der Kriegszustand!

England schwankt — die innere Krise scheint seine Willensentscheidung zu hemmen. Die öffentliche Meinung Deutschlands verharrt in musterhafter Zurückhaltung und vernimmt mit Genugtuung die Sympathiekundgebung britischer Professoren. Bethmann geht einen Schritt weiter und teilt in London mit, wie sehr man in Berlin die englische Neutralität zu schätzen weiß: die Nordküste Frankreichs und die französische Handelsschiffahrt sollen von Deutschlands Kriegsflotte verschont bleiben, sofern England nicht eingreift. Das war, ohne Not, so weit gegangen, als irgend möglich war. Grey findet es nicht genügend. Er fordert die strikte Beobachtung der belgischen Neutralität.

Das heißt er sucht eine Stelle, von der aus er Deutschland „ins Unrecht setzen" kann, um für sein Volk den Grund des Kriegs zu schaffen. Als er mit der belgischen Neutralität kam, wußte man, daß er nun doch den Krieg wollte. Denn schon hatte Deutschland Luxemburg besetzt. Besetzen müssen. Bethmann sprach

Digitized by Google

über diesen Bruch des Völkerrechts mit aller Klarheit. Luxemburg und Belgien war erklärt worden, daß ihr Gebiet garantiert, alle Schädigung ersetzt werden sollten. Aber das ist, ohne alle Sentimentalität klar: in einem Vernichtungskrieg, der gegen Deutschland loszubrechen droht, übertönt die militärische Notwendigkeit die diplomatische Feinfühligkeit. Jeder Blick auf unsere Westgrenze zeigt, wie absolut notwendig zum Schutz des Niederrheins die Entfaltuug einer Truppenmacht an der französischen Nordostgrenze ist — wir wissen ja nicht, wessen wir uns bei der Stimmung der Belgier zu versehen haben. Das hat auch in Deutschland jedermann verstanden, daß, wenn die militärischen Aktionen begonnen haben, die militärischen Gesichtspunkte entscheidend sind. Um so mehr, als der Vorwand für England dürftig genug ist: wenn nicht jetzt, hätten wir später unausweichbar mit seinem Eingreifen rechnen müssen.

Nun rüstet sich Europa auf Blut und Opfer und kein Mensch weiß, wie seine Staaten, wie seine Wirtschaft, wie seine Kultur nach dem Krieg aussehen werden, der jetzt in die Weltgeschichte eintritt.

Das erste Opfer, das fiel, haben wir alle mit Schmerz und tiefstem Grauen empfunden. Mit Jean Jaurès starb der beste Europäer, ein französischer Patriot in der Tiefe seines glühenden Herzens und doch mit diesem großen Herzen eine Welt der Zukunft umschließend. Er starb, von der Hand eines gemeinen Meuchelmörders, weil er zu sehr Deutschland liebte, deutsche Kultur und Geisteswelt, weil er bis in die letzte Stunde hinein mit allen Fasern seines Wesens das schauerliche Unheil abwenden wollte, das jetzt über Europa hereinbrechen soll. Man glaubte einen Augenblick, Frankreich müßte vor dieser blutigen Fanfare erschrecken und seine besten Kräfte würden sich aufbäumen gegen einen Krieg, der so beginnt. Denn Jaurès war, über die sozialistischen Parteigrenzen hinaus, in allen schweren Tagen der Republik das sittliche Gewissen Frankreichs gewesen; auf ihn blickte man in den Stunden der Irrung und Verwirrung. Seine Seele

Digitized by Google

und sein Verstand werden Frankreich in den ernsten Zeiten fehlen, in die es sich hat hineinreißen lassen; aber auch wir haben ihn verloren.

Sein Tod mußte auch auf die deutsche Sozialdemokratie den stärksten Eindruck machen, denn mit der entsetzlichsten Demonstration hatte nun, wie kurz vorher der slavische, jetzt der französische Nationalismus gezeigt, zu welcher verbrecherischen Wut er bereit und fähig ist.

Die Sozialdemokratie Deutschlands hat die Kriegskredite bewilligt. Die schärfsten Gegner der deutschen Regierung haben ihr das loyale Bemühen um den Frieden attestiert. Der Aufmarsch der Truppen erfolgt ohne Störung; nur Toren konnten glauben, daß die sonst so lauten „Radikalen" versuchen wollten und könnten, eine solche Spannung der internationalen Situation parteipolitisch ausnützen zu wollen. Es wäre ihnen schlecht bekommen. Die Stellungnahme war ihnen erleichtert durch das Auftreten Rußlands. Gegen das Zarentum wollte selbst Bebel die Flinte schultern. Die Hunderttausende von Sozialdemokraten im deutschen Heere werden sich ebenso tapfer schlagen wie die anderen — und kein Mensch mag sagen, wie Deutschlands Parteien nach diesem großen Kriege sich orientieren werden.

In dieser Stunde kann nichts ausgesprochen werden als der Glaube und die Hoffnung auf den Sieg der deutschen Waffen. Mit wunderbarer Geschlossenheit ist das deutsche Volk zusammengetreten; die ausrückende Mannschaft beseelt der beste Geist. Der Ausgang des Krieges muß nicht nur die Ueberlegenheit unserer militärischen Technik, sondern auch die sittliche Kraft und das moralische Recht des Deutschtums im Herzen Europas erweisen.

Digitized by Google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

VI.

Die Pogrome

Wir erinnern uns an den Rapport des Staatsrates Makarow, der für das offizielle Rußland so belastend wie nur möglich war, und dessen Echtheit auch von der russischen Regierung nicht bestritten werden konnte. Wir vergessen auch nicht den Rapport des Rittmeisters Petuchoff an den Warschauer Generalgouverneur den „Dank" Skalons an den Oberst Tichanowsky und seine Dragoner, die in Sjedlez wie die Wilden gehaust haben. Auch diese Dokumente wurden in der Duma besprochen, und die Regierung konnte ihre Echtheit nicht bestreiten. Wir haben aber noch einiges hervorzuheben.

Der Rapport Makarows trägt das Datum vom 15. Februar 1906. Ein Vierteljahr später wurde sein Hauptinhalt durch die „Rjetsch" in ganz Rußland bekannt. Am 8. Juni interpellierte die Duma deshalb. Damals nun hielt Fürst Urussow, der frühere Gouverneur von Bessarabien, seine berühmte Rede, gegen welche die Regierung nichts von Belang zu sagen wußte. Aus dieser Rede müssen hier einige Stellen folgen: „Eine aufmerksame Untersuchung der sogenannten Pogrome zeigt dem Beobachter völlig homogene Erscheinungen. Dem Pogrom gehen immer Gerüchte über ihn voraus, die von einer weit angelegten Verbreitung verhetzender Flugschriften begleitet sind. Dann erscheinen die, ich möchte sagen, „Sturmboten", Vertreter des lichtscheuen Auswurfs der Bevölkerung. Was dann aber später in der offiziellen Bekanntmachung über Entstehung und Anlässe der Pogrome behauptet wird, erweist sich in der Folge immer und ausnahmslos als falsch. Die Pogromgesellen handeln im Bewußtsein eines gewissen Rechts, im Bewußtsein einer gewissen Straflosigkeit und handeln so nur bis zu dem Moment, da dieses Bewußtsein bei ihnen erschüttert wird, worauf der Pogrom ungemein schnell und leicht ein Ende nimmt. Dies ist eine ständige Erscheinung. In den Handlungen der Polizei wird dagegen stets Planlosigkeit und Uneinheitlichkeit beobachtet .... Wenn der Pogrom zu Ende ist, werden Verhaftungen vorgenommen, die Gefangenen werden

Digitized by Google

im Gefängnis interniert, und die das Gefängnis besuchende Behörde kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hier nicht Verbrecher, sondern von jemandem getäuschte Menschen sitzen. Mit einem Wort, man fühlt, daß hier immer eine durchdachte und weit angelegte Organisation vorhanden ist.... Im Januar 1906 liefen bei einer Person, die im Ministerium des Innern eine gewisse Stellung bekleidete und für einen Gegner der Pogrompolitik galt — ich rede hier nicht von mir selbst — Flugschriften ein, die gut und säuberlich gedruckt waren. (Wir werden gleich sehen, wen Urussow meint. K. A.).... Eine Gruppe von Personen, die gewissermaßen die Kampfgenossenschaft einer unserer patriotischsten Vereinigungen bildet, faßten den Beschluß, die Revolution zu bekämpfen. Als echt russische Leute sahen sie die Ursache der Revolution in den Polen, Armeniern und den Einwohnern des jüdischen Ansiedelungsrayons. Durch vielversprechende Flugblätter wurde die Bevölkerung aufgefordert, über diese Feinde des Vaterlandes eigenmächtig zu richten, wobei an die Soldaten eine spezielle Proklamation gerichtet wurde.... Diese Flugblätter wurden nicht in Hunderten, sondern in Hunderttausenden verbreitet.... Die Verbreitung wurde mit großem Geschick und nach einem bestimmten Plan durchgeführt. Dabei konnte man vom Standpunkt der einheitlichen Staatsmacht ein originelles Bild beobachten. Ein Polizeimeistergehilfe z. B. konnte von der Verbreitung unterrichtet sein, machte aber darüber seinem Chef, dem Polizeimeister, keine Mitteilung. Ein Pristaw wurde mit Vertrauen beehrt, der andere nicht.... Es kam auch vor, ich selbst bin Zeuge dafür, daß die Polizeibeamten dann den Befehlen der Gouverneure keinen Glauben schenkten. Sie nahmen an, daß die Befehle des Gouverneurs nur zur Irreführung der öffentlichen Meinung geschähen, und daß sie selbst die wahren Absichten der Regierung besser kennten. Sie hörten auf eine andere Stimme, die von weit her an sie herantrat, und der sie mehr Glauben schenkten. Zu derselben Zeit arbeitete schon in Petersburg auf der Fontanka im Haus Nr. 16 in einem der entlegensten Winkel des Polizeidepartements eine Druckmaschine. Zu ihrer Bedienung wurde der Offizier des Gendarmeriekorps Kommissarow direkt befohlen. Er hatte einige Gehilfen in Zivilkleidern. Kommissarow und seine Gehilfen beschäftigten sich mit dem Druck der erwähnten Proklamationen. Alles, die Organisation und Kommissarows Arbeit, war sehr geheimnisvoll und konspirativ eingerichtet. Nicht nur im Ministerium, sondern auch im Polizeidepartement wußte fast niemand von dieser Tätigkeit. Die Heimlichkeit änderte aber nichts an dem Erfolg des Unternehmens; und als die Person, die die Druckerei entdeckt hatte, Kommissarow fragte, wie es mit dem

Digitized by Google

Geschäft gehe, antwortete er: „Man kann einen beliebigen Pogrom veranstalten, wenn Sie wollen, einen über 10, aber auch einen über 10 000 Menschen".

Fürst Urussow behauptete hier also mit dürren Worten, daß die aufhetzenden Flugschriften, die über all die Pogrome vorbereiten halfen, im Petersburger Polizeidepartement selbst von einem eigenst dazu kommandierten Gendarmerieoffizier hergestellt worden sind. Diese ungeheuerliche Behauptung fand nur zu bald ihre Bestätigung durch den zweiten offenen Brief des Polizeigewaltigen Lopuchin an den Ministerpräsidenten Stolypin, aus dem wir folgendes zitieren: „Im Januar 1906 teilten mir einige Juden mit, es seien Anzeichen vorhanden, daß in verschiedenen Gegenden Rußlands Pogrome gegen die Juden vorbereitet würden, und sie erbaten meine Unterstützung zur Verhütung des Unheils. Die Untersuchung dieser Angaben bestätigte deren Wahrheit, überzeugte mich von der Anteilnahme von Regierungsvertretern an der Pogromvorbereitung und führte mich auf die Spur der Druckerei des Polizeidepartements.... Nach dem Manifest vom 17. Oktober 1905, als infolge der nach diesem Regierungsakt in vielen Ortschaften ausbrechenden Unruhen in gemäßigten Kreisen der Gesellschaft Anzeichen einer Reaktion auftauchten, unternahm der Chef der politischen Abteilung des Polizeidepartements, der Beamte für besondere Aufträge beim Minister des Innern Ratschkowsky (wir erinnern uns des Namens aus Makarow's Rapport. K. A.) zwecks Stärkung dieser Reaktion die Herausgaben entsprechender Aufrufe. Sie wurden damals von Gendarmerie-Offizieren gedruckt in den Räumen der Petersburger Gendarmerieverwaltung auf einer Druckpresse, die bei einer Haussuchung einer Gruppe von Revolutionären abgenommen worden war.... Als dann diese Druckpresse sich als unzureichend erwies, wurde auf Kosten des Polizeidepartements eine vollkommenere gekauft, die in einer Stunde tausend Abzüge liefern konnte. Sie wurde in der geheimen Abteilung des Polizeidepartements untergebracht. Die Aufsicht über ihre Arbeit wurde dem Rittmeister Kommissarow übertragen, und zwei Setzer waren mit dieser Arbeit beschäftigt."

Lopuchins Brief sagte die Wahrheit, die auch die Regierung nicht leugnen konnte. Die Polizei, die doch in erster Linie zur Sicherheit des Landes, zur Aufrechterhaltung der Ordnung da sein sollte, fabriziert selbst die Flugschriften, die Sicherheit und Ordnung über den Haufen rennen!

Lopuchin meinte dann in demselben offenen Brief: „Der Minister des Innern und das zentrale politische Organ sind völlig machtlos. Die Polizei und die Gendarmerie sind nicht in seinen Händen, sondern gerade umgekehrt, er ist in den Händen der Vertreter dieser Behörden. Die gefähr-

Digitized by Google

lichste Folgeerscheinung des Ausnahmerechts besteht darin, daß dank ihm ein jeder Polizeibeamter, ein jeder Gendarmerieoffizier mit seinen Geheimagenten zum unbeschränkten Herrn eines jeden Bürgers, also auch des ganzen Landes wird."

Das schreibt der Polizeigewaltige Lopuchin, der es doch wirklich wissen muß. Er entschuldigt mit seinem Schreiben zugleich den Minister des Innern, der machtlos sei. Der Minister des Innern kann also wieder einmal seine Hände in Unschuld waschen. Aber man kann ihm ohne Schwierigkeiten die beliebte Geste verderben. Er mag von der Tätigkeit Ratschkowskys nichts gewußt haben, aber kann er die beliebte Geste wirklich aufrecht halten, wenn man weiß, daß Retschkowsky zwar auf allerhöchsten Befehl infolge dieses Enthüllungsskandals seines Amtes enthoben wurde, aber auf schriftlichen Befehl seiner vorgesetzten Behörde an der Spitze der gesamten geheimen und Sicherheitspolizei geblieben ist, eine Belohnung von 75 000 Rubeln erhielt und bei allen Skandalaffären wie im Falle Azes-Lopuchin, Gapon, Harting-Landeisen, als Beamter für besondere Aufträge seine Hand im Spiele hatte? Und daß Kommissarow derweil zum Chef der russischen Geheimpolizei in Paris avanciert ist? Das nennt man doch wohl „die Treppe hinauffallen"! Und so gut hätte das den beiden Gentlemen nicht gelingen können, wäre das Ministerium des Innern damit nicht einverstanden gewesen. Es rehabilitierte die beiden und hieß damit ihre Taten wenigstens nachträglich gut.

Erinnern wir uns nochmals des dritten Aufsatzes, wo von dem Verhältnis der Regierung (Ministerium des Innern) und der Nebenregierung (die besondere Polizei) die Rede war. Dies Verhältnis hat offenbar Schule gemacht. Die Nebenregierung hat sich nun noch in ihren eigenen Reihen eine weitere Nebenregierung angeschafft; und so kann neuerdings auch die Polizei nach dem Muster des Ministers sich jederzeit die Hände in Unschuld waschen, was auch passieren mag. Der Minister weiß nicht, was die Polizei tut, und die Polizei weiß nicht, was Ratschkowsky und Genossen, die der Polizei angehören, tun. Verfügt man über ein hinreichend weites Gewissen, so kann man sich das Regieren gar nicht angenehmer machen. Ohne das wäre es auch völlig unverständlich, woher Leute wie Tschanowsky die Frechheit zu ihrem selbständigen Handeln nähmen. Sie wissen eben, daß sie bei der „Nebenregierung", die wir der Einfachheit halber Pogromregierung nennen wollen, immer Schutz und Rückendeckung finden. Und sie haben sich darin auch nie getäuscht. Die Leiter der Pogrome, soweit sie irgendwie mit der Polizei liiert waren, gingen immer noch frei aus und wurden sogar belohnt für ihre Tätigkeit. Den von ihnen Geführten

Digitized by Google

aber, den ungebildeten und verbrecherischen Gruppen der „echt russischen" Leute passierte auch nicht viel. Entweder wurden auch sie sofort von jeder Schuld frei gesprochen, oder aber die Gerichte diktierten ihnen einige Monate Gefängnis zu, die sie aber nie abzusitzen brauchten, denn schon nach wenigen Tagen oder Wochen wurden sie vom Zaren begnadigt.

Seit dem für die russische Regierung so unerfreulichen Vorsommer 1906 weiß Rußland nun auch ziemlich genau über diese „Pogromregierung" Bescheid. Schon im November 1905 überreichte der Großindustrielle Lwow dem Premierminister Witte ein Memorandum, das ganz detaillierte Angaben über diese Pogromregierung enthielt. Im Juni 1906 publizierte dann Lwow sein Material in der Presse. Er nannte die Häupter dieser Pogromregierung mit Namen, und keiner der namhaft Gemachten wußte etwas dagegen zu sagen. Danach bestand seit dem Sommer 1905 eine weit verzweigte Pogrom-Organisation unter Führung hoher Militärs und Verwaltungsfunktionäre, die damit beschäftigt war, die Freiheitsbewegung durch kontrerevolutionäre Akte zu unterdrücken. An der Spitze der Petersburger Zentrale stand damals nach Lwow der General Jewgeni Wassiljewitsch Bogdanowitsch, in dessen Haus in der Bolschaja Morskaja Nr. 51 alle Fäden zusammenliefen. In der Provinz standen ihm unter anderen zur Seite der Kiewer Generalgouverneur Keigels, der Statthalter-Stellvertreter des Kaukasus Schirinkin, die Stadthauptleute von Petersburg (Dedjulin) und Moskau (Medem), von Rostow (Pillar von Pilchau) und Odessa (Neidhardt), die Gouverneure von Minsk (Kurlow), Tomsk (Asantschewsky), Twer (Sljepzow) 2c. und der Metropolit Wladamir und andere höhere Geistliche. Sie bildeten eine Art „Oberkammer". Ihre Aufgabe war es, die höhere Petersburger Gesellschaft und vor allem den Hof für ihre Ideen zu gewinnen. Namentlich durch Trepow hatten sie jederzeit das Ohr des Zaren. Neben der „Oberkammer" gab es noch eine „Unterkammer", deren Aufgabe es war, die niederen Provinzbeamten und alle Rowdys für das gemeinsame Ideal zu gewinnen .... Die Oberkammer sollte den Termin festsetzen, wann loszuschlagen sei. Eigentlich wollte man schon im Spätsommer 1905 losschlagen, um das, was dann im Oktobermanifeste niedergelegt wurde, zu hintertreiben und überflüssig zu machen. Anfang Oktober fand zu diesem Zweck eine Konferenz in Petersburg statt. Da brach, allen unerwartet, der große Eisenbahnstreik aus, und die Herrschaften saßen bis zum 17. Oktober, dem Tag des Manifestes, in der Hauptstadt fest. Erst am 17. Oktober konnten sie mit einem Sanitätszug wieder in die Provinz gelangen. Die Pogrome, die dem Oktobermanifest hätten vorausgehen und es überflüssig machen sollen, konnten infolgedessen

Digitized by Google

erst nach dem Oktobermanifeste vor sich gehen. Daß sie dann doch nicht überall planmäßig und der Ober- und Unterkammer nach Wunsch verliefen, hatte seinen einfachen Grund darin, daß die Pogrommatadore des Eisenbahnstreiks wegen nicht immer rechtzeitig an Ort und Stelle sein konnten. Aber es ging auch so, wie man weiß. Diese Pogromregierung nutzte nun den Eisenbahnstreik, zu dem sie gewiß nichts konnte, um auch ihrerseits nach berühmtem Muster die Hände in Unschuld zu waschen. Sie sagte, wir sind an den Oktober-Pogromen unschuldig, denn unsere Leute saßen derweil ja zumeist noch in Petersburg fest. Das ist richtig, und es muß auch zugegeben werden, wären die Hauptmatadoren nicht in Petersburg zurückgehalten worden, so wären die Oktober-Pogrome vermutlich noch gründlicher ausgefallen. Aber auch ohne das funktionierte der Apparat immer noch ausreichend, und daß die Herrschaften nach den Oktober-Pogromen die späteren Pogrome veranlaßt haben, hat niemand von ihnen nach der Veröffentlichung Lwows in Abrede zu stellen gewagt. Sie taten das einzige, was sie in diesem Falle tun konnten: sie schwiegen.

Der Minister wußte von nichts, die Polizei wußte von nichts. Wohl aber mußten die Rowdys und Oberst Tschanowsky und niedere wie höhere Polizeibeamte in der Provinz annehmen, daß die Polizei und die Regierung die Pogrome billige und davon wüßte, denn sie erhielten ja die Hetzschriften durch Polizei- und Gouvernementsbeamte, sie erhielten ja Waffen und Munition von denselben Stellen. Und nach den Pogromen fanden diese Kreise ihre Ansicht bestätigt durch die Art, wie man vor Gericht mit ihnen umging. So glimpflich sind in Rußland noch nie Verbrecher bestraft worden. Sechsundzwanzig Provinzgouverneure, alle vom Zaren persönlich ernannt, waren in der Untersuchung, die nach den Pogromen vor sich ging, in recht fataler Weise verwickelt. Keiner von ihnen wurde bestraft. Zwei wurden zwar versetzt, fielen aber ebenfalls die Treppe hinauf. Hingegen wurden alle Gouverneure, die bei den Pogromen nicht wenigstens beide Augen zudrückten, vom Zaren ihres Amtes enthoben. So der Gouverneur von Ufa, der sich beim Premierminister wegen Vorbereitungen zu Pogroms beschwert hatte. So der Gouverneur von Terek, als er sich weigerte, einen Pogrom zu gestatten, obwohl er dazu aufgefordert wurde „von einer Person, die zu hoch stand, um ihr etwas zu verweigern", wie er selbst sich ausdrückt. Auch Admiral Spitzky, Polizeipräfekt von Sebastopol, der eine Miliz zum Schutz der Bevölkerung eingerichtet hatte, wurde abgesetzt. Kein Wunder, daß selbst konservative Männer von Ansehen, die sich selbst achten, im jetzigen Rußland kein höheres Staatsamt mehr bekleiden wollen.

Digitized by Google

Glauben wir aber einmal für einen Augenblick der russischen Regierung, glauben wir, daß der Minister des Innern tatsächlich von nichts wußte, glauben wir ferner, daß auch die Polizei nicht wußte, welche Vorbereitungen von Mitgliedern der Provinzialregierung und von höheren und niederen Polizeibeamten und Gendarmerie-Offizieren getroffen wurden, um an die Stelle des revolutionären Terrors den „weißen Terror" zu setzen, der den besonderen Schutz des Palastkommandanten des Zaren, des eine Zeit lang fast allmächtigen Trepow genoß. Als die Pogrome dann aber erfolgt waren, als Urussow seine Enthüllungen in der Duma gemacht, als die Berichte Makarows und Petuchows vor aller Augen lagen, als Lwow sein Material veröffentlicht hatte, wußte auch da die Regierung immer noch von nichts? Warum aber bestrafte sie dann nicht die Hauptschuldigen oder jagte sie wenigstens zum Teufel? Warum appellierte der Minister des Innern von dem offenbar schlecht unterrichteten Zaren nicht an den besser zu unterrichtenden? Ich denke, man hat nicht nur das Recht, sondern einfach die Pflicht, diese Regierung für den „weißen Terror" verantwortlich zu machen. Ich kenne auch keinen Russen, der das nicht täte. Nur außerhalb Rußlands fühlt man sich in seinem Urteil immer noch unsicher. Vielleicht wissen aber jetzt wenigstens die Leser dieser Aufsätze Bescheid, die über die Vorgänge nicht vom Hörensagen reden, die auch das Hervorkehren persönlicher Eindrücke mit Absicht bis jetzt vermieden haben, die in erster Linie und vor allem authentisches Material zusammentragen wollten, das jeden Menschen, der überhaupt urteilen kann, zum Urteil befähigt.

Die russische Regierung motiviert immer noch die Pogrome damit, daß sie sagt, die russische Revolution sei in der Hauptsache eine jüdische Revolution, gegen welche die loyalen Russen dann eben auf ihre Weise Front gemacht hätten und auch weiterhin nach Bedarf Front machen würden. Die Regierung macht sich damit die Sprache der „echt russischen Leute" zu eigen. Die „echt russischen Leute" mögen das mit einem Schein des Rechts behaupten, denn ihre Massen sind unwissend genug dazu. Aber die Regierung brauchte nur im offiziellen Journal ihres eigenen Justizministeriums die Statistik der Staatsverbrecher zu lesen, um derlei mit gutem Gewissen nicht mehr behaupten zu können. Nach dieser Statistik stellte nämlich der russische Adel zu den deportierten Politischen von 1827—1846 63%, von 1846—1900 rund 31%, und erst mit der Demokratisierung der Freiheitsbewegung infolge des russisch-japanischen Kriegs sank die Beteiligung des Adels auf 10%. Er ist damit innerhalb der Gesamtbevölkerung aber immer noch der Stand, der am stärksten an der Freiheitsbewegung beteiligt ist. Eine ganz ungewöhnliche Erscheinung. Die Aristokratie eines Landes neigt

Digitized by Google

von Natur am allerwenigsten zu Revolutionen. Wie muß es also um Rußland bestellt sein, daß hier gerade dieser Stand so stark revolutioniert! Trotzdem tauchte schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Behauptung auf, die Juden seien die Hauptschuldigen aller Revolutionsbewegungen. Damals aber gab es überhaupt noch keinen jüdischen Terroristen. Daß der Anteil der Juden an der Freiheitsbewegung dann aber immer mehr stieg, hat seine höchst einfache Erklärung in der Judengesetzgebung und all ihren Begleiterscheinungen. Auch der feigste Hund, wenn man ihn hinreichend malträtiert, beißt. Warum sollte der vom Absolutismus malträtierte Jude schließlich nicht auch das Beißen lernen? Seit dreißig Jahren mißhandelte die absolutistische Regierung Tag für Tag den Juden, und jetzt jammert sie, daß die jüdische Bevölkerung ihr feindlich gesinnt sei. Nun, ich finde, ein russischer Jude, der ein ehrlicher Freund dieser Regierung wäre, wäre noch verächtlicher als ein malträtierter Hund, der nicht beißt. Daß die Zahl der jüdischen Terroristen so klein ist, kann man überhaupt nur aus dem eingefleischten Widerwillen des Juden gegen Gewalttätigkeiten jeder Art erklären. Sonst ist es einfach unverständlich. Viel unverständlicher muß es in Anbetracht der Judengesetzgebung und der Pogrome für den Nichtrussen sein, daß überhaupt noch Juden, die auswandern könnten, in Rußland bleiben. Aber auch das hat seine echt russischen Gründe. Darüber im nächsten Aufsatz.

Rußland und Europa

Von Nachum Goldmann

(Dieser Aufsatz wurde schon vor einigen Wochen niedergeschrieben.)

Zwei Jahrhunderte sind vergangen, seitdem Rußland in das politische Staatenkonzert Europas eingetreten ist. Seitdem hat es oft eine entscheidende Rolle in der europäischen Geschichte gespielt. Schon zur Zeit der Enzyklopädisten bestand ein geistiger Konnex zwischen Rußland und Europa; — in den letzten Jahrzehnten hat es auch seinerseits Europa zu beeinflussen begonnen. Seit den Tagen des russisch-japanischen Krieges und der nachfolgenden Revo-

Digitized by Google

lution nehmen wir das intensivste Interesse an Rußland; und trotz alledem: es ist uns bis zum heutigen Tage ein Geheimnis geblieben. Dieses ungeheure Land, das von Europa nach Asien hinüberleitet, mit seinen 150 Millionen Einwohnern, ist für den Europäer ein noch ungelöstes Rätsel. Wir verfolgen wohl sein politisches Leben, wir lesen seine Literatur, wir lernen manche Russen persönlich kennen, und dennoch: was wissen wir vom inneren, geistigen Leben dieses Landes? wer von uns kennt die Entwicklungsgeschichte des russischen Geistes? Der russische Intelligenzler wie der russische Muschik, der Bauer, beide sind sie uns Rätsel.

Die russische Schrift wird uns zum Gleichnis. Dieselben lateinischen Buchstabenelemente, aber eine andere Bedeutung. Was uns P ist, ist ihnen R, was wir T lesen, bedeutet ihnen G, so geht es auch mit unseren Ideen und Kulturwerten. So oft wir russischen Emigranten begegnen, die unser kopfschüttelndes Interesse erregen, wir bewundern oft ihre geistige Kultur, um zugleich schaudernd zu empfinden, wie weit sie dennoch von uns verschieden. Unsere Moral ist nicht die ihre, ihre Ideen sind nicht die unseren; — es sind die gleichen Buchstaben, und doch eine andere Schrift.

Das Problem Rußland und Europa hat begonnen für uns eine schicksalsschwere, mit lauter Stimme Antwort heischende Frage zu werden.

Wir müssen wissen, wie es mit diesem Kinde der europäischen Mutter bestellt ist. Mag auch politisch bei Eydtkuhnen Asien beginnen, geistig ist das Land der Tolstois und Dostojewskis ein Teil von Europa. Wie aber steht es zu Europa?

Professor Masaryk, der bekannte Prager Gelehrte und Politiker, hat es unternommen, das Problem nicht zu lösen, aber es aufzuweisen, es in seiner Totalität zu offenbaren. Als einer, der Slave, aber nicht Russe ist, Europäer und doch Slave, war er ein Berufener zu diesem großen Unternehmen. Und das schwere Werk ist ihm vortrefflich gelungen. Sein „Rußland und Europa", von dem die ersten zwei starken Bände bereits vor-

Digitized by Google

liegen (bei Eugen Diederichs erschienen), ist grundlegend für das Verständnis Rußlands. Ein ungeheures Material ist in diesen zwei Bänden verarbeitet, für den europäischen Leser ist hier die Geschichte des russischen Geistes dargestellt an seinen einzelnen großen Repräsentanten und den ihm eigentümlichen Problemen. Je mehr man diese großen Russen, die Masaryk schildert, kennen lernt, umso unbegreiflicher werden sie uns. Unter diesen vielen Denkern ist mit Ausnahme sehr weniger — streng genommen mit Ausnahme zweier: Lavroos und Michailowskis — keiner, der ganz Europäer, der uns ganz verständlich wäre. In ihnen allen steckt etwas von Rätselhaftigkeit, von Anormalität, müssen wir wohl sagen. Die Tiefe ihres Geistes ist fast stets gepaart mit Unklarheit; so groß sie in den Einzelideen sind, so klein sind sie im logischen Zusammenhang der Gedanken, in der Systematik Denker ohne logische Disziplin, Philosophen ohne Methode und System, hinterlassen sie fast alle den Eindruck des Unorganischen, Sprunghaften. Mit einem Wort: sie sind alle Autodidakten.

In dieser ihrer Eigentümlichkeit wurzelt ein gut Teil des russischen Geheimnisses. Die russische Kultur ist unnatürlich in ihrer historischen Entwicklung; sie ist nicht langsam, organisch gewachsen, sondern treibhausartig emporgeschossen. Peter der Große war noch Analphabet, ein wilder Asiate in seinem Wesen, und unter Katharina bereits wird der russische Hof und der Adel beherrscht von den Ideen der französischen Enzyklopädisten. Während auf dem Throne ein Satrape vom Schlage Nikolaus I. sitzt, begeistert sich die russische Intelligenz an Feuerbach und Stirner. Noch heute sind 80% des Volkes Analphabeten, und Gymnasiasten und Lehrlinge lesen Nietzsche und Marx. Es ist mit der russischen Kultur wie mit der russischen Industrie: Leinen und Eisenwaren müssen importiert werden; aber nirgends in der Welt stellt man so feine Back- und Naschwaren her wie in Rußland. „Man ergreift die Gipfel (nach den Worten des russischen Gelehrten Grigorjev), und der Untergrund fehlt." Höchste Kultur und niedrigste Zivilisation: Autodidaktentum.

Digitized by Google

Dies bewirkt zweierlei: Halbheit und Uebertreibung.

Die Halbheit der russischen Kultur zeigt sich in ihrem völligen Mangel an den Eigenschaften, die für uns die Voraussetzung der Kultur ausmachen: Stetigkeit, Ordnung, Disziplin, Ausdauer. Der russische Intelligenzler ist sprunghaft, unberechenbar, geistig zügellos. Er erfaßt einen Gedanken leicht, aber er verarbeitet ihn nicht; er begeistert sich rasch und ist ebenso schnell wieder ernüchtert; er ist der geborene Schwärmer und der geborene Pessimist; er ist groß in der Schöpfung von Ideen, aber es fällt ihm sehr schwer, ein gutes Buch zu schreiben. Man betrachte das Leben der großen Russen; welche Zerfahrenheit, welche innere Disziplinlosigkeit! Die einen fallen in jungen Jahren im Duell, die anderen sterben in Sibirien oder in der Festung oder enden in geistiger Umnachtung. Und dasselbe Schauspiel in ihrer geistigen Entwicklung. Welche Sprunghaftigkeit! Radikale Liberale werden fanatische Reaktionäre (Katkow, Pichomirow); Freigeister werden orthodoxe Gläubige (Gapol, Leontjew, Dostojewski); Materialisten wandeln sich zu religiösen Mystikern (Solowjew). Kaum einer der Denker, die uns in Masaryks Werk entgegentreten, zeigt einen innerlich organischen Entwicklungsgang; keiner ist da, der nicht tausend Einflüssen verschiedenster Art unterlegen wäre. Ihre Vielseitigkeit ist bewundernswert, ihre Wandlungsfähigkeit erstaunlich, — an Einheitlichkeit und Geschlossenheit fehlt es den meisten.

Es ist klar, daß solche Eigenschaften einen Menschen unfähig machen zu Taten. Der Russe ist der geborene Ideologe mit all seinen Schattenseiten. Nur im Abstrakten, Theoretischen fühlt er sich wohl. Wenn er sich dann schon einmal zum Handeln durchringt, geht er vor wie der unpraktischste Tropf. Systematisch eine Aktion zu berechnen, sich durch Mißerfolge nicht abschrecken zu lassen, planmäßig zu handeln, dies vermag er nicht. Er nimmt einen rasenden Anlauf und bleibt nach drei Schritten erschöpft stehen. Wenn er dann mit einem Fiasko endet, tröstet er sich mit theoretischen Gesichtspunkten und spitzfindigen Diskussionen.

Digitized by Google

Diese Mängel des Russentums haben sich nirgends drastischer gezeigt und bitterer gerächt als in der russischen Revolution. Die Türkei hatte eine Revolution und sie glückte; in China kam die Revolution und hinterließ doch ihre starken Spuren; einzig in Rußland ist sie mißlungen, weil sie desorganisiert war. Man übte Terror, ohne die Massen vorher zu gewinnen; man baute Barrikaden, ohne das Militär zu sich hinüberzuziehen; man kämpfte mit Opfermut, aber mit Unvernunft. Und so war das Resultat trotz allem Heroismus nur ein Erstarken der Reaktion für Jahre hinaus.

Das Autodidaktentum führt auch zur Uebertreibung; sie ist Folgeerscheinung der Halbheit. Der Mensch ohne Ordnung neigt stets zum Extrem; wer keine Disziplin kennt, wird leicht zügellos. Und das ist der Russe, im Fühlen und im Denken; er selbst nennt dies eine „breite Seele" haben. Eine „breite Seele" hat der Mensch, der kein Maß und keine Schranke kennt, der heute jeden, dem er begegnet, umarmt und küßt und morgen einen Pogrom veranstaltet. Er treibt jeden Gedanken auf die Spitze, nichts liebt er mehr als das Paradoxon; Maßhalten gilt ihm als Philistertugend, nichts ist ihm verächtlicher als der goldene Mittelweg. Wie extrem sind die großen russischen Denker! Betonen sie die russische Eigenart, so werden sie Slavophilen à la Chomjakow und Aksakow, nennen die europäische Kultur „Wirtshauszivilisation" (J. Aksakow), erhoffen die Erlösung der Menschheit allein vom Russentum und sind sie konservativ und kirchlich gesinnt, so werden sie finstere Reaktionäre wie Pobjedonoszew oder fanatische Orthodoxe, wie sie in dieser grotesken Verzerrung kaum in den schlimmsten Tagen des Mittelalters zu finden sind (Leontjew). Sind sie hingegen religiös freigeistig, so entwickeln sie sich zum extremsten, ödesten Materialismus und Utilitarismus wie Pisarew. Als politisch Freisinniger wird der Russe Revolutionär, aus dem Marxismus zieht er die Lehre des Terrors und nirgends sonst hat der Anarchismus so konsequente Vertreter gefunden wie in Rußland (Pisarew, Bakunin, Krapotkin). Ist

Digitized by Google

der Russe Idealist, so ist er bereit, jeden Augenblick sein Leben für sein Ideal zu opfern, ist er aber Egoist, so kennt er im Genusse keine Schranken und erzeugt den Typus Ssanin. Diese Zügellosigkeit hat es bewirkt, daß nirgends in der Welt Intelligenz und Masse so abgrundtief von einander geschieden sind wie in Rußland.

Und daraus ergibt sich das zentrale Problem der russischen Geschichtsphilosophie wie Masaryk es als Grundgedanken seiner Arbeit untergelegt hat: Rußland und Europa. Wie kann Rußland wirklich ein Teil von Europa werden, wie vermag es seine dünne, zufällige Geistigkeit in eine Volkskultur umzuwandeln, wie — um mit Masaryk zu sprechen — die Brücke zu schlagen von Feuerbach als dem Denker, der Rußland vielleicht tiefer beeinflußt als jeder andere, zu dem russischen Mönche und damit dem russischen Muschik, der noch im Mittelalter steht?

Nicht minder wichtig ist die andere, europäische Seite des Problems, für uns sogar wichtiger. Denn es kann uns nicht gleichgültig sein, wenn Rußland, das zu Europa zählt und Europas Geschicke mit beeinflußt, doch noch nicht Europa ist. Nirgends in der Welt hat heute die Reaktion eine festere Stütze als in Rußland, nirgends wird die Kultur des 20. Jahrhunderts tiefer entwürdigt als in Rußland. Das nicht europäisch gewordene Rußland bedeutet eine stete Bedrohung für Europa.

Wird aber in aller Zukunft einmal ein Weg, eine Form gefunden werden können, die Rußland Europa eingliedert? Heute sind die Zweifel stärker als je in die Höhe gewachsen — was aber ist das Ende?

Digitized by Google

Die Kriegsmilliarden

Von Dr. Hermann Zickert-Senzig

Der deutsche Reichstag hat in seiner Kriegssitzung am Dienstag der Regierung einen Kriegskredit von 5 Milliarden eingeräumt. So groß ist nicht die gesamte Reichsschuld, die seit dem 18. Januar 1871 bis jetzt kontrahiert worden ist. Allerdings bleibt die Gesamtsumme der Anleihen des deutschen Reiches gegenwärtig nur ganz wenig hinter der runden Summe von 5 Milliarden Mark zurück. Auf 5 Milliarden Mark lautet die Schätzung der Führer des Reiches für die Kosten des Krieges, den jetzt Deutschland gegen Rußland, Frankreich und England führen wird. Wenn die militärischen Maßnahmen in dem gleich großen Umfange getroffen worden sind, in dem sich das Reich finanziell für den Krieg rüstet, dann kann jeder einzelne überzeugt sein, daß alles getan worden ist, was möglich scheint, um dem deutschen Volk die siegreiche Führung des Krieges zu verbürgen. Der Kaiser hat in der Thronrede versichert, daß die militärische Rüstung das Höchstmaß des Erreichbaren erlangt hat. Damit muß sich jeder Deutsche bis zur Entscheidung zufrieden geben. Die finanzielle Rüstung wird dagegen erst in den nächsten Wochen gehärtet werden. Mit der Bewilligung der 5 Milliarden Kriegskredit durch den Reichstag ist sie nicht erledigt. Es heißt jetzt erst aus der Bevölkerung, aus dem Wirtschaftsleben die Milliarden in die Reichskasse leiten.

Die Gesamtsumme der Kriegskosten, die Frankreich im Jahre 1871 an Deutschland zahlen mußte, und zu deren Abtragung es Jahre brauchte, ist nicht so groß wie der erste Kredit für den Weltkrieg. Von der ursprünglichen Kriegskostenforderung von 5 Milliarden Mark ließ Bismarck des schnellen Friedens wegen eine Milliarde nach, so daß von Frankreich nur 5 Milliarden Franks gezahlt werden brauchten. Wie hoch sich die ganze finanzielle Last des jetzigen schweren Krieges für Deutschland belaufen wird, läßt sich auch noch nicht schätzungsweise ermessen. Der Kriegskredit stellt auch nur die Schätzung der Regierung für die ersten Kosten des Feldzuges, für die Mobilmachung, die Verproviantierung und den Aufmarsch dar. Die gesamten Kosten werden sich weit höher stellen. So viel gilt jetzt schon ganz sicher. Wenn es gestattet ist, aus dem Verhältnis des Kriegskredites

Digitized by Google

zu den Kriegskosten im deutsch-französischen Kriege einen Analogieschluß auf die Kostensumme zu ziehen, die der jetzige Weltbrand verschlingen wird, so ergibt sich die Riesensumme von 55 Milliarden Mark. Denn der Kriegskredit, den sich im Jahre 1870 nach der französischen Kriegserklärung die Regierung vom Norddeutschen Bundestag einräumen ließ, beschränkte sich auf die uns jetzt so gering erscheinende Summe von 120 Millionen Talern, von 360 Millionen Mark. Den Erfordernissen des deutsch-französischen Krieges war auch der Kriegsschatz von 40 Millionen Talern angemessen, der von den französischen Milliarden im Juliusturm zu Spandau für den nächsten Krieg Deutschlands aufgespeichert wurde. Der beste Beweis für die Friedensliebe der deutschen Regierung, aber auch für die außerordentliche Sorgfalt, mit der erst in den letzten Jahren sich das Reich auf den drohenden Ueberfall seiner Nachbarn vorbereitete, ist die Tatsache, daß volle 43 Jahre lang nicht daran gedacht wurde, den Kriegsschatz von 40 Millionen Talern auf eine Höhe zu bringen, die im richtigen Verhältnis zur finanziellen Last eines modernen Krieges stand. Erst vor einem Jahre, als Rußland und Frankreich schon des öfteren die Absicht des Friedenbruchs hatten erkennen lassen, wurde der Reichskriegsschatz um 120 Millionen Mark Gold und um 120 Millionen Mark Silber erhöht. Er beträgt jetzt 360 Millionen Mark, wovon freilich noch 35 Millionen Mark Reichskassenscheine sind und ist in dieser Höhe bei der Eröffnung des Krieges der Reichsbank überwiesen worden, die dadurch stark gemacht wird, fast 1¼ Milliarde Reichsbanknoten auszugeben. Der Reichskriegsschatz trägt jetzt dreifache Frucht.

Zugleich mit der Füllung des Juliusturms in der Spandauer Zitadelle ist der Goldbestand und damit die Notenkraft der Reichsbank in einem solchen Maße gestärkt worden, daß sich jetzt auch den ersten Anforderungen dieses Riesenkrieges gerecht werden kann, ohne die deutsche Volkswirtschaft, die Geschäftswelt, die Bevölkerung unerträglich zu belasten. Mehr als eine Milliarde zahlungskräftiges Geld kann die Reichsbank allein durch die Ueberweisung des Reichskriegsschatzes der Reichskasse zur Verfügung stellen. Damit wird aber nur erst ein kleiner Teil der Finanzkraft ausgenutzt, die der Reichsbank jetzt unter Havensteins Leitung innewohnt. Diese Finanzkraft war gerade in den letzten Monaten durch die Verlangsamung des Geschäftsverkehrs, durch den Ueberfluß des Wirtschaftslebens an Kapital in einem Grade erhöht worden wie nie vorher. Der Metallbestand der Reichsbank hat noch am Ultimo August nach einer Woche panikartigen Haschens der Bevölkerung nach dem gelben Metall die Summe von 1½ Milliarden überschritten, war doppelt so hoch wie in den Zeiten vor der Havenstein'schen Rüstung. Neue Angriffe auf den Goldschatz sind durch

Digitized by Google

die Aenderung des Bankgesetzes ein für allemal verhindert. Bis zur Erledigung des Krieges kann das Gold nur mehr, nicht weniger werden. Der jetzige Kassenbestand ermöglicht aber ohne Einrechnung des Kriegsschatzes der Reichsbank noch die Ausgabe von ungefähr 3 Milliarden Noten über die Summe von annähernd 3 Milliarden hinaus, die bereits am 31. August in Umlauf war. Da durch die Kriegsnovelle zum Bankgesetz auch Finanzwechsel der Reichsschuldenverwaltung zur Dritteldeckung des Notenumlaufes zugelassen worden sind, ist jetzt die Emissionsfähigkeit der Reichsbank für die Kriegsausgaben nahezu unbegrenzt.

Die Aufbringung der 5 Milliarden Kriegskredit wird bei der lückenlosen goldenen Rüstung Deutschlands den Kapitalmarkt nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Die Reichskassen sind gefüllt. Sie enthalten nach neuesten Schätzungen mehr als 300 Millionen allein in Gold, die ebenfalls zur Reichsbank wandern werden und als 900 Millionen wieder erscheinen. Von der Milliarde des Wehrbeitrages ist noch keine Mark verbraucht. Die Zahlung des ersten Drittels ist schon für die nächsten Wochen angesetzt. Die Banken verfügen ebenso wie die großen Handelsfirmen über große Guthaben bei der Reichsbank, die am 31. Juli trotz Sturmes auf die Depositenkassen und Sparkassen noch angeschwollen waren gegenüber der Vorwoche und nicht weniger als 1,3 Milliarden betrugen. Auch das Publikum hat große Summen flüssigen Geldes bei den Bankstellen seines Vertrauens zur Verfügung. Die spekulativen Engagements mit ihren Kreditverpflichtungen sind schon vor der Börsenderoute bis auf ein Minimum gelöst worden. Das Kapital ist zur Anlage frei. Die Bevölkerung wird die Kriegsanleihe glatt aufnehmen, wenn sie zur Emission gebracht wird. Damit hat es aber noch keine Eile. Die Kassenbestände des Reiches und seiner Bank, die disponiblen Gelder der privaten Banken genügen für die nächsten Wochen, um die Kriegsausgaben zu bestreiten, so groß sie auch sind. Deshalb braucht die Reichsregierung jetzt auch noch nicht den Kriegskredit von 5 Milliarden flüssig zu machen, braucht keine Anleihe in diesem Umfang aufzunehmen. Vorerst sollen nur 1 Milliarde flüssig gemacht werden, und auch diese eine Milliarde wird nicht vom Publikum gefordert, sondern die Banken diskontieren in dieser Höhe Wechsel des Reiches und werden sie zum Teil an die Reichsbank weitergeben. Noch Wochen nach dem Kriegsausbruch wird das Publikum nicht zur Uebernahme von Kriegsanleihen herangezogen werden. Der Krieg ist in einem unerhört günstigen Augenblick der finanziellen Kriegsrüstung ausgebrochen.

Höchstens auf Wochen ist es möglich, die Entwicklung der Kriegslasten und ihre Aufbringung auf dem Geldmarkte vorauszusehen. Das fernere

Digitized by Google

Schicksal wird von den Ereignissen auf den Kriegsschauplätzen abhängen. Von dem Ausfall der Schlachten zu Wasser und zu Lande hängen die Emissionsbedingungen der Kriegsanleihen ab. Von der Entscheidung des Weltkrieges hängt es ab, wer die Kosten des Krieges tragen wird. Diese Kosten sind unerhört groß, sie stehen in keinem Verhältnis zu irgend einem Kriege der Vergangenheit. Das Volk, das sie trägt, wird jahrzehntelang daran tragen. 50 Milliarden sind der sechste Teil des deutschen Volksvermögens. Um den sechsten Teil seines Volksvermögens wird aber auch Frankreich gebracht, wenn es diese Kosten zahlen muß. Ein zweites Sechstel seines Volksvermögens verliert dann Frankreich durch seinen und Rußlands Kriegsschaden. Was Deutschland verlieren kann, was Rußland, was England verlieren kann, ist unschätzbar. Frankreich spielt um den dritten Teil seines Volksvermögens.

Persisches

Von L. Nasariantz

Die Schalmei

Ich hatte eine Schalmei aus Bernstein und spielte darauf meine Lieder.

Ich sang von den grauen Gipfeln der Berge meiner Heimat und der leuchtenden Bläue des Himmels, in die sie sich verloren.

Und die Klänge meiner Schalmei schwangen sich in die Luft und ertönten jauchzend und laut, wie das Lied einer Lerche.

Ich besang den schwarzen Sammet der Nacht und den farbigen Saum der Morgenröte.

Und mein Lied erklang fröhlich und feierlich, wie der heilige Vers eines Priestergebetes.

Als ich aber meine Geliebte besang, die geheimnisvoller ist als der Himmel und lichter als die Morgenröte, das schmolz der Bernstein der Schalmei an der Glut meiner Lippen.

Digitized by Google

Das Land der Mörder

Serbien ist das Land der Mörder. Eine Statistik aus der Zeit vor den beiden letzten Balkankriegen berichtet, daß dort jährlich ungefähr tausend Morde und Raubmorde zur Kenntnis der Behörden kamen. Dabei zeichnen sich die Missetäter häufig durch unglaubliche Grausamkeit aus. In solcher Hinsicht haben ja während der Balkankriege die Eozonen Griechenlands auch Hervorragendes geleistet, und unter den Bulgaren gab es gleichfalls nicht wenige derartiger Bestien in Menschengestalt, allein beide konnten sich nicht mit der infamen Erbarmungslosigkeit messen, mit der die Serben die albanische Bevölkerung in den eroberten Gebieten hinschlachteten. Man erinnert sich wohl noch der unglaublichen Roheit, mit der die Offiziere die Leichen des Königs Alexander und seiner Frau behandelten. Diese seltsame Veranlagung zeigt sich merkwürdiger Weise in höherem Maße bei den gebildeteren Schichten der Städte; der serbische Bauer ist, wenn er nicht erregt ist oder gehetzt wird, menschlicher, gesitteter.

Es muß wohl irgend ein Zusammenhang zwischen dieser tierischen Mordlust und dem Glaubensbekenntnis bestehen; denn die indigenen Bewohner von Bosnien und der Herzegowina sind, wie man weiß, alle desselben Stammes, sprechen dieselbe Sprache und doch sind die Mohammedaner und Katholiken von viel sanfterer Gemütsart (auch ehrlicher und zuverlässiger) als die Orthodoxen, die sich Serben nennen, während die anderen Bosnier, beziehungsweise Herzegowiner genannt sein wollen.

Die Serben, auch die des Königreiches, sind nicht bloß in Neu-Oesterreich sehr unbeliebt, sondern auch in Kroatien; diese Unbeliebtheit steigert sich bei den Kroaten (katholischen Serben) oft bis zum Haß und zur Verachtung. Es wird behauptet, daß Prinz Alexander, der serbische Kronprinz, an den Beratungen über das Attentat gegen Erzherzog Franz Ferdinand teilgenommen habe. Das mag ein böswilliges Gerücht sein, ist aber doch keine Lüge, denn es könnte ganz gut wahr sein — es ist nicht unwahrscheinlich.

Damit soll natürlich nicht das ganze serbische Volk zu Mördern gestempelt, bloß auf die traurige Tatsache hingewiesen werden, daß sich gerade unter den führenden, intelligentener Serben des Königreiches verhältnismäßig viele mit der Veranlagung zu schweren, rohen Verbrechen finden. Und diese unglückselig Belasteten, deren Taten in zivilisierten Ländern mit dem Tod oder lebenslänglichem Kerker geahndet würden, erfreuen sich der Freiheit, genießen das Leben in vollen Zügen, spielen gesellschaftlich und politisch eine große Rolle!

Der Psychologe, der ein wirksames Mittel zur Ausrottung dieser schauerlichen Begabung wüßte, verdiente einen Nobelpreis.

Ille

Der Sterlett.

Die vier Novellen, die der Däne Aage Madelung in dem Bande „Der Sterlett“*) gesammelt hat, erweisen sich als Gebilde eines geschickten und geschmackvollen Talentes. Sie drehen sich in schönem, gelassenem Rythmus um ihre Achsen und ihre Gestalten sind — soweit ein Mensch sich überhaupt anmaßen kann, das Auge eines andern zu kontrollieren — wahrheitsgetreu gesehen und gezeichnet.

* Erschienen bei S. Fischer. Berlin.

Digitized by Google

Sehr auffällig aber und fast erstaunlich ist der folgende Umstand: sobald Madelung von Tieren berichtet oder von Verwehendem in Landschaft und Luft, klingt es, wie wenn er von Verwandten spräche. Menschen gegenüber indes zeigt er eine derart starre und zurückhaltende Objektivität, als handle es sich um einen blutsfremden Stamm. Innig und ergreifend kann er nur sprechen, wenn er mit ihnen nichts zu tun hat. Dann gelingt ihm die kurze Geschichte „Der Sterlett", in der etwas von der sehnsuchtsvollen Wehmut bedeckter, lauer Sommertage gefangen wurde; dann schreibt er einen so erschöpfend und einfach schönen Satz über russische Nächte, wie: „Selbst die kurzen Stunden, wenn die Sonne drunten war, waren so hell, daß man einen Brief lesen konnte, wenn man daran erwachte, daß man von der Hand geträumt hatte, die ihn schrieb." (Sieht man von einzelnen geringen Härten ab, die überdies durchaus auf die Rechnung der deutschen Uebersetzung kommen, könnte er nicht von J. P. Jacobsen sein?) — Glatt und spurlos dagegen, obschon literarisch ganz einwandfrei, gleitet das Provinzgeschick des estnischen Apothekers Bierbaum vorbei.

Nicht genug läßt sich die Objektivität der heute schreibenden und heranwachsenden Generation rühmen, und niemand kann ernstlich verlangen, daß der Schriftsteller vor aller Augen das Los seiner Gestrüppe wehleidig beklage oder ruhmrednerisch bejubele. Dennoch läßt sich die Behauptung wagen, daß niemals ein Geschick hinreißen wird, in dessen Erzähler nicht ein Fünkchen — es mag noch so klein sein, noch so ironisch blitzen — von einsichtiger Herzlichkeit und verzeihender Liebe spürbar glühte.

Man ist bei der Lektüre der Novellen Madelungs fast beunruhigt, keinen offenbaren Grund dieser eigentümlichen Gespaltenheit angeben zu können. Schaltet er das Herz aus theoretischen Erwägungen bewußt und willkürlich aus, wie einen entbehrlichen Motor? Oder liegt in seiner Seele eine Schwelle aus nordgermanischer Sprödheit, Verschlossenheit und Menschenscheu? Kämpft er um ihre Ueberschreitung, oder lebt er neben ihr, ohne sie zu spüren? Oder ist schließlich ganz äußerlich dem Dänen Madelung das russische Leben, das seine Schilderungen bevorzugen, doch nicht so innig vertraut wie den Slaven, in deren weichen, hingebenden Tönen wir ihm sonst zu begegnen gewohnt sind? —

Werner Richter

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Die französische Nordostfront

Von Generalmajor z. D. v. Sprösser

G. K. G. Der deutschen Heeresleitung mag der Entschluß, den Aufmarsch des rechten Flügels durch belgisches Gebiet zu leiten, nicht ganz leicht gefallen sein. Wer aber die mit Festungen und Forts gespickte französische Ostfront von Belfort bis Verdun kritischen Auges betrachtet, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß lediglich frontales Vorgehen gegen diese — wenn nicht überhaupt aussichtslos — zum mindesten unverhältnismäßig viel Zeit und Kräfte absorbiert hätte. Und um Zeitgewinn handelt es sich bei diesem Ringen auf zwei Fronten, gegen Frankreich und Rußland, in allererster Linie, um möglichst bald eine gewisse Freiheit in der Verfügung über die eigenen Kräfte zu erlangen.

Von diesen Gesichtspunkten ist auszugehen, um die Operation gegen Lüttich und darüber hinaus gegen die französische Nordostfront zu verstehen. Auch hier kommen allerdings zwei, aber wesentlich schwächer ausgebaute Linien als die der deutschen Westgrenze gegenüber in Betracht. Die erste Linie bilden: Longwy, Montmédy, Les Ayvelles, Charlemont, Hirson, Maubeuge, Fort Curgies, Fort Conde sur l'Escaut, Fort de Flines, Fort de Maulde, Lille, von denen aber für die nächsten Operationen wohl nur die ersten sechs von Bedeutung sein werden.

Die zweite Linie: Verdun, Reims, Laon, La Fère.

Longwy und Montmédy sind kleine befestigte Plätze (Bahnsperren) ohne Außenwerke; Les Ayvelles ist Sperrfort, ebenso Charlemont (weit gegen Namur vorgeschoben, der Rest der Befestigung von Givet); Hirson ist Sperrfort

Digitized by Google

mit zwei Batterien; Maubeuge ist Fortfestung, an der Sambre, die sich bei Namur mit der Maas vereinigt.

Verdun hat eine alte Enceinte und umgebaute Zitadelle, 16 große Forts, 21 Zwischenwerke und 47 Batterien, die einen doppelten Gürtel von 48 Kilometer Umfang bilden.

Reims hat 16, bis zu 9 Kilometer vorgeschobene Forts und Batterien, von denen einige bis auf 30 Kilometer an Laon heranreichen.

La Fère und Laon stehen durch 16 weit vorgeschobene Forts und Batterien in unmittelbarer taktischer Verbindung mit einander und können auch Reims Unterstützung gewähren. Außerdem kommt hiefür auch noch das weiter rückwärts gelegene Condé sur Aisne in Betracht.

85 Kilometer südwestlich Soissons liegt die — seit 1874 durch eine große Zahl moderner, bis zu 14 Kilometer weit vorgeschobener Forts fast uneinnehmbar gemachte — Lagerfestung Paris, deren geschützter Innenraum ganzen Armeen Unterkunft zu bieten im Stande ist.

Europas Krieg

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Die Riesenspannung,

wie alle Teile der Erde sie gleichzeitig noch nie erlebt hat, durchzuckt und belastet die bewohnte Welt. Alle Staaten sind von ihr ergriffen und in Europa ist jeder Einzelne von ihr berührt. Es ist, wie wenn alles pfeilschnell sich drehe und wie wenn alles plötzlich stillstehe. In Deutschland aber fühlt man sich wie im Mittelpunkt der erdbebengleichen Bewegung.

Es sind heute drei Wochen seit dem 1. August, an dem uns die zusammenläutenden Glocken den fruchtlosen Ablauf des an Rußland gerichteten Ultimatums und damit den Krieg verkündet

Digitized by Google

haben. Die Ungewißheit des Friedens, die die letzte Juliwoche einschnürte, ist wie vergessen, seit sie der atemlosen Erwartung der Siege gewichen ist. Auch die Entstehung dieses Kriegs ist wie eine erledigte Sache.

Die Vorgeschichte ist schon Geschichte,

die noch manches aufklären und noch schärfer beleuchten wird, auch die Schuld, sei sie Handlung oder Unterlassung, noch sicherer feststellen wird. Der diplomatische Tatbestand ist noch nicht in allen Einzelheiten, aber für die Bedürfnisse dieser gewaltigen Tage hinreichend sicher festgestellt. „Die diesen Krieg machten, haben ein Verbrechen begangen", sagte mir der Großadmiral Tirpitz, als wir den Weißen Saal am 4. August verließen. Man hat das volle Recht, überzeugt zu sein, daß Rußland den Serben die Hand führte und den Rücken steifte bei allen Taten und Untaten. Oesterreich-Ungarn, dessen staatliches Festland von den slawischen Wellen künstlich und planmäßig unterwühlt wurde, hatte die Pflicht einer Notwehraktion von großem Nachdruck und darum kann man nichts Ernstliches gegen sein Ultimatum an Serbien einwenden, wenn dasselbe an der Donau bei Semlin die Hegemoniefrage aufwarf. Auch Deutschland hat ein mittelbares, aber großes Interesse daran, daß der Abbröckelung am österreichisch-ungarischen Staatsgefüge nicht zu spät Einhalt geboten wird. Also nicht nur der Buchstabe, auch der Geist des Bundes drängte Deutschland an Oesterreichs Seite. Darin war Bethmann Hollwegs Politik, die den festen Richtlinien Kiderlen-Wächters folgte, klar und einwandsfrei. Deshalb machte die ganze öffentliche Meinung diesen präjudiziellen Schritt im Juli mit. Warum es nicht Oesterreich war, das auch Rußland, dessen Solidarität mit Serbien eine nächstliegende Eventualität war, ein Ultimatum stellte, ist dem Weißbuch, dieser „vorläufigen Denkschrift", nicht zu entnehmen, auch nicht, warum Oesterreich auf Deutschlands allerletzte Anfrage nicht antwortete. Gewiß ist, daß die berechtigte Sorge, gegen Rußland, dem jede Hinterhältig-

Digitized by Google

keit unterstellt werden darf, den Mobilmachungsvorsprung des kleineren Territoriums nicht zu verlieren, die diplomatische Aktion zeitlich außerordentlich einschränken mußte. Frankreich, dessen Oberhaupt noch warm von der Umarmung mit dem Zaren auf den Wogen der Ostsee fuhr, fand, trotzdem es den Krieg nicht wollte, die Spannkraft nicht, sich von Rußlands falscher Politik nach Jaurès patriotischem Rat abzuwenden. Und Jaurès sank in dem Augenblick, in dem er Frankreichs unentbehrlichster Warner war. Dieser Meuchelmord des rasenden Chauvinismus war, wie ein französischer Abgeordneter mit Recht sagte: „Frankreichs erste Niederlage!"

Die Ereignisse

Die Tatsachen sind ehern und unabänderlich geworden. Auf ihnen steht die Gegenwart und aus denen, die nachfolgen, baut sich die Zukunft auf. Was gestern noch Möglichkeit und Willkür oder Wille war, ist heute schon Gang der Weltgeschichte. Die Stunde ist groß, weil sie unerhörte Anforderungen stellt. An niemand höhere als an Deutschland, das von einer Ueberzahl bekriegt ist, darunter die gewaltigsten europäischen Staaten.

Die unerhörte Situation muß die Kraft aufs höchste steigern. Dieses Bedürfnis ist im Reich, im Heer und im Volk lebendig und mächtig. Jeder weiß, wie furchtbar ein Krieg und wie furchtbar dieser Krieg ist. Man kennt die Gefahr und ahnt, daß ihr die Größe der Opfer entsprechen müsse. Aber keinen sah ich niedergeschlagen. Das ganze Volk ist des Sieges sicher. Der Gang der Dinge an der russischen Grenzwacht und die Verschiebungen, die dort schon vorgenommen werden konnten, rechtfertigt die Hoffnungen. Auch an der Westgrenze Deutschlands, auf dem äußersten rechten und linken Flügel, wie im Zentrum, ist schon in den ersten zehn Tagen die Stoßkraft und die Planmäßigkeit auf der deutschen Seite. Es wäre falsch, *nur* an Erfolge zu glauben. Man muß sich wappnen mit der aktiven Geduld, die ein Ausdruck der

Digitized by Google

Gesamtstimmung
in Deutschland ist und sein darf. Ernst harrend, darf man sich still an den Tatsachen und Wirkungen erheben, die schon sichtbar erschienen sind.

Das Staatsgefüge ist in Oesterreich-Ungarn mit einem Schlag fester geworden. Der zermürbende Nationalitätenstreit ist dem Bewußtsein der staatlichen Solidarität gewichen — das ist für den Krieg von großer und für den Frieden von einer fast noch größeren Bedeutung.

Die Neutralität von Norwegen, Schweden, Dänemark, Holland und der Schweiz sind eine Hinneigung zu Deutschland. Diese Gesinnung verleugnet nicht wie England die germanische Verwandtschaft und zeigt die Umrisse der Entwicklung. Belgien, das sich auf brüchiges Völkerrecht verließ, leidet unter einer zwiespältigen Politik und unter Maßregeln, die sich als gefährliche Halbheit und Verkennung der Machtverhältnisse erweist.

In Deutschland ist ein Wille in allen, der Wille, sich zu behaupten, der Wille an Kraft nicht abzunehmen, sondern zuzunehmen — trotz alle dem und alle dem!

Das ist schon an sich eine außerordentliche und denkwürdige Erscheinung: Millionen Einzelwillen, sonst auf die Zweckmäßigkeiten des tagtäglichen Lebens gerichtet und dem Spielraum der Meinungsverschiedenheit überlassen, sind zu einem einzigen Strom vereinigt.

Der Reichstag im Schloß und in seinem eigenen Kuppelbau gab das erste wirkungsreiche Zeichen, ein Schauspiel, das viel mehr als ein Schauspiel war. Mehr als die Thronrede selbst trug das improvisierte Nachwort des Kaisers den Charakter des historischen Augenblicks. Das Symbol des Handschlags zwischen Kaiser und Volksvertretung wirkte fühlbar und tilgte jede Parteiung. Der Widerhall davon durchzog Bethmann Hollwegs ausgezeichnet vorgetragene Rede, deren Ehrlichkeit starken Eindruck machte, und auch den Ton der sozialdemokratischen Solidaritätserklärung. Die Bevölkerung in Berlin und in ganz

Digitized by Google

Deutschland, das wir sechsundsechzig Stunden lang im Lokalzug durchfuhren, war überall von der gleichen ausgezeichneten Haltung, fest und klar, bewegt, ohne lärmende Erregung.

Man merkt an hundert Dingen, daß der Maßstab des Lebens geändert und gewachsen ist. Das Konventionelle, das Aeußerliche tritt zurück. Die kleinen Nichtigkeiten tauchen unter. Die Mauern zwischen den Ständen werden so dünn wie spanische Wände. Man merkt, daß über große und kleine Gegensätze ein „Schwamm drüber" nötig war. Ein neuer Zeitabschnitt hat begonnen, weil ein neuer Zustand der Geister eingetreten ist, gehe es wie es wolle. Hier gibt es kein Zurück. Es gibt keine Vaterlandsfeinde. Das ist ein Wort und fortwirkende Wahrheit. Auch im Elsaß hat der Riesenfehler Frankreichs, für Rußlands halbasiatische Politik mit den Waffen einzustehen, den großen Ruck vollzogen. Es liegen dafür unwiderlegliche Beweise vor. Ein außerordentliches Moment ist auch die finanzielle und wirtschaftliche Kaltblütigkeit und Vorkehr, die Deutschlands Geschäftswelt betätigt hat. Hut ab auch vor ihr, ihrem Generalstab und ihrem Chef, Direktor Helfferich.

Das Heer

dem alle deutschen Wünsche Kraft und Sieg bei ihrem opfervollen Riesenwerke wünschen, steht mit eigenem Willen auf der Grenzwacht. Nicht Drill und Kommando, sondern der brennende Wunsch, keinen Feind ins Land zu lassen und das Vaterland nicht herabdrücken zu lassen, leitet sie. All das Gerede vom Schlappwerden der Arbeiter durch die ehrliche Friedenspropaganda der Arbeiterpartei hat sich als falsch erwiesen. Jetzt, da es gilt, stellt jeder, ob Aristokrat oder Demokrat, seinen Mann und seinen Sohn. Wir sind auf der Fahrt von und nach Berlin an Hunderten von Militärzügen vorbeigekommen, überall die gleichen Augen. Dabei eine Ordnung und Raschheit der Mobilmachung, die für sich allein schon eine Gewähr ist. Der „Kommiß" tritt zurück. Das „zweierlei Tuch" ist verschwunden. Die feldgraue

Digitized by Google

Uniform steht der Mannschaft wie dem Kaiser und den Offizierkorps. Es ist der sichtbare Ausdruck sachlicher Zweckmäßigkeit. Alles Geräte, alle Lieferungen machen den Eindruck der Gediegenheit und von der Bewaffnung versichern Sachkundige und Budgetkommissionsmitglieder, daß sie zu Wasser, zu Land und zu Luft jeden Vergleich aushalten. Dies alles zusammen erhöht das Sicherheitsgefühl der Truppen wie der Bevölkerung.

Das muß so bleiben. Man muß das Weiche, auch wenn es Millionen diesmal ans Herz greift, nicht Herr werden lassen, weil in solchen außerordentlichen Lagen nur das Feste durchhält. Man muß die Zähne zusammenbeißen.

Ueber den Generalstab wird seitens objektiver Beurteiler versichert, daß die Mitglieder von sehr großer Tüchtigkeit sind und daß kein miles gloriosus darunter sei. Der Chef, Moltke II., der bei der Thronrede anwesend war, macht einen höchst intelligenten Eindruck.

Deutschland muß den Krieg führen, so lange, bis der Augenblick eines soliden Friedens erschienen ist. Dies ist das Ziel der Staatskunst, die diesmal in Deutschland klug und nicht draufgängerisch und nicht eroberungssüchtig war und so bleiben möge. „Es gibt noch höheren Wert, mein Sohn, als kriegerischen, im Kriege selber ist das letzte nicht der Krieg."

Der Krieg Europas ist auf Afrika und Asien übergesprungen, die Moral ist, wie Japan beweist, auch für sie ausgeschaltet, Amerika ist scharf interessiert und der Kreis der Staaten, die in diesen Wirbelsturm der Weltgeschichte eingezogen werden und bei dem künftigen Frieden werden drein reden wollen, ist noch nicht abgeschlossen. Der Krieg von 1914 ist in der Wirkung ein Weltkrieg und wird in der Geschichte den Namen führen, — wenn nicht eine rasche Wendung eintritt. Er soll und darf nicht bis zur Erschöpfung Europas geführt werden, wenn nicht die Hegemonie der Welt definitiv von Europa auf Amerika übergehen soll.

Der Schwerpunkt liegt kulturell an Deutschlands Ostgrenze, wo hundertjährige Unkultur, an die sich Frankreich ge-

Digitized by Google

kettet hat, im Interesse der ganzen alten Welt zurückzudämmen ist; politisch und strategisch liegt die Entscheidung an der Westgrenze und Deutschland muß hoffen dürfen, daß die Entscheidung bald fällt. Auch alle Mütter erflehen einen raschen Sieg.

Der große Aufstand

Von René Schickele

I.

Dum-Dum ist ein Instruktionsplatz für indische Rekruten im Kalkuttaer Bezirk. Dort ereignete sich zu Anfang des Jahres 1857 folgendes.

An einen Sepoy oder eingeborenen Soldaten, der, wie die meisten Sepoys, Brahmane war, trat ein Arsenalarbeiter von niederer Kaste heran und bat ihn um einen Trunk aus der Feldflasche.

„Ich habe meine Flasche gereinigt", sagte der Sepoy. „Du würdest sie wieder verunreinigen." Worauf der Mann ihm zurief:

„Du bist so stolz auf deine Kaste, aber warte nur ein wenig, wo wird dann deine Kaste sein? Der Offizier wird dich Patronen abbeißen lassen, die mit Kuhfett gearbeitet sind, wo wird dann dein Kastenstolz bleiben?" Und im Fortgehen warf er hin: „Oder hast wohl gar schon die neuen Patronen gebissen?"

Gemeint waren die Patronen zum Einfieldgewehr, das gerade in der bengalischen Armee eingeführt wurde, und die tatsächlich eine Mischung aus Kuh- und Schweinefette enthielten. Die Hindusoldaten liefen demnach Gefahr, ihr Höchstes, die Kaste, und die Mohammedaner nicht weniger, nämlich die ewige Seligkeit, zu verlieren. Durch die Arsenalarbeiter kam es ans Licht. Kam ans Licht und verbreitete sich mit unheimlicher Schnelligkeit, daß die Christen einen neuen, diesmal direkt gegen die Armee gerichteten Anschlag auf den Glauben der Indier vorbereiteten,

Digitized by Google

die mit Gewalt zu Christen gemacht werden sollten. Vorangegangene Versuche — die Entthronung eingeborener Fürsten und die Einführung von Telegraph und Eisenbahn, die Annektion reicher Provinzen und die Einsetzung ordentlicher Gerichte, Erhebungen von ungewohnten Steuern und ebenso neumodische Vorkehrungen gegen Pest und Cholera, nicht zu vergessen das Verbot der Witwenverbrennung und die Erfindung der Volksschulen — waren, so weit die aufklärende Tätigkeit der in ihren uralten Raubprivilegien gleicherweise bedrohten Brahmanen und Häuptlinge reichte, männiglich bekannt, gefürchtet und verhaßt. Wie bei allen Revolutionen kam es nur noch darauf an, die Armee zu gewinnen, dann konnten die Herren von gestern und morgen aufstehen .... Ueberdies waren die Engländer durchaus nicht unbesieglich, auch das wußte man, seitdem die Afghanen ein englisches Heer aus dem Land geschlagen hatten .... Im Februar und im März gab es Aufläufe von Sepoys in zwei Garnisonen des Kalkuttaer Bezirkes. Der erste verlief unblutig, beim zweiten wurden zwei Offiziere verwundet. Die Regierung zog die neuen Patronen zurück, und die Unruhen schienen beendet.

Aber von der Grenze des kürzlich annektierten Königreichs Oudh war eine sonderbare Bewegung ausgegangen. Indische Läufer, zumeist Polizeiwächter, eilten mit zwei „Chupathies", das sind kleine ungesäuerte Brotkuchen, nach dem nächstgelegenen Dorf, wo sie ihren Kollegen aufgaben, zehn weitere Chupathies zu bereiten und je zwei an die eingeborenen Polizeiwächter der fünf nächsten Dörfer zu verteilen; und diese sollten wiederum ihrem Beispiel folgen. Ueberall tauchten die Läufer mit den Brötchen auf. Die Behörden vermochten den unheimlichen Lauf über Indien nicht aufzuhalten. Bald stiegen die Boten hoch oben im Punjab, der nördlichsten Provinz, wie aus dem Boden.

Dann kam Meerut. Ende April begannen die Brandpfeile zu fliegen. Jede Nacht brachen Feuer aus. Ein eingeborenes Kavallerieregiment weigerte sich, bei der Parade Patronen anzunehmen.

Digitized by Google

Darauf wurde eine Untersuchung eingeleitet, an der nur eingeborene Offiziere teilnahmen, darunter drei von dem aufsässigen Regiment. Die Kommission entschied und gab bekannt, die Patronen seien die alten und enthielten keinerlei Stoffe, die ein Hindu oder ein Muselmann nicht berühren dürfte. Der Untersuchung folgte ein gerichtliches Verfahren. Das Gericht bestand wiederum ausschließlich aus Eingeborenen, sechs Mohammedanern und neun Hindus. Sechs von diesen Offizieren waren von Delhi herangezogen worden. Das Gericht fand 25 Soldaten schuldig und verurteilte sie, einstimmig, zu zehn Jahren Gefängnis. Am nächsten Morgen, dem 9. Mai, wurden die Verurteilten vor der gesamten Meeruter Garnison ihrer Uniform beraubt und in Ketten gelegt. Sie beschworen ihre Kameraden, sie zu retten. Wie es schien: vergeblich... Vergeblich, denn es war verabredet, erst am Abend des nächsten Tages, eines Sonntages, loszuschlagen, wenn die Europäer, wie gewöhnlich ohne Waffen, in der Kirche versammelt wären.

Am Samstagnachmittag begab sich Leutnant Gough mit einigen Kameraden nach dem Gefängnis, um Leuten seines Regiments die Löhnung auszuzahlen. Auf dem Heimweg folgte ihm ein Hinduoffizier und teilte ihm mit, die Sepoys hätten beschlossen, ihre Kameraden aus dem Gefängnis zu befreien, und die Gefängniswache sei für den Plan gewonnen. Gough eilte zu seinem Kommandeur, um ihm von der Unterredung Kenntnis zu geben, und erntete damit einen großen Heiterkeitserfolg, sowie das strenge Verbot, den beunruhigenden Unsinn weiter zu verbreiten. Seinem Brigadier, den er später am Tag traf, entlockte die Mitteilung den gleichen Ausbruch kollernder Zuversichtlichkeit.

So blieb Gough nichts übrig, als am anderen Tag zu Hause zu bleiben und die Revolte zu erwarten. Sie kam, am Abend, in Gestalt des Hinduoffiziers und zweier Soldaten, die Gough schon von der Straße zuriefen, daß der Tumult begonnen habe. Gough bestieg sein Pferd und ritt in Begleitung der drei nach

Digitized by Google

dem Exerzierplatz. Die Kasernen brannten, Sepoys, die einen in Uniform, andere in Nationaltracht, liefen unter Geschrei von Haus zu Haus, warfen das Mobiliar aus den Fenstern, feuerten Salven ab, viele tanzten wie wahnsinnig im Kreis und schwangen die Gewehre. Gough sah, wie der weißhaarige Oberst Finnis mit hochgehobenen Armen Leute seines Regimentes aufzuhalten suchte. Sie schüttelten den Kopf, taten ihm aber nichts. Gleich darauf warf eine Salve, die Soldaten eines anderen Regiments auf ihn abgaben, den alten Offizier zu Boden. Seine Leute rannten schreiend über ihn hinweg, in der Richtung nach der Stadt. Einige von ihnen erkannten Gough und riefen seinen Begleitern zu, Platz zu machen, sie wollten den Sahib niederschießen, und als diese der Aufforderung nicht folgten, schoßen sie mitten in die Gruppe hinein. Goughs Begleiter blieben ruhig, offenbar war auch keiner von ihnen getroffen, nur: „Sahib", sagten sie, „du mußt eilen, hier ist nichts mehr zu machen". Nun sprengte Gough zu seinen eigenen Leuten, die eben ihre Pferde sattelten, nachdem sie die Munitionsmagazine erbrochen und die Munition verteilt hatten. Sie ließen ihn herankommen, und abgesehen von einigen Rekruten, die blindlings ihre Gewehre auf ihn abfeuerten, schienen sie ihm nicht feindlich gesinnt. Einer lief sogar zu ihm hin und rief, während er den Hals des Pferdes streichelte, zu ihm hinauf: „Sahib, von uns hast du nichts zu befürchten, aber die anderen werden dich töten, wenn du nicht fliehst." Und er versetzte dem Pferd einen Schlag, drehte es schnell um und schlug noch einmal, damit es lief. Zugleich nahmen seine Begleiter Gough in die Mitte und sprengten mit ihm davon.

Sie gerieten in eine dichte Menschenmenge, die mit Stöcken, Säbeln, und allen möglichen Dingen bewaffnet vorwärts stürmte. Goughs Begleiter zogen blank und bahnten ihm einen Weg. Am britischen Artilleriekasino angelangt, machten sie Halt und sagten ihm Lebewohl. Er versuchte, seine Retter zurückzuhalten, jedoch, sie erwiderten, daß sie ihre Kameraden unmöglich im Stich lassen könnten, machten einen tiefen Salaam und ritten zurück.

Digitized by Google

Gough hat nie wieder etwas von ihnen gehört, obwohl er sich später sehr bemühte, sie ausfindig zu machen.

In der Stadt waren alle Häuser der Europäer zerstört, alle Weißen, Männer, Frauen und Kinder, die sich nicht in die britische Kaserne hatten retten können, ermordet. Das bewaffnete Volk war bei den ersten Flintenschüssen losgebrochen. Vierzehnhundert Gefangene hatten sich, mit bereit gehaltenen Waffen versehen, unter die sengende, mordende Menge gemischt, diese vereinigte sich mit den Sepoys, und dann setzte sich der ganze Menschenwirbel in Marsch:

„Nach Delhi! Nach Delhi!"

Der Schrei drang bis zu den Europäern, die, Gewehr bei Fuß, auf ihrem Paradeplatz standen und unschlüssig auf die brennende Stadt blickten.

Die Verabredung war eingehalten worden. Zum Glück für die Europäer hatte die Kirchenparade wegen der längeren Dauer des Tages eine halbe Stunde später stattgefunden, als am vorhergegangenen Sonntag. Die Verabredung war eingehalten worden, auch im zweiten Teil, dem Aufbruch nach Delhi. Dazu hatten die eingeborenen Offiziere geraten, die von Delhi gekommen waren, um am Kriegsgericht über die aufrührerischen Kavalleristen teilzunehmen ....

In Delhi, der Hauptstadt eines unter den Großmoguln einst mächtigen Reiches, residierte der alte Bahadur Shah, residierte nur noch zum Schein und er sollte, nach Englands Willen, der letzte König von Delhi sein.

Ihn machten die Aufständigen zum Herrscher über Indien.

Am nächsten Morgen langten sie vor Delhi an. Die Schiffsbrücke über die Jumna wurde von den Reitern im Galopp genommen, die Engländer, die sich blicken ließen, auf der Stelle niedergemacht. Sie ritten zum Palast des Königs und riefen, sie hätten die Engländer in Meerut erschlagen und seien gekommen, um für den Glauben zu kämpfen. Während der König noch schwankte, öffneten die Wachen die Tore des Palastes. Die Reiter

Digitized by Google

stiegen von den Pferden und fielen in die Wohnungen der Weißen und löschten von Zimmer zu Zimmer alles Leben darin aus. Zur gleichen Zeit marschierten die Sepoys aus ihren Kasernen, wo die Leichen der englischen Offiziere allein zurückblieben. Eine Explosion erschütterte die Stadt. Die letzten lebenden Engländer hatten sich nach verzweifelter Gegenwehr mit dem Pulvermagazin in die Luft gesprengt. Es war noch nicht Mittag. Das Europäerviertel stand in Flammen, die Plünderung hatte ihren Höhepunkt erreicht, da traten die Söhne des Königs unter die marmorne Vorhalle des Palastes und ließen sich huldigen. Die Gebetrufer auf den Minarets dankten in unermüdlichen Gesängen Alla für den Sieg.

Martin Andersen-Nexö

Von Friedrich Stieve

Es ist immer das gleiche, merkwürdige Erlebnis, wenn man nach Dänemark kommt. Man weiß, daß man den Boden eines kleinen Reiches betritt, und trotzdem hat man das Gefühl, als befinde man sich auf einmal auf eine seltsame Weise draußen in der Welt. Da ist nicht nur Dänemark, eine langgestreckte Halbinsel im Norden Europas, sondern mehr, viel mehr. Da ist eine Weite, die kein Ende hat, eine geheimnisvolle Offenheit nach allen Himmelsgegenden hin. Jedes andere Land besitzt seine wohlbegründete Enge; man findet sich in ihm geborgen und schützend beschränkt. Hier aber ist man wie hinausgestellt ins selig Ungewisse, wie emporgehoben aus allen Grenzen. Wodurch entsteht diese Empfindung, die so stark und selbstvergessen macht? Danken wir sie dem Meer, das von drei Seiten seine ewigen Fluten gegen die Küsten heranrollt? Oder dem frischen salzigen Wind, der über die Hauptstadt Kopenhagen und die langen Aecker der Ebenen unermüdlich geschäftig dahineilt?

Digitized by Google

Oder der weichen, fast zu weichen Sprache der Bewohner, die so viel von den rasch wechselnden Launen des Himmels in sich trägt? — Ich kann es nicht sagen. Nur dies ist sicher und überkommt mich stets aufs neu glücklich betäubend: man atmet Welt.

In letzter Zeit wurde ich wieder einmal lebhaft daran erinnert, als ich mich mit den Werken eines neuen dänischen Schriftstellers befaßte, des seit kurzem bei uns bekannt gewordenen Martin Andersen-Nexö. Wenn man seine Werke liest, die nun schon in ziemlich stattlicher Anzahl verdeutscht vorliegen, so spürt man plötzlich und völlig ungewollt etwas Aehnliches. Und man versteht sehr gut, daß aus diesem Lande ein Dichter von dieser ganz besonderen Eigenart erwachsen konnte, wie er und nur er es heutzutage ist. Einer, der den großen und mühsamen Schritt vom Einzelnen zur Menschheit getan hat.

Im Folgenden will ich versuchen gerade diese Seite seines Wesens, wenn auch nur flüchtig zu berühren, weil sie uns im Sinne der allgemeinen Geistesentwicklung die wichtigste, bedeutendste zu sein scheint.

Andersen-Nexö behandelt in seinen Romanen und Novellen fast ausschließlich das Leben der Armen: der Arbeiter, der kleinen Bauern und Bauernknechte. „Behandeln" freilich ist dabei ein allzu blasses, äußerliches Wort. Denn er gestaltet vor unseren Augen als ein Mensch, der selbst dieses Leben gelebt, der es von innen angeschaut und durchschaut hat bis in seine verborgensten Falten und Fältchen. Es ist kein Herabneigen, kein teilnehmendes Einfühlen, wenn er die Geschicke der „Geringen" erzählt, es ist ein völliges Daheimsein, ein allmähliches Austragen, Ausreifen ihrer dunklen Tiefen und verwirrenden Mannigfaltigkeit zu großer, klarer Uebersicht. Das Dasein des Volkes ist ihm kein erworbenes Gut, sondern einfach sicherer Besitz. Wir hören von ihm selber, daß er, der Sohn eines Steinklopfers von der Insel Bornholm, erst Bauernknecht und Schuhmacherlehrling, dann Malergeselle und zuletzt Lehrer war. Er hat an jeder Zeile seiner Schöpfungen mit dem eigenen Blut, mit dem eigenen Darben und Gewinnen

Digitized by Google

gearbeitet. Das aber gibt allem, was er schreibt, die Wahrheit bis auf den Grund.

Hiefür ist das beste Beispiel der zweibändige Entwicklungsroman: „Pelle der Eroberer" (Leipzig, Inselverlag), der besonders in der ersten Hälfte ganz deutlich auf persönliche Erlebnisse aufbaut. Anders wäre auch die Eindringlichkeit nicht zu verstehen, mit der wir hier in das Innerste eines heranwachsenden Knaben eingeführt werden. Das Erstaunliche an diesem Buche, das schlechthin Bezwingende ist nicht eigentlich die glänzende Schilderung der jeweiligen Umgebung, in die der Held hineingerät: des großen Wirtschaftshofes auf dem Lande und der kleinen Werkstatt in der Stadt — sondern die bis in die feinsten Nüancen durchgearbeitete Darstellung seines allmählichen Werdens. Die unaufhörlichen Wechselbeziehungen zwischen Seele und Welt, das Reifen der Seele an der Welt, gegen die Welt und über die Welt hinaus, das ist mit so mannigfachem Vielerlei und dabei so planvoll klar zur Anschauung gebracht, daß ein wundervoll bewegtes und dennoch einheitliches Ganze entsteht. Wie von selbst wächst dem Leser dies Bild der Jugend eines kleinen Hirten und Schusterbuben zum Bild der eigenen Kindheit, zum Bilde der Kindheit überhaupt empor.

Das aber ist gerade der größte Reiz an der Kunst Andersen-Nexös: die unabsichtliche und trotzdem stets erreichte Steigerung zum Symbol. Die Gestalten, die seine Novellenbände: „Lobgesang aus der Tiefe" (Leipzig, G. Merseburger), „Bornholmer Novellen" (ebenda) und „Die Küste der Kindheit" (München, Albert Langen) in buntem Gedräng an uns vorüberziehen lassen, tragen alle irgendwie den Schimmer allgemeiner Bedeutsamkeit. Jede von diesen kurzen Geschichten umreißt das Leben oder Vergehen, das Handeln oder Dulden eines Menschen aus dem Volke, mit dem ganzen Einschlag von Unbändigkeit, zügelloser Kraft und Leidenschaft, der dort unten die Schicksale stets zu wildem Kampf um Sein oder Nichtsein auftürmt, jede von ihnen berichtet knapp und mit herber Sachlichkeit das ihre, vor nichts

Digitized by Google

zurückschreckend und dabei doch karg auf das Notwendige beschränkt, jede von ihnen ist eine kleine Sonderstudie ohne Pretention und Aufputz, nur einfach getreu bis in die kühnsten Höhen und verborgensten Gründe ihres jeweiligen Helden. Aber in allen zusammen ist auf wunderbare Weise etwas zugegen, nirgends zwar ausgesprochen, doch wirksam wie eine geheime Macht: die Menschheit selbst mit ihrem innersten Glück und Weh.

Dieser große Eindruck wird keineswegs durch mystische Aufbauschung oder gedankliche Reflexion erreicht, sondern einzig und allein durch die schlichte, unerbittliche Wahrhaftigkeit, mit der hier ein Beispiel neben dem anderen entwickelt wird, fast wissenschaftlich objektiv, nur mit der kühnen Freude an der tief begriffenen Tatsächlichkeit.

Andersen-Nexö wertet nie. Die Erscheinungen als solche sind ihm heilig, er tut nichts anderes als ihnen Sprache zu verleihen, eine Sprache freilich, der die Gewalt der Dichtung innewohnt.

Der kränkliche, aller Welt feindlich-kritisch gegenüberstehende Schwächling, der im Mittelpunkt eines (bei Albert Langen in München) herauskommenden, vortrefflichen Romanes „Ueberfluß" steht, äußert gegen Ende des Buches, als sein Freund, ein naiver Kraftmensch, plötzlich stirbt, halb widerwillig, halb neidisch einige Gedanken, die für den Verfasser äußerst kennzeichnend sind. Sie lauten: „Und war denn nicht gerade das das Herrliche, daß das Leben sich nicht abrichten und zweckvoll gestalten ließ? Ueber alle Ufer sollte es fließen und schäumen, wie ein mächtiges Füllhorn und das Ueberfließende war ebenso gut wie das, was innerhalb des Rahmens blieb. Denn das Leben hatte kein Ziel über Leben, Sterben und Wiedererstehen hinaus, es bestand darin sich zu tummeln, bunt, unberechenbar, launisch wie ein Füllen sich auf der Wiese tummelt, weil es nicht anders kann; Blumen auf die Gräser zu streuen und den Tod als Schaffner im Festhaus zu bestellen. Sorgloses, moralloses Leben!" Das ist das Bekenntnis eines Künstlers. Die moralloſe Moral dessen, der die Dinge unbedingt und ohne Rückhalt zu sehen vermag,

Digitized by Google

der seinem Begreifen keine Schutzschranken von Muß und Soll, von Wunsch und Forderung auferlegt, der nur die eine große Ehrfurcht vor dem Seienden kennt.

In dem Roman: „Sühne" (Leipzig, Georg Merseburger), begrüßt ein Mann, der sein Leben in Einsamkeit zubringt, um ein in früher Jugend begangenes Unrecht zu verbüßen, mit Freuden die neue Zeit, die mit ihren freieren Ansichten das Gewissen erleichtere und vieles vom alten Zwang hinwegräume. Was hier noch ersehnt und gesagt wird, ist in späteren Werken vollzogen und in Tat umgesetzt. Dazwischen liegt freilich ein langer Weg innerer Entwicklung: eben der Weg zur restlosen, man möchte sagen skrupellosen Hingabe an die Rätsel der Menschheit als solche mit ihren Schrecken und Abgründen, die die Vielen nicht zu schauen wagen. Auf diesem Wege gelangen Andersen-Nexö im Starken wie im Zarten Entdeckungen, die, wie mir scheint, jeden etwas angehen. Denn seine Gestalten rufen uns allesamt, bald mehr, bald weniger eindringlich, bald lachend, bald weinend, das demütig-stolze Wort zu: Siehe da, ich bin ein Mensch!

Zur Kriegslage

Schier entwaffnet und widerlegt in allen seinem Fühlen und Denken — steht der Kulturmensch einer Welt gegenüber, die fast in ihrer Gesamtheit zu den Waffen greift. Die ganze politische Weisheit der europäischen Staaten, die fortgesetzt von den Segnungen des Weltfriedens sprach, fällt mit einem Ruck, wie ein Kartenhaus, in sich zusammen. Nur derbe Realinteressen haben das Wort. Der kleine Rest an Idealismus stellt sich ausschließlich in den Dienst kriegerischer Begeisterung, als hätte die ganze Menschheit endlich die Erfüllung ihrer Wünsche gefunden, den Krieg Aller gegen Alle. Vollständig disparate Völker, wie sie der Dreierverband aufweist, vereinigen sich, nur durch den Kitt des Hasses gegen die Größenentwicklung des deutschen Reiches verbunden, zu einem Waffengang, wie ihn die Geschichte aller Zeiten nicht aufzuweisen hat. Verträge, Völkerrecht, Kultur, Humanität gelten über Nacht keinen Deut mehr. Milliarden an Arbeitswerten werden täglich auf eine Karte gesetzt.

Digitized by Google

Es ist die größte, im Streit der Nationen und Völker, je an eine Machtgruppe gestellte Anforderung, wie sie jetzt an den deutsch-österreichischen Block, den aus dem Dreibund zeitlich resorbierten Zweibund herantritt. Begreiflich erscheint es daher, daß diese gigantische Aktion auch eine riesige Reaktion hervorruft, eine Kraftentwicklung in dem angegriffenen Teil weckt, die voraussichtlich von den Anstürmern gegen diesen Block unterwertet wurde und daher einen Erfolg in Aussicht stellt, den nur Kraftquellen, wie sie die deutsche Konzentration besitzt, speisen können.

Dagegen erscheinen tatsächlich nationaler Chauvinismus und nationales Temperament, wie sie Frankreich ins Feld führt, wie Jahrmarktserscheinungen, stumpfsinnige Gefolgschaft der Russen, bei welcher das in Rußland ausschlaggebende Dorf fast nur Quantität, bei geringerer Qualität bieten kann, als zweitklassiger Wert und was England betrifft, das sein Kalkül darauf stellt, die beiden großen Kontinentalmächte würden die grobe Arbeit gegen Deutschland besorgen und es selbst nur Vorteile ohne großes Risiko einheimsen, ist sein Eingreifen eine Spekulation auf fremde Kraft, ein Spiel — das mindestens ebenso gut fehlgehen kann, als Rot statt Schwarz in der Roulette schlägt.

Die Politik ist zeitlich ins Hintertreffen geschoben, insolange Kanonen und Gewehre sprechen. An der wuchtigen, lebendigen Kraft, die im deutschen Volksheer ruht, zweifeln auch die Gegner nicht. Sie ist ungleich wertvoller, als alle Hurra-Stimmung und Begeisterung. In diesen Tagen erwartet aber das gesamte Deutschtum, daß die politische Arbeit hinter der Front, in der sich deutsche Jugend und Mannheit zweifellos tapfer und wacker bewähren werden, nicht ruhen und damit den Erfolg wesentlich fördern werde.

Hier liegen wichtige Aufgaben und noch ungelöste Fragen vor, welche die deutsche Diplomatie zu bewältigen und zu klären hat.

In Italien darf kein Zweifel darüber aufkommen, daß seine Realinteressen, die es zur Neutralität veranlaßten, doch für die Zukunft — in Gänze auf der Dreibundsseite liegen, in Rumänien aus bekannten und von mir an dieser Stelle wiederholt ausgeführten Gründen ebenso. Die Schwächung Rußlands durch Japan dürfte sich dagegen auf dem eigentlichen Kriegsschauplatz kaum fühlbar machen. Hingegen wäre — um Oesterreich-Ungarn, dessen Mobilmachung geradezu glänzend klappte und dessen Armee große Fortschritte gemacht hat — möglichst von seiner serbischen Strafexpedition und in der Folge auf der ganzen Balkanseite zu entlasten — die Garantie unerläßlich von Rumänien zu erlangen, daß ein russischer Durchmarsch unmöglich werde. Hierin liegt wohl die wichtigste Aufgabe der Diplomatie. Rumänien ist ungleich militärisch kräftiger als Belgien und kann dieser Absicht Rußlands noch erfolgreicher entgegentreten, als etwa die Schweiz es einem französischen Durchbruchsversuch gegenüber tun kann. v. S.

Digitized by Google

Auf des Meeres Grunde

Ich weiß nicht, wie dem Wassertropfen in der Tiefe zumute ist, wenn der Sturm die Oberfläche zerreißt.

Aber das habe ich mit erlebt, wie die Hand des armen Dorfkrüppels sich zitternd um die Krücke krampfte und nach Ost und West auf einmal schlug. In seinem Blute tobt der Krieg nicht geringer, als in irgend einem der totgeweihten Helden, die Tag für Tag zu Tausenden unter endlosem Hurra die Bahnstation durchrollen. Es ist nur noch ein Leib, er und sie und wir. Sonst rutschte er, Mitleid heischend, mit seinem Wägelchen in den Straßen herum, bot Ansichtskarten und Zigaretten feil. Seit dem Kriegsausbruch hockt er wie berauscht am Bahnhof fest, sich an die Schranke klammernd, kein Gedanke mehr beim Geschäft, nur wilde Glut in den Augen, und bei jedem Hurra der Lauteste, bis in die Nacht hinein, bis zum Ermatten....

In dem kleinen Wartesaal haben wir unsere Wachtstube. Des Aufrufs harrende Landstürmer, Zurückgestellte, auch Alte und Schwächlinge. Welch ein Wunder! Keiner von uns wußte je von dieser Einrichtung, und waren insgeheim schon längst als Glieder der gewaltigen Landeswehr vorbestimmt. Und über Nacht treten wir, die scharf geladene Waffe im Arm, zum ersten mal auf die mondfunkelnden Geleise hinaus, die wir beschützen sollen, eine meilenweite Strecke entlang, bis dort, wo uns die unbekannten Genossen der nächsten Station begegnen — und so, wie wir, Hunderttausende über das ganze Reich. Wie rasch es uns in die Knochen übergeht, dieses aus den Wolken gefallene heilige Amt! Vom dickbäuchigen Privatier bis zum Armenhäusler herunter, wir „Intellektuellen" — meist freiwillig — als Fremdkörper eingesprengt, umfaßt uns die eiserne Gemeinschaft, und die Strenge des Militärgesetzes löscht alle Kleinlichkeiten des bürgerlichen Daseins aus. Es ist das erste mal, daß wir wirklich dasselbe wollen. Weil Müssen und Wollen zu eins wird. Die Wohltat des eisernen Zwanges um der Freiheit willen — sie durchströmt uns wie ein unglaubliches Märchen, und ist Wirklichkeit! Wie sehr unser Leben auseinander strebte — jetzt klammern wir uns fest dort, wo es für uns alle Gemeinschaft ist. So Furchtbares mußte kommen, ehe diese Tiefe aufgedeckt ward, aber nun liegt sie offen, bewegt sich, reißt uns nach oben. In die stillste Tiefe reicht der Strom....

Nie erlebte ich solche Nächte. Kriegsnächte im himmlischsten Frieden. Noch niemals schwieg die Natur so tief, so allem Wollen der Menschen entrückt. Nur das Gewehr an der Schulter erinnert mich, daß ich wach bin, daß ich spähen soll, und zähe sehnt mein Ehrgeiz eine blutige, krachende Tat herbei, die ich mir träumend ausmale, bis in die letzte Einzelheit. Nichts weiter steht fest für mich, als daß ich wirken will, wo ich auch stehe. War mir jemals ein anderes vom Leben bewußt? Hier zu Schutz und Mord bestellt, brenne ich darauf, zu schützen und zu morden; bin ich nichts weiter mehr, als der Hüter meiner geheiligten Waffe. Der Begriff Feind — zum ersten mal ward er mir Recht und Pflicht. Und neu.

Wie schwach macht jenes andere Leben, über dem die Nacht jetzt liegt, in der ich wache und sehe. Jenes mein Leben, dessen lebendiger Antipode ich plötzlich bin. Kannte ich einen Feind? Im Augenblick, da

Digitized by Google

ich seine Wut auf mich gerichtet sah, war er entschuldigt, ich entwaffnet, und meine einzige Wehr: mich über ihn verzeihend zu erheben. Da er sich im Recht glaubte gegen mich, geriet ich selber ins Unrecht. Denn meine Schuld war es doch, daß er mich nicht verstand, mir nicht verzieh? Ich mußte mich weiter mühen, verstanden zu werden, denn wer, der den anderen ganz versteht, kann länger sein Feind sein? Wer auch nur einen Feind noch hat, ist bösen Willens, denn er wollte von diesem nicht verstanden sein. Wir haben keine anderen Feinde, als die wir uns mit Willen verschaffen.

Aber ist dies nicht bleiche Mondesweisheit in raumloser Mitternacht? Bist du klügelndes, empfindsames Ich das Leben? Du schreitendes Menschlein auf den glitzernden Schienen — mit dem Tod für den Feind in der Spitze des Zeigefingers — du wähnst, dein Sittengesetz sei Verwirklichung Gottes, und von deiner Erfüllung hinge irgend ein wesentliches ab in dieser Welt? Hic Rhodus, hic salta.... Dort steht ein schwarzes Gebüsch am Damm. Steht? — nein, es kriecht herauf. Bei allen Teufeln .... das sehnlichst Erwartete, jetzt ist es da, nun auf einmal unglaublich .... und doch ....! Da kriecht ein schwarzer Körper heran, geduckt, vorsichtig. Jetzt schrei, du Denker! Dreimal ein kurzes, barsches Halt! — wie du dirs hundertmal wiederholt — dann schieß zu! Der Feind! Nicht dein Feind — nein, der Feind eines großen, unaussprechlichen, das dir die Waffe in die Hand gedrückt, und die verdammte heilige Pflicht zugleich ....

Es war ein Gespenst. Ein wirkliches Gebüsch, das sich nur für die erregten Sinne bewegte. Aber dennoch eine tiefernste Probe. Schon hatte der Finger den Hahn berührt, in den dein ganzer Wille gespannt, auf den dein Fühlen und Sinnen wie in einen einzigen Punkt zusammen gezogen war. Das wäre eine Tat des Aufatmens gewesen, vielen Tausenden zu Dank. Mord an einem wirklichen Feind. Denn allem Sittengesetz zum Trotz — es gibt einen Feind! Mit Wonne hättest du's jetzt bewiesen. Und darum, daß du das nicht vergißt, schweißte dich das eiserne Geschehen mit den Vielen zusammen ...

Und weiter folge ich dem vierfach glitzernden Bande, und immer gewisser, der Antipode meines früheren Lebens zu sein, von dem sich nun nichts mehr beweisen läßt. Das eine Wort „Krieg" schloß es zu wie ein lebloses Archiv. Ein anderes trat hervor mit anderen Gesetzen, anderen Instinkten, mit anderen Freuden und Leiden. In jenem glaubte ich mich schon roh, wenn ich von meinem Nächsten nicht verstanden werden wollte. In diesem kann ich brennen und morden, ohne roh zu werden! Wo die Verantwortung, da ist das Gefühl, die Seele, die Lebenskontrolle. In jenem lag alles auf mir selber, mußte alles von mir selber aus geschehen, die Welt war sittlich, ich der Mittelpunkt. In diesem herrscht der Wille der Natur, ich bin ihr Werkzeug — sie macht mich nicht anders, als sie mich braucht. Niemals fühlte ich ihre harmonische Oekonomie gewaltiger, als in dieser Nacht, die jenseits liegt von dem Leben, das ich mir aufzubauen geglaubt; in das ich zurückkehren werde wie aus einem Traum, ohne mich im kleinsten verändert zu haben, und brächte ich auch das Echo von zehn krachenden Morden mit herüber ...

Wieder trete ich unter das rötliche Licht der Station, Meldung zu er-

Digitized by Google

statten, die Waffe abzustellen und mich zwischen die ungleichen Genossen auf den Strohsack zu werfen. Doch sind zu viele Gründe — aus meinem andern Leben, das sich nach abgestellter Waffe doch wieder hervorwagt — die mich nicht schlafen lassen. Ich kehre in den Mondschein zurück und finde, in einem vergessenen Bahnhofswinkel in seinem Wägelchen kauernd, den schlummernden Krüppel wieder, die Hand fest um seine Krücke gekrampft. Er findet keine Ruhe mehr zu Hause. Ich setze mich neben ihn auf den Boden, der noch von der Wärme des Tages strahlt.

Zuweilen rollt ein endloser Zug vorüber, langsam herbrausend, langsam verhallend, wie die langgestreckten Wogen des Ozeans. Schweigen der Nacht ist seine Ladung. Niemand ruft. Viele, viele Wogen rollen so über das große Vaterland dahin, niemand zählt sie, niemand hält sie auf. Und mir ist, als läge ich nun wieder tief unten, der Strömung entrückt. Dort, wo es jetzt eins ist, ob ich der Denker oder der Krüppel bin.

Hermann Gottschalk

Nerven behalten!

Nicht mit Waffen allein wird der Kampf geführt: unsere Nerven müssen wir festhalten, wenn der Arm des Krieges nicht zittern soll.

Unser Volk ist der Selbstbeherrschung fähig, wie wenig andere; diese Tage haben's gezeigt. Dennoch muß auch der Besonnenste gegen das Fieber kämpfen, das in einer roten Wolke ihn forttragen will. Ein Uebermächtiger spielt auf uns und spannt die Stränge unseres Innenlebens, daß sie zerreißen wollen. Es kann ja nicht anders sein: auch das Gehirn des deutschen Volkes ist heute blutüberfüllt.

Sollen wir versuchen, das Feuer zu dämpfen? Das ist vorbei. Zurückhaltung predigen, nun es ein Zurück nicht mehr gibt, wäre schnöde. Ein Anderes aber gilt es zu dämmen, einen Seelenzustand, der nicht stärkt, sondern schwächt: das Versagen der Urteilskraft. Haltet eure Herzen fest! Wir werden es nötig haben.

Da ich diese Zeilen schreibe, ist der Krieg drei Tage alt. Aber schon sind Taten der Unbeherrschtheit geschehen, waffenlose Fremde sind geschlagen, Eigentum ist zerstört worden. Schlimmer als dies alles aber sind die Gerüchte.

Sie sind überall. Sie wachsen aus dem Boden und fallen aus der Luft. Sie schlagen einem wie Dampf entgegen in der ewig siedenden Straße. Unter den Linden. Morde, Kriegserklärungen, Verhaftungen, Greueltaten. Alles wird leidenschaftlich geglaubt. Die Fernsprecher schnurren und schrillen, auf der Straße wird es zum Paroxysmus ....

Vielleicht ist es aussichtslos, sich der Flut entgegen zu werfen. — Wir sollen es dennoch versuchen. Jeder, dem es noch möglich ist, mit dem gedruckten Wort zu Menschen zu reden. Bis wir die Feder fortwerfen, ist dies unser Posten und unsere Pflicht.

Seid schwergläubig! Freuet euch der guten Nachricht, aber mißtraut allem, was grell ist und ungeheuerlich. Verschließt euch der Sensationsnachricht: sie ist immer falsch; haltet euch, wenn das gleiche Gerücht in verschiedenen Formen auftaucht, an die bescheidenste Fassung: sie ist die wahrste. Glaubt den gedruckten Erzählungen, von wem sie auch kommen, nicht vor der dritten Bestätigung! Seid leidenschaftlich kalt.

Wir, die wir schreiben, tragen einen schweren Teil der Verantwortung; wir

Digitized by Google

wollen uns darnach richten. Gewiß, auch wir führen Krieg. Wo unser Wort die Entschlossenheit stärken kann, werden wir es sprechen. Wir werden die Zuversicht steigern, die Besorgnis verschweigen und, wenn es not tut, auch lügen.

Aber kämpfen werden wir wider das Ungetüm aus Papierdreck und Feuer, das von der Aufpeitschung des Wahnsinns lebt. Wider Gespenster und Ungeheuer. Wenn wir ihnen nicht Widerstand leisten, dann starrt uns das grinsende Schrecknis an. Ward nicht am ersten Kriegstag — amtlich — berichtet, Franzosen hätten versucht, mit Cholerabakterien die Brunnen zu vergiften? Die Nachricht war falsch; aber wer liest das Dementi? Seid dreimal umpanzert wider die eigene Phantasie! Hütet euch vor den Nachtgespenstern: euer Glaube macht sie zur Wirklichkeit. Der giftige Haß, den sie euch einflüstern, ist kein guter Zorn, er kann uns nicht helfen. Aber seine Saat geht in Feindesland auf: und unsere Soldaten, unsere Verwundeten oder Gefangenen werden es büßen. Denkt daran.

Wir führen Krieg. Wir werden ganz Partei sein, auch mit dem Wort. Nur vor dem eigenen Bewußtsein können und wollen wir nicht alles, was uns bis heute menschenwürdig schien, den Stolz unserer Erkenntnis verleugnen. Ein Bezirk in unserem Innern muß unbestechlich bleiben, wissend und schonungslos klar. Denn von hier aus wird unser Nervensystem regiert.

Weh uns, wenn diese menschlich helle Instanz versagt! Es werden auch ohne Nachhilfe der Greuel genug geschehen; die Wut wird keines Schürens bedürfen. Wir aber vergessen nicht, daß auch in diesem Kriege die Welt nicht untergeht und daß wir für die kommenden Tage ein Menschentum aufzusparen haben. Es ist so unendlich leicht, den Wahnsinn zu rufen, wie es schwer ist, ihm Halt zu gebieten.

An den Deutschen ist es, der Welt ein Beispiel zu geben.

Hermann Friedemann

Ein historischer Schweizerroman

Die Akademiker in der Literatur — um mit diesem Wort die rückwärts gewandten Beschauer zu bezeichnen — kennen und schätzen den Schweizer Adolf Frey als langjährigen Freund, Briefherausgeber und glänzenden Biographen Konrad Ferdinand Meyers, allenfalls auch noch als kongenialen Interpreten der Kunst eines Arnold Böcklin und Rudolf Koller. Der Dichter blieb im Schatten der Gelehrsamkeit verborgen. Bis vor kurzem wenigstens. Da hörte man, daß er die wuchtende Weise „1813" gedichtet habe, die beim Kaiserpreis-Wettsingen in Frankfurt eben vieltönig erklang. (Ein Poesiestück übrigens, dem sich in Freys „Gedichten" mancherlei Kunstgemeistertes glänzend anreiht.) Und nun hat der jahrelang Ansichhaltende mit seinem historischen Schweizerroman einen auch äußerlich zutage tretenden Erfolg gehabt. („Die Jungfer von Wattenwil", bei Cotta.)

Das ist deshalb ganz besonders erfreulich, weil Adolf Frey kein Unterhaltungsschriftsteller vom Schlage der unendlich überschätzten Schweizer Ernst Zahn und J. C. Heer ist, sondern ein Hochkultivierter, dem es um die Kunst geht. Eine Kunst nicht fürs Volk, oder fürs „deutsche Haus" — sondern für Höchstempfängliche, die nicht am Stoffe kleben, die das aesthetische Vergnügen an der feingefügten Form, am konzentrierten Ausdruck, an der vollendeten Gestaltung erleben. Ein

Digitized by Google

starker Kunstverstand überwacht und bändigt in diesem Schweizer die Regungen der Dichterseele; ein Kraft gewordenes Formgefühl bringt in die schwanken Träume den festen Umriß, tönt das bildhaft Geschaute aufs einklingende Ebenmaß; ein nie schlafendes Kunstgewissen entläßt kein Phantasiegebild ohne die Nachkorrektur des zweiten Gesichts dem bergenden Schrein. So steht Frey jenseits der populären Romanschriftsteller, die für eine anständige Unterhaltung der gebildeten Klasse sorgen — ein Dichter, der vom heiligen Willen und vom hohen Ehrgeiz des Künstlers durchglüht ist.

„Die Jungfer von Wattenwil" ist ein starkes Dokument dieses hochstrebenden Kunstwillens. Der Dichter gestaltet darin das Schicksal eines späten Sprößlings aus altbernischem Adelsgeschlecht. Ein stolzes, tatbegehrendes, lebenglühendes Herz wird von der Höhe, auf die die Geburt es gestellt, in Alltagsniederungen des Lebens hinabgestoßen und läßt sich, um dem eingeborenen Sohn den Wiederaufstieg zu ermöglichen, zu landesverräterischen Handlungen verleiten. Gnade und Einsehen der Stadtoberen Berns wenden das schon bereite Richtschwert ab vom Haupte der unschuldigschuldigen herrlichen Frau, auf das dann doch noch ein spärlicher, aber versöhnend-milder Glanz der Abendsonne des Alters fällt. Die Tragik dieses Frauenschicksals erwächst aus dem Mißverhältnis der Ansprüche einer starken, hochstrebenden Natur und der Versagungen einer Welt, die auf starrer Satzung beruht und dem Weibe keine Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Diese Welt ist die Berner Stadtrepublik des siebzehnten Jahrhunderts, und man muß sagen, daß sie unter dem realistisch zufahrenden Pinsel Frey's als ein farbig-lebensvoller Hintergrund vor dem Auge aufgeht. Eine Fülle scharfumrissener Gestalten drängt sich zu, die die Menschheit jener alten Republik in allen ihren Spielarten repräsentiert, eine moralisch-politische Welt tut sich auf, die von der blutigen Roheit des Mittelalters nachtrieft, kulturhistorisch wertvolle Gemälde wie das Ausbrechen der Pest und die hochnotpeinliche Gerichtsszene rollen sich auf und zwischendurch schießt ein kerniger Humor in die Höhe, der das derbrealistische Zeitbild auch in helleren Farben leuchten läßt. Aus dem Gewimmel dieses beweglichen Alltags aber ragt in einsam bleibender Seelengröße, niemals unseres Anteils verlustig gehend, die Heldin. Es ist richtig, daß der Dichter ihr bewegtes Leben mehr als eine Folge belebter Szenen als in geruhsam fließender Erzählung zur Darstellung bringt: fast jedes Kapitel des Romans kann man, was kompositorisch sicher eine Merkwürdigkeit ist, als einen gesteigerten Lebensmoment der Jungfer von Wattenwil für sich genießen. Aber die wundervolle Einheit des ungebrochen heroischen Charakters dieser Wattenwilerin schließt die lose verbundenen Szenen zu einem prachtvoll gearbeiteten Ganzen und ihre wehvollen Augenblicke wachsen zu einem echttragischen Leben. Ganz vor allem ist Frey's Roman als ein hochstehendes Meisterwerk der Sprache zu werten, die aus dem alten Bernerdialekt wahrhaft erquickenden Saft saugt. Man darf diese langausgetragene, aber dafür auch durch und durch gereifte Dichtung, die in allen Teilen ein zwingender Ausdruck gesammelter Kraft ist, ohne Bedenken neben den „Jürg Jenatsch" Konrad Ferdinands stellen und wird Adolf Frey einen Ehrenplatz unter den Dichtern der Gegenwart nicht länger verweigern dürfen.

Adolf Teutenberg, Weimar

Digitized by Google

Die Neutralen

Nach dem Ausscheiden Belgiens, dessen deutschfeindliche Politik mit der vor Langem an Frankreich erteilten Zusicherung des Durchbruches gegen Deutschland, jedwedes Anrecht auf Neutralität verwirkt hat, was glücklicherweise richtig und rechtzeitig zur Kenntnis Deutschlands gelangt war, spielt nunmehr in erster Linie das neutrale Verhalten der Schweiz und der Niederlande eine wichtige Rolle für die deutsche Kriegführung, indes in zweiter Linie die Neutralität der skandinavischen Staaten noch in Betracht kommt. Dagegen ist die Neutralität des außerserbischen Balkans für Oesterreich-Ungarn von unmittelbarer Bedeutung. Allerdings damit auch von nicht zu unterschätzendem Rückwirkungswert für Deutschland.

Die durch Englands Eingreifen bedingte Neutralität Italiens soll in unsere Betrachtung nicht einbezogen werden, da sie tatsächlich derzeit den Interessen des deutsch-österreichischen Blocks nur günstig ist und gegenüber klarer, ruhiger Erwägung, absolut keine Lockerung oder Sprengung des Dreibundes bedeutet. An erster Stelle steht logischerweise die Neutralität der Schweiz, insofern sie Stand hält, den alten französischen Plan eines Durchbruchs nach Süddeutschland, im Bedarfsfall abzuwehren oder doch so erschwerend zu verzögern, daß dem Einbruch genügende Kräfte entgegengeworfen werden können.

Hollands Neutralität ist wohl moralisch gesichert. Praktisch kann ein englischer Gewaltakt sie brechen, dem die deutsche Wachsamkeit entgegensteht.

Die skandinavischen Neutralen werden fürs Erste wenigstens wegen gegenseitiger Spannung, nicht wesentlich in der Gleichgewichtsrechnung stören können.

Am Balkan ist der wichtigste Neutrale — Rumänien. Von vornherein stand fest, daß Rumänien trotz der russischen Lockungen erst dann aus seiner Neutralität heraustreten werde, wenn seine Rolle als ausschlaggebender Vorherrschaftsfaktor des Balkans gefährdet würde. Die rumänische Politik arbeitet derzeit an dem Zustandekommen einer Gemeinsamkeit — mit Bulgarien und der Türkei — die als neuer Balkanbund eine solche Kraftmenge vorstellte, daß jeder Gedanke an ein aktives russisches Eingreifen am Balkan oder vom Balkan aus ausgeschlossen erschiene. Die verwirklichte Idee dieses Bundes würde es Rumänien gestatten, länger noch und gefestigter neutral zu bleiben und doch wieder die Hauptstimme bei der Regelung des Besitzstandes am Balkan zu wahren.

Bei allen Balkanstaaten werden die raschen Offensivaktionen der deutsch-österreichischen Kräfte — bestimmend auf alle Neutralitäten einwirken.

Im Allgemeinen weist die Haltung der Neutralen fast nur günstige Werte für uns auf. v. S.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Der russisch-polnische Kriegsschauplatz

Von Generalmajor z. D. v. Sprößer

Die strategischen Verhältnisse an der deutschen Grenze gegen Rußland liegen für das auch im Westen beschäftigte deutsche Reich insofern günstig, als die russischen Streitkräfte auf dem keilförmig nach Preußen vorspringenden russisch-polnischen Kriegsschauplatz zum großen Teil durch ihren österreichisch-ungarischen Gegner im Süden in Anspruch genommen und gefesselt werden, wobei wiederum einer Offensive der österreichisch-ungarischen Armee nach Polen hinein zu Gute kommt, daß das dortige russische Befestigungssystem nur auf eine deutsche Offensive gegen Rußland zugeschnitten ist. Die an sich schon schmale russische Front gegen Deutschland wird überdies durch die so gut wie unpassierbare „masurische Seenplatte" hinter der etwa 70 Kilometer langen Linie Johannesburg-Goldap noch verkürzt, während nördlich davon die Festung Königsberg (falls bei Insterburg keine befehlsmäßige Verstärkung angelegt ist) und südlich die starken Festungen Thorn und Posen ein weiteres Vordringen aufhalten, das außerdem durch die galizische Flanke bedroht ist. Oesterreichs Offensive würde das Vorgehen einer russischen Armee gegen Posen und Schlesien, schon durch Bedrohung ihrer rückwärtigen Verbindungen, zum Stehen bringen, wenn nicht zum Einschwenken gegen Süden veranlassen, also jedenfalls der deutschen Heeresleitung kostbaren Zeitgewinn schaffen, bis diese selbst zur Offensive auf diesem Kriegsschauplatz übergehen kann. Für diesen Fall lohnt es sich wohl, dieses bezw. seine Befestigungsanlagen näher zu betrachten.

Das sehr wasserreiche westrussische Gebiet — flankiert im Norden durch Ost- und Westpreußen, im Süden durch West- und Mittel-

Digitized by Google

Galizien — gehört im Wesentlichen zur sarmatischen Tiefebene und ist nur von zwei niedrigen, breiten Landrücken durchzogen, dem uralisch-baltischen und dem uralisch-karpathischen. Von jenem fließen die Wasser der Ostsee zu, von diesem fließen Dnjestr und podolischer Bug nach Süden. Da militärisch bedeutende Erhebungen fehlen, bilden die Flüsse die wichtigsten Verteidigungslinien. An ihnen finden wir daher die mehr oder minder bedeutenden Sperren des russischen Verteidigungssystems und zwar: am Njemen, der in seinem oberen Teil bis zu 120 Meter, bei Grodno 120 Meter, bei Kowno 230 Meter breit und bei mittlerem Wasserstande 2,5—3 Meter tief ist, die starke Lagerfestung Kowno (70 Kilometer östlich der deutschen Grenze), als doppelter Brückenkopf angelegt und den dortigen Straßenknoten deckend (die Straßen und Eisenbahnen sind nicht eingezeichnet). 50 Kilometer südlich Kowno befindet sich die behelfsmäßige Brückensperre Olita. 80 Kilometer südlich Olita liegt der provisorische Brückenkopf Grodno.

Hieran schließen sich nach Südwesten hin die Befestigungen des Weichselgebiets, deren bedeutendste die dreieckige Festungsgruppe Warschau-Segrshe-Nowo Georgijewsk ist: auf dem rechten Flügel, am Bobr, der doppelte Brückenkopf der Festung Osowez-Goniondz (80 Kilometer von Grodno), weiterhin, am Narew, zur Deckung der in der Luftlinie ca. 220 Kilometer langen Strecke bis Segrshe die behelfsmäßigen Brückenköpfe Lomscha, Ostrolenko, Roshan, Pultusk. Die große Lagerfestung Warschau, an der Weichsel, hat 48 Kilometer Umfang, ca. 1400 Geschütze und 50 000 Mann Besatzung. Am stärksten und nach modernen Grundsätzen ausgebaut ist die Gürtelfestung Nowo Georgijewsk (Fortslinie 28 Kilometer Ausdehnung) mit dem kleinen Brückenkopf Kazun. Der dritte Punkt des Festungsdreiecks, Segrshe, am Narew, ist neuerdings durch eine Fortslinie verstärkt, die, durch ihre Verbindung mit Nowo Georgijewsk und Warschau, zwischen Weichsel und Narew einen großen Landstrich, von ca 130

Digitized by Google

Kilometer Umfang, einſchließt. Dieſes Feſtungsdreieck verfügt über ca. 100 000 Mann und 2500 Geſchütze.

100 Kilometer ſüdöſtlich Warſchau die Gürtelfeſtung Iwangorod, mit 28 Kilometer Umfang und ſchwierigem Vorgelände. Sie deckt am Zuſammenfluß der Wjeprz mit der Weichſel drei Bahnen, mehrere Straßen und die Eiſenbahn-Gitterbrücke über die beiden Flüſſe.

In zweiter Linie, am Weſtrande der „Poljesje", mit den vom Pripiet-Fluß durchſtrömten Rokitno-Sümpfen, an der Einmündung der Muchawiez in den Bug und am Knotenpunkt wichtiger Verkehrslinien (8 Geleiſe und zahlreiche Straßen) liegt Breſt Litowsk, 180 Kilometer öſtlich Warſchau, mit ca. 50 000 Mann Beſatzung und 1000 Geſchützen.

Den linken Flügel der zweiten Linie, zugleich zum Schutz gegen Umgehung der Feſtung Breſt Litowsk, bildet, 180 Kilometer von dieſer und, mit Dubno, nur 40 Kilometer von der galiziſchen Grenze entfernt, das Dreieck Luzk (am Styr) — Rowno (am Uſtje) — Dubno (am Ikwa), Luzk und Rowno behelfsmäßig verſchanztes Lager, Dubno ein (aufgelaſſenes) Sperrfort.

Skandinavien und der Weltkrieg

Von Wilhelm Janſſon

Die Haltung der ſkandinaviſchen Staaten iſt bei der gegenwärtigen Konſtellation der Großmächte nicht ohne Intereſſe. Seit der Verbündung Englands mit der ruſſiſchen Knutenpolitik muß damit gerechnet werden, daß die Oſtſee der Schauplatz kriegeriſcher Maßnahmen wird. Der Zugang zur Oſtſee wird aber von Dänemark und Schweden beherrſcht. An der offenen Fahrſtraße Oreſund ſind dieſe beiden Länder in gleichem Maße beteiligt, die beiden Belten ſind dagegen däniſche Gewäſſer. Dänemark hat faſt gleich-

Digitized by Google

zeitig mit der Proklamierung ſeiner Neutralität bekannt gegeben, daß es die beiden Belten durch Seeminen geſperrt hat, um den Krieg aus dieſen Gewäſſern fernzuhalten.

Das kann mit dem Oreſund nicht geſchehen, der eine neutrale, allen ſeefahrenden Völkern offen ſtehende Fahrſtraße iſt. Eine Sperre iſt hier nur von den kriegführenden Mächten ſelbſt zu erwarten. Bei der heutigen Stärke der deutſchen Oſtſeeflotte wird es dieſer wahrſcheinlich eine Leichtigkeit ſein, den Engländern die Einfahrt in die Oſtſee an der Oſtmündung des Sundes zu verſperren.

Die drei Staaten haben einmütig ihre Neutralität in dem ausgebrochenen Weltkriege erklärt. Das entſpricht eben ſo ſehr den ſtaatlichen Notwendigkeiten, als der allgemeinen Volksſtimmung in den drei Ländern, die jedem Blutvergießen durchaus abhold iſt. Der humaniſtiſche Idealismus hat als Idee nirgends ſolchen Boden gefunden als in Skandinavien, ſo weit ſeine Beziehungen zum Krieg und Militarismus reichen. Und als Staatsweſen haben die ſkandinaviſchen Länder vom Kriege nur Unglück, aber keinen einzigen Gewinn zu erwarten. Die Neutralität iſt daher die einzig denkbare Politik dieſer Staaten. Zum Schutze dieſer Neutralität werden die Wehrkräfte in allen drei Ländern mobil gemacht, aber nur zu dieſem Zwecke.

Inwieweit die Neutralität Skandinaviens in dieſem Kriege gefährdet iſt, läßt ſich natürlich nicht im Voraus beſtimmen. Norwegen liegt freilich weit vom Schuß und kann daher mit Ruhe den Geſchehniſſen entgegenſehen. Die Sympathien ſeiner Bevölkerung dürfte, ſeit England in den Kriegswirbel mit eingetreten iſt, geteilt ſein. Als ſeefahrendes Land hat Norwegen ſeit altersher ſtarke wirtſchaftliche Beziehungen zu England, deſſen Welthandel einen nicht geringen Teil der zahlreichen norwegiſchen Handelsflotte beſchäftigt. In der jungen norwegiſchen Induſtrie ſind große engliſche Kapitalien inveſtiert. Der engliſche Touriſtenſtrom geht ſeit Jahrzehnten nach den norwegiſchen Fjorden, und die engliſche Sprache hatte bei der Küſtenbevölkerung zu einer

Digitized by Google

Zeit ſchon Eroberungen gemacht, als nur der zukünftige Intellektuelle auf den Gymnaſien ſich zwangsweiſe an der deutſchen Grammatik verging. Allein, der glänzende wirtſchaftliche und politiſche Aufſchwung Deutſchlands hat auch in Norwegen immer mehr Intereſſenten und damit Beziehungen und Freunde geſchaffen. Trotz vieler, auf engliſchen Einfluß meiſtens zurückzuführenden Treibereien in einem Teile der Preſſe, erfreut ſich Deutſchland und deutſche Kultur dort ſteigender Freundſchaft. Starke Sympathien begleiten auch von dorther Deutſchland in ſeinem jetzigen Kampfe, wenn ſie auch nicht ungeteilt ſein mögen.

Das gleiche iſt in Dänemark der Fall. Der däniſche Induſtriearbeiter und Handwerker hat in Deutſchland ſeine gewerblichen Kenntniſſe vermehrt und viele Fäden verbinden ihn mit der deutſchen Arbeiterbewegung. Sein politiſcher Einfluß in dem kleinen demokratiſchen Lande iſt groß. Er iſt Antimilitariſt und unbedingter Anhänger der Neutralität. Nicht ſo einfach liegen die Dinge bei dem däniſchen Bauern. Er iſt wirtſchaftlich mit England verwachſen, das ihm ſeine Agrarprodukte abkauft, während die deutſche Handelspolitik ihm den deutſchen Markt erſchwert. Auch die preußiſche Nordmarkpolitik hat bei ihm ſtarke Verſtimmungen hinterlaſſen, die von deutſchfeindlichen Kreiſen in chauviniſtiſcher Abſicht geſchürt wurden. An der Ehrlichkeit der däniſchen Neutralitätspolitik im jetzigen Kriege ändert das nichts. Eine andere Frage iſt, ob die däniſche Neutralität von den Kriegführenden reſpektiert werden wird. Deutſchland hat an einer Verletzung derſelben kein Intereſſe. Aber die Engländer haben ſchon früher und wiederholt ihre Vorliebe für Neutralitätsverletzungen in däniſchen Gewäſſern gezeigt, und niemand weiß, wie es diesmal abgehen wird. Was Dänemark zum Schutze ſeiner Neutralität tun kann, wird es gewiß tun. Seine militäriſche Kraft iſt aber naturgemäß beſchränkt.

Auch die ſchwediſche Politik kann in dieſem Kriege nur die der Neutralität ſein. Die in einem Teile der deutſchen Preſſe geäußerte Auffaſſung, daß Schweden an eine Zurückeroberung

Digitized by Google

Finnlands denken müßte, iſt abſurd. In den von Berliner Plattenbureaus geſpeiſten Lokalblättchen konnte man ſchon eine Verwunderung darüber leſen, daß Schweden ſich zu dieſem Zwecke noch nicht „rühre“. In Wirklichkeit hat Schweden daran gar kein Intereſſe. Kein vernünftiger Politiker denkt in Schweden an ſolchen Wahnwitz. Schweden hat an Finnland außer dem rein menſchlichen nur ein hiſtoriſches Intereſſe. Politiſch hat Schweden dort gar nichts zu ſuchen. Selbſt wenn eine günſtige weltpolitiſche Situation dazu verlocken könnte, würde Schweden nicht daran denken. Was ſollte es auch dort? Eine ſchwediſche Provinz daraus machen, iſt ausgeſchloſſen. Als ſelbſtändigen Staat angegliedert, könnte Finnland zwar ein Stein am Bein Schwedens werden, aber nie zum Nutzen. Wirtſchaftlich iſt es als ein Land der Holzproduktion ein Konkurrent, politiſch würde es nur ein Anlaß zu Kriegen mit Rußland und dadurch zu neuem wirtſchaftlichem Ruin Schwedens, wie vor über hundert Jahren. Alſo den Gedanken ſoll man beiſeite legen.

Die Sympathien des ſchwediſchen Volkes neigen freilich faſt ausſchließlich in dieſem Kriege Deutſchland zu. Rußland iſt der einzige Feind der ſchwediſchen Unabhängigkeit. Wegen Rußlands muß Schweden faſt die Hälfte ſeiner Staatsausgaben militäriſchen Rüſtungen zuwenden, von daher droht die Gefahr, die wie Blei auf der inneren ſchwediſchen Politik laſtet. Wer gegen Rußland Krieg führt, iſt der Sympathie der ſchwediſchen Bevölkerung immer ſicher. Das trifft bei Deutſchland um ſo mehr zu, als wirtſchaftliche oder politiſche Reibungsflächen zwiſchen Deutſchland und Schweden nicht vorhanden ſind.

Hinein gezogen könnte Schweden in dieſen Krieg werden, wenn Rußland die ſchwediſche Neutralität antaſten würde. Solches erſcheint durchaus möglich, da die ſüd- und ſüdoſtſchwediſche Küſte ſowie die Inſel Gotland eine gute Operationsbaſis für die ruſſiſche Flotte bieten würden. Einſtweilen fehlt der ruſſiſchen Oſtſeeflotte jedoch die Kraft, auch wenn ſie den Willen hätte. Und Schweden hat bereits alle Maßnahmen getroffen, um ſeine

Digitized by Google

Neutralität zu schützen. Ein Angriff Rußlands auf die schwedische Neutralität müßte die militärischen Kräfte Schwedens auf die Seite Deutschlands bringen und es ist anzunehmen, daß auch Rußland diesen Moment in seine Kalkulationen mit einbezogen hat.

In dem ihm aufgedrungenen Kampfe hat Deutschland in Skandinavien, besonders in Schweden, viele Freunde und die weitgehendsten Sympathien. Das kann nicht anders sein, denn in diesem Kriege führt Deutschland als germanische Vormacht den Stoß gegen die russische Knute, die auch die skandinavische Kultur bedroht.

Der große Aufstand

Von René Schickele

II

Der Großonkel des kleinen Engländers, mit dem wir von Bombay nach Lucknow fuhren, war Offizier, hieß Stewart und stand zu Beginn des Aufstandes in Aligarh.

In Aligarh ging es wie ungefähr in allen Garnisonen Nordindiens. Die Geschichten vom Aufstand erzählen sich in Leitmotiven. Die Nachricht von Meerut und Delhi wirkte beunruhigend, ohne das Vertrauen der Offiziere in ihre Leute zu erschüttern. Gewiß, einige Soldaten hatten versucht, mit den Waffen zu desertieren. Aber sie waren von ihren Kameraden festgenommen worden. Die Sepoys zeigten sogar ihren eigenen Regimentspriester an, der sie zum Aufstand hatte verleiten wollen. Er wurde, vor einem Kriegsgericht, das zur Hälfte aus Europäern, zur Hälfte aus Eingeborenen bestand, zum Tod durch den Strang verurteilt. Die Eingeborenen stimmten mit „schuldig." Einer von ihnen, ein Major, diente seit vierzig Jahren im Regiment. Er hatte Meuterer, die durch Aligarh kamen, entwaffnen lassen.

Digitized by Google

Er war mit den weißen Offizieren befreundet, hatte mit ihnen die Lage besprochen.. Ich kann nicht glauben, daß er ein Verräter war. Nein. Er war es gewiß nicht. Er wollte sicher durchhalten.. und wurde nur plötzlich, als die Lawine losbrach, fortgerissen. Das kam so.

Das Regiment sollte der Hinrichtung des Brahmanen beiwohnen, der Abmarsch zum Gefängnis verzögerte sich aber und das Regiment kehrte auf den Paradeplatz zurück, wo ihm klar gemacht wurde, warum es hatte ausrücken müssen. Die Verzögerung war zweifellos beabsichtigt, die Sepoys, selbst zum größten Teil Brahmanen, wollten nicht der gotteslästerlichen Hinrichtung eines Kastengenossen beiwohnen. Vielleicht war diese Verzögerung sogar der letzte Versuch der Gutgesinnten, das Gleichgewicht des allgemeinen Seelenzustandes zu wahren. Kaum hatte nun Stewart, nebenbei der beliebteste Offizier des Regiments, seine Erklärung begonnen, als ein Mann seiner eigenen Kompagnie ihm etwas zurief. Stewart, der nicht verstanden hatte, ritt dicht an die Kompagnie heran und befahl, daß die Worte wiederholt würden. Niemand gehorchte. Er ritt zurück, stellte sich vor die Front und zog den Degen. So stand er einen Augenblick und ließ den Blick die Reihen entlang laufen. Er war entschlossen, die Befolgung seines Befehls zu erzwingen. Da begegnete er dem Blick seines Freundes, des Majors — und stieß den Degen in die Scheide zurück. Und gleich darauf, als die Uebung zu Ende war, brach die künstlich aufrecht erhaltene Disziplin zusammen, mit dem selben Schlag war aller gute Glauben, alle Bereitwilligkeit, vielleicht auch Selbsttäuschung oder Feigheit der eingeborenen Offiziere geschwunden und das ganze Regiment in offenem Aufruhr.. Der Soldat, der vorher gerufen hatte, war beim Kommando „Abtreten" stehen geblieben und hatte sich die Uniform vom Leibe gerissen und dabei seinen Kameraden zugerufen, wie sie es wagen könnten, einer Regierung zu dienen, die einen Brahmanen gehängt habe. Der Oberst befahl den wenigen Sikhs im Regiment, den Aufrührer festzunehmen. Sie gehorchten auch,

Digitized by Google

als aber der Soldat sich wehrte und die andern sie nicht unterstützten, ließen sie ihn wieder los. Nun wandte sich der Oberst an den eingeborenen Major und befahl ihm, den Rebellen zu packen. Der Alte zuckte die Achsel und ließ den Kopf sinken, ohne sich von der Stelle zu rühren. Tumult. Die englischen Offiziere sprangen zwischen ihre Leute und versuchten, die Ordnung wiederherzustellen. Aber die jungen Soldaten begannen schon zu laden, und die älteren gaben den Weißen den Rat, sich aus dem Staub zu machen.. Brave Kerle! Ein Sepoy hatte den Paradeplatz heimlich verlassen und rannte zu allen Zivilisten: „Wir meutern", rief er, „rettet Euch, wir meutern!" Geld, das man ihm zur Belohnung anbot, schlug er aus, verschwand und ward nie wieder gesehen. Am abend nach diesem Vorfall ritt Stewart los. Mit Depeschen an den Kommandanten vor Delhi. Er brauchte acht Tage, um die weite Strecke zurückzulegen, und kam unversehrt an.

Dabei wimmelten die Straßen von Aufständigen. Die englischen Beamten hatten ihre Posten verlassen oder waren ermordet. Die Eingeborenen, bei denen er abstieg, um das Pferd zu wechseln oder den Weg zu erfragen, taten ihm nichts. Nur behalten wollten sie ihn nicht, und wäre es nur für eine Nacht gewesen. Gaben schnell, was er verlangte, und schickten ihn weiter. Sie hatten neue Herren, vor denen sie sich fürchteten, und die neuen Herren haßten ihre Vorgänger, die weißen Sahibs und jagten sie. Was sie gesehen hatten, hatten sie gesehen.. Wer nicht selbst gejagt sein wollte, tat deshalb gut, sich von den Sahibs fern zu halten.

Stewart bemerkte, wie die Landbewohner überall ihre Dörfer befestigten, für die nahe Zeit, wo der Sieger den Klingelbeutel an der Säbelspitze befestigen würde und damit seinen Rundgang anträte. So war es von jeher gewesen und würde immer so sein. Am 24. Juni, hatten die Panditen gesagt, ließe Mutter Kali ihre hundert Schwerter auf den großen weißen Mann niederfallen. Am 24. Juni sollte nach Allahs Wille das hundertjährige Reich der Christenhunde zu Ende sein, hundert Jahre, nach dem

Digitized by Google

Tag, an dem die Schlacht von Plassey sie zu den Herren Bengalens gemacht hatte..

Dieser Glaube war so fest eingewurzelt, daß die Aufständigen tatsächlich überall, wo sie englischen Truppen gegenüberstanden, am 24. Juni zu einem großen Schlag ausholten, nach ihrer Meinung: dem letzten.. Die Nacht davor fanden Gottesdienste statt, alle Tempel und Moscheen waren beleuchtet, lärmende Umzüge betäubten die Angst und den letzten Zweifel, peitschten die Menge auf, machte sie rasend, und so warfen sie sich in den Kampf.

Im Orient, scheint mir, hat man immer so gekämpft und kämpft so noch heute. „Laßt sie herankommen", riefen die englischen Offiziere ihren Truppen zu: „Laßt sie herankommen, damit sie euch in die Augen sehn, und gebraucht das Bajonett." Bei Lucknow schossen die Sepoys, die doch einen jahrelangen, in vielen Gefechten befestigten Drill hinter sich hatten, ihre Gewehre ab und schleuderten sie wie Wurfspieße mit dem Bajonett voran in die englischen Reihen. Dann zogen sie ihre indischen Schwerter und rannten in sinnloser Wut drauflos. Viele warfen sich unter die Bajonette und hackten nach den Füßen. Im Hochländerregiment waren mehr als die Hälfte aller Verwundeten auf diese Weise durch Schwerthiebe verletzt.. Die Tapferkeit der Orientalen ist eine heiße Ekstase. Zum Gebrauch des Bajonetts bedarf es einer gewissen Ueberlegung. Der Orientale ist außer sich, wenn er kämpft. Der Europäer ist nur böse.. Soll man das schön finden? Ich finde es abscheulich. Aber es ist eine Kraft.

Die orientalische Massenseele bewegt sich im Ruhezustand von den wunderbarsten Tiefen der Spekulation und gemüthaften Betrachtung über mittlere Tiefen, wo Genußsucht, Spitzbüberei und Edelmut durcheinander gehn, bis zur vollkommenen Zerfahrenheit, bis zum Stumpfsinn. Sie braucht Gluthitze, um sich zu einem einzigen Ding zusammenzuballen, das nur einen Gedanken denkt und nur eine Richtung geht, kurz, um sich in das zu verwandeln, was wir Willen nennen. Sie scheint den Willen nur in der Form von Explosionen zu kennen. Der Wille des

Digitized by Google

Orientalen ist etwas schwer entzündbares, das mit einem plötzlichen Puff abbrennt. Der alte Stewart sagte: „Der einzelne, hundert, tausend taugen garnichts, wie bei dem bekannten Bäcker muß es die Menge bringen, viele, hunderte, tausende müssen erst zusammenkommen. Aber zusammenbleiben, das können sie noch viel, viel schwerer." Ein treugebliebener Hinduoffizier, den Sir Colin nach der Eroberung Lucknows beglückwünschte, antwortete: „Wir können nicht führen, aber wir können kämpfen." Sie können kämpfen, wenn wir sie führen.

Sie brauchen Hilfe, um treu zu bleiben.

Beim Eintreffen der ersten Nachrichten aus Delhi im Punjab eilte ein englischer Bevollmächtigter zum Maharaja und fragte ihn: „Hast du von Delhi gehört?" Der Maharaja wies auf Leute, die in einiger Entfernung am Boden kauerten: „Dort sind die Boten des Königs von Delhi." Darauf: „Maharaja Sahib, bist du für uns oder gegen uns?" Die Antwort kam mit einem ruhigen Lächeln: „Solange ich lebe, gehöre ich zu Euch. Aber Ihr wißt, ich habe Feinde in meinem eigenen Haus. Schickt mir englische Truppen, damit meine Leute sie sehn und nicht den Glauben an Euch verlieren." So geschah es, und dank auch der rechtzeitigen Entwaffnung verdächtiger Regimenter, blieb die Nordprovinz ruhig. Nur ein einzigesmal blies der heiße Wind von Delhi bis in die Berge und machte sogar die Sikhs taumeln, die Treuesten von allen. Einen Tag lang glaubten auch sie, daß die Herrschaft der Engländer zu Ende sei, glaubten es, und da sie bei der großen Plünderung nicht leer ausgehn wollten, marschierten sie unter rebellischem Lärm in den Hauptort des Bezirks und holten die Regierungskasse. Sie gaben sie schnell zurück, und der Rausch war verflogen.

Digitized by Google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

VII.

Der kleine Halunke

s ist sehr begreiflich, wenn man fragt: warum sind bei der Behandlung, welche den Juden in Rußland zu teil wird, nicht längst alle, die es irgend möglich machen können, ausgewandert? Man denkt dabei natürlich nicht an die Paupers und an alle die, welche unter keinen Umständen die Mittel zur Auswanderung aufbringen können. Es ist selbstverständlich, daß die Tausende, die für sich und ihre Familie in der Woche nur 20—50 Kopeken verdienen, nicht auswandern können, wenn sie auch wollen. Aber es gibt doch immer noch viele Tausende von russischen Juden, welche diese Mittel besitzen, und trotzdem in Rußland bleiben. Wie ist das zu erklären? Zu einem Teil sehr einfach damit, daß der größte Teil dieser Menschen sich in mittleren Jahren befindet, und wie schwer es für einen Menschen zwischen dreißig und vierzig ist, in einem fremden Land mit fremden Sitten und Lebensbedingungen einfach wieder von vorne anzufangen, das wird jedem ohne weiteres klar, der sich in solche Lage zu versetzen sucht. So lange man es irgend machen kann, und so lange man noch einen Funken von Hoffnung für die Zukunft besitzt, bleibt man, wo man geboren wurde, wo man einmal ist. Trotz ihrer großen Beweglichkeit macht die Masse der Juden sicherlich keine Ausnahme von diesem Gesetz. Aber der russische Jude, so lange ihm noch einige Rubel geblieben sind, hat noch seine besonderen echt russischen Gründe, auszuhalten, so lange es irgend geht. Von allen sentimentalen Gründen, wie Heimatsliebe und dergleichen sehen wir absichtlich ab.

Die Judengesetzgebung drückt nämlich mit ihrer ganzen Last Tag für Tag nur auf die ärmsten Schichten der jüdischen Bevölkerung. Dem Juden, der noch einige Rubelchen sein eigen nennt, erleichtert die Polizei unter Umständen höchst eigenhändig die Last. Je mehr Rubelchen der Jude besitzt, um so leichter wird die Last, wenn nicht ungewöhnliche Verhältnisse eintreten.

Digitized by Google

Man kann von einem gewöhnlichen Polizisten, Gendarmen oder Revier-vorsteher unmöglich verlangen, daß er die ganze Judengesetzgebung samt den 2000 „Erläuterungen" im Kopfe hat. Drückt man also dem Mann die nötigen Rubelchen in die Hand, so vergißt er die ganze Gesetzgebung und läßt den Juden gewähren, auch wenn er gar nicht „privilegiert" ist. Wenn staatliche und privilegierte Schulen von der Judengesetzgebung auf ihre Weise profitieren, indem sie jüdische Eltern für Christenkinder das Schulgeld bezahlen lassen, warum sollte die Polizei nicht auch profitieren? Nur wenn der Polizeibeamte die Rubelchen verbraucht hat oder sonst in der Klemme sitzt, brütet er plötzlich über den Gesetzen und Erläuterungen, zitiert den Juden und teilt ihm mit, daß Paragraph soundso der Gesetze und die Senatserläuterungen vom so und so vielten ihn leider zwingt.... Aber weiter kommt er meist nicht, denn schon gleiten wieder Rubelchen in seine biedere Rechte, und flugs sind alle Paragraphen wieder vergessen.... bis zum nächsten Mal. So ist die Judengesetzgebung für die russische Polizei eine ganz famose Einnahmequelle geworden. Ein leiser Druck auf diesen oder jenen Paragraphen, ein leiser Wink mit dieser oder jener „Erläuterung", und die Rubelchen fließen. Fürst Urussow hat während seiner Gouverneurzeit in Bessarabien mit Unterstützung eines des Landes besonders kundigen Staatsanwaltschaftsbeamten schätzungsweise die Summen, die auf diesem Wege jährlich der Polizei zufließen, auf eine Million Rubel berechnet. Das ist ein Gouvernement. In den andern ist es nicht anders. Zehn, fünfzehn Millionen jährlich preßt die Polizei auf diese Weise gut und gern aus den Juden heraus. Außerhalb Rußlands würde man das Erpressung nennen. Für Rußland wäre das ein falscher Ausdruck. Der russische Beamte ist in seinem Bezirk auch heute noch ein kleiner oder großer, echt orientalischer Satrap. Der orientalische Satrap bezahlt seinem Fürsten eine gewisse Summe für sein Amt und geht darauf aus, zunächst diese Summe und dann noch möglichst viel außerdem aus seinem Amt herauszuschlagen. Es ist ein Geschäft. Nichts weiter. Nur ist das Objekt des Geschäfts keine gewöhnliche Ware, sondern eben die Bevölkerung. Das Gros der russischen Beamten lebt noch völlig in dieser orientalischen Vorstellung, und jedes Jahr sorgen einige Skandalprozesse dafür, daß auch der Nichtrusse erfährt, wie diese asiatische Vorstellung vom Amt auch in hohen und höchsten russischen Kreisen immer noch unausrottbar festsitzt. Der einzige Unterschied zwischen dem orientalischen Satrap und dem russischen Beamten besteht darin, daß der russische Beamte sein Amt nicht mehr kauft, sondern gegen eine gewisse Vorbildung und Uniform geliefert erhält. Das ist sozusagen das einzig nichtrussische an der Institution. Aber auch die russische Regierung rechnet mit der orientalischen Satrapauffassung bei ihren Beamten, denn sie bezahlt sie so miserabel, daß ein Beamter ohne Satrapenwirtschaft

Digitized by Google

verhungern könnte. Das demoralisiert die Beamtenschaft natürlich und ist viel schlimmer als eine klare Satrapenwirtschaft ohne Beamtenrock; aber es ist nun einmal so, und man muß sich dessen bewußt sein, will man gerecht urteilen. Dem Nichtrussen kommt das grotesk, barbarisch, verbrecherisch vor. Dem Russen, soweit er noch einigermaßen Asiat ist, ist das natürlich. Und in diesem Zustand befinden sich jedenfalls die breiten Schichten der russischen Bevölkerung und der russischen Beamtenschaft auch heute noch. Wenn wir von russischer Beamtenkorruption hören — die ja oft ganz ungeheure Dimensionen annimmt, — wir brauchen nur an den russisch-japanischen Krieg zu denken — und dann gerne bereit sind, womöglich das nahe bevorstehende Ende Rußlands zu prophezeien, so bedenken wir eben nicht, daß solche Leute sich einfach als Satrapen fühlen, aber nicht als Beamte in unserem Sinn und daß die Beamtenuniform nur dazu da ist, um ihre Satrapengelüste zu schützen, denn der Uniform wegen deckt gegebenenfalls die ganze Bureaukratie einen solchen Satrapen. Und darin liegt das schlimmste Uebel, das es in rein orientalischen Staaten gleicherweise nicht gibt.

Als ich vor fünfzehn Jahren in Persien reiste, verschwanden jedesmal, wenn ich mich einer Ortschaft näherte, die Pferdeführer mit meinem Gepäck, und ich mußte das Gepäck dann jedesmal beim sogenannten Zollamt auslösen. Das Oberhaupt jedes persischen Gemeinwesens, der sein Amt ja kaufte, erhob eben von fremden Gepäck Zoll. Jeder Führer, der ihm solches Gepäck zutrieb, erhielt einen entsprechenden Obolus. Mit der Zeit wurde mir das zu toll, und als ich in der Stadt Choi wieder zum „Zollamt" mußte, und der Mann einen unverschämten Preis forderte, nahm ich die Reitpeitsche und verbläute ihn, so gut ich nur konnte, nahm mein Gepäck und ritt fort. Da ich der stärkere war, und da er in mir den Europäer fürchtete, ließ er mich in Ruhe. Die persische Regierung aber kümmerte sich nicht im geringsten um die Angelegenheit, trotzdem der Verprügelte ein Prinz gewesen sein soll. Er hatte diesmal den Kürzeren gezogen, es war seine Sache, wie er damit fertig wurde. Den character indelebilis der Uniform gab es nicht. Hatte ich in Persien einen Brief aufzugeben, ritt ich selbst zur nächsten Poststation und ließ den Gentlemen nicht aus den Augen, bis er die Marken abgestempelt hatte, denn damit war der Brief für ihn wertlos geworden und hatte Aussicht befördert zu werden. Hätte ich das nicht getan, so hätte er die Marken an sich genommen und den Brief einfach bei Seite geworfen. Er hatte für sein Amt bezahlt, und mußte zusehen, wie er auf die Kosten kam ... Als ich dann viele Wochen hart an der persisch-türkischen Grenze lebte, erschien eines Tages ein persischer General mit über tausend Soldaten und führte Wochen lang „Krieg" gegen 100 Kurden, ohne daß es zu einer Entscheidung kam. Ich wurde mit dem General bekannt und konnte ihn so fragen,

Digitized by Google

wie es zugehe, daß er und seine tausend Mann nicht mit 100 Kurden fertig würden? Sehr einfach. Er hatte sein Amt als General gekauft. Im Krieg gab es doppelte Löhnung. Je länger er dauerte, um so lukrativer für ihn. Das war der Grund. Endlich wurde es den Herrschaften in Teheran aber zu viel, und der General erschien mit einem Telegramm, in dem ihm befohlen wurde, innerhalb einer Woche mit dem Krieg ein Ende zu machen. Der General hatte ein Gesicht wie ein Geschäftsmann, der schlechten Zeiten entgegensieht. Aber dem Befehl mußte er nachkommen, sollte ihm das Geschäft nicht völlig ruiniert werden. Es kam zum Angriff. Als die persischen Soldaten dann sahen, daß es diesmal ernst wurde, warfen sie die Flinten bei Seite und liefen weg. Die Kriegslöhnung war nicht so hoch, daß sie dafür ihr Leben aufs Spiel setzen wollten. Das sind Beispiele aus einer reinen Satrapenwirtschaft. Von denselben satrapischen Motiven wird sicherlich ein gut Teil der russischen Beamtenschaft geleitet. Nur darf man sie nicht ungestraft verprügeln. Denn ihren Beamtenrock schützt die ganze russische Bureaukratie. Das ist der Unterschied.

Gerade die Judengesetzgebung nun weckt auch im gewöhnlichen Polizisten alle Satrapengelüste. Er schindet auch Bauern und Arbeiter, wenn er sich einen Vorteil davon verspricht. Aber niemanden schindet er so wie den Juden, denn ihm gegenüber ist das unter allen Umständen am vorteilhaftesten. Dafür haben Regierung und Senat durch Gesetze und „Erläuterungen" mehr als ausreichend gesorgt.

Nur eine Ausnahme gibt es: der reiche Jude. Er bietet eine sichere und gute Einnahmequelle und hat daher das angenehmste Leben, denn sogar die Polizei zeigt ihm das andere Gesicht, das liebenswürdige, das sie gegen Bar immer bereit hat. Auch der Ausländer mit gespicktem Geldbeutel lernt nur das Gesicht kennen, falls er sich nicht irgendwie politisch verdächtig macht. Nirgends kann die Polizei liebenswürdiger sein als in Rußland. Nirgends läßt es sich daher angenehmer leben und reisen, — wenn man das nötige Kleingeld immer zur Hand hat. Die meisten Ausländer haben sich das etwas anders vorgestellt und schimpfen daher in Rußland wie daheim mit Vorliebe auf die verlogenen Zeitungsschreiber. Sie sollten aber nur einmal den gespickten Geldbeutel daheim lassen oder irgendwelche politische Bemerkungen vor indiskreten Ohren machen, dann würde ihnen bald Hören und Sehen vergehen, denn dann ist es sofort aus mit jedem Behagen und mit jeder Liebenswürdigkeit.

Der reiche russische Jude fühlt sich in Rußland nicht selten sogar wohler als außerhalb Rußlands, denn trotz der Judengesetzgebung und trotz der Pogrome, die das Gegenteil zu beweisen scheinen, muß man sagen, daß es in Rußland außerhalb der Hofgesellschaft, wozu auch eine Anzahl hoher geistlicher Würdenträger zu rechnen sind, und außerhalb der Polizei keinen irgendwie sichtbaren

Digitized by Google

Antisemitismus gibt. Auch das gehört zu den russischen Paradoxieen, die einer Erläuterung bedürfen.

Innerhalb der russischen Intelligenz kann es einfach schon deshalb keinen Antisemitismus geben, weil die russischen Juden ja dank der Judengesetzgebung die natürlichen Bundesgenossen jeder Freiheitsbewegung geworden sind und darunter gleicherweise zu leiden haben. Gemeinsames Leid aber läßt Haß nicht aufkommen. Einen Mittelstand im europäischen Sinn des Worts, der anderswo häufig Träger antisemitischer Wallungen ist, gibt es in Rußland so gut wie gar nicht. Die Anfänge dazu bildete in früheren Zeiten grade das Judentum. In den breiten Massen des Volks aber findet man schon deshalb keinen Antisemitismus, weil der Jude ja vom Land vertrieben wurde. Der Bauer lernt den Juden in der Hauptsache nur beim Verkauf seiner Ware kennen, und da ist er ihm ein Vermittler, der anderen fast immer vorgezogen wird. Der Industriearbeiter aber war bis zur Stolypinschen Agrarreform im Grunde nichts anders als ein für einige Zeit in einer Fabrik tätiger Bauer, denn auch als Industriearbeiter lag sein wirtschaftlicher und geistiger Rückhalt in seinem unveräußerlichen Anteil am Grund und Boden seines heimatlichen Dorfs (Mir). Das wird jetzt erst anders werden, wo die Regierung durch die Stolypinische Agrarreform nun glücklich auch den Bauern entwurzelt, falls nicht auch diese Reform in der Hauptsache nur auf dem Papier bleibt.

Damit stimmt es auch überein, wenn wir in den Urussowschen Memoiren lesen, wie dieser neugebackene Gouverneur von Bessarabien, in dessen Hauptstadt Kischinew erst vor wenigen Monaten der bekannte Pogrom vor sich gegangen war, unter der an sich sehr nahe liegenden Annahme, daß bei dem Pogrom doch irgendwelche antisemitischen Regungen mitgespielt haben müßten, die Bevölkerung in dieser Richtung ausfragt und aushorcht, aber nichts derlei findet. Die Bauern verstanden überhaupt nicht, was er wollte und meinte. Nur in der Beamtenschaft stieß er auf Abneigung und Haß gegen die Juden. Aber der Gouverneur findet das weder irgend wie religiös noch auch wirtschaftlich motiviert, sondern sehr einfach dadurch, daß die Beamten dieses stark mit Juden besiedelten Bezirks infolge der Judengesetzgebung viel Scherereien und Plackereien hatten und daher gegen die Juden verärgert waren. Und in der Tat ärgert sich ja die Bureaukratie der ganzen Welt über niemanden so sehr als über den, der ihr Arbeit macht. Wären die Urussowschen Beobachtungen falsch, so wäre es auch einfach unverständlich, daß keiner der vielen Pogrome seit 1903 — und ich zähle deren gegen 700 — auf religiös oder wirtschaftlich bedingten Haß der „Grundbevölkerung", der sich dann eben spontan in den Pogroms mehr oder weniger grausam Luft gemacht hätte, zurückgeführt werden kann. Keine der vielen Gerichtsverhandlungen gibt einen greifbaren Anhalt

Digitized by Google

für eine solche Annahme. Selbst die hetzerischen Flugblätter der „echt russischen Leute", von denen wir einige authentische Proben im Rapport des Staatsrates Makarow fanden, appelierten nur ganz nebenbei an derlei Instinkte. In der Hauptsache hetzen sie gegen die Juden, weil sie durch die Bank Revolutionäre seien, was selbstverständlich Unsinn ist, und die russischen Lämmer zu blutroten Revolutionären machen, was ebenso richtig ist. So wurde sich denn auch erst durch die Enthüllung im Sommer 1906 die russische Intelligenz über die wahren Motive der Pogrome wirklich klar. Sie bedeuten in der Tat nichts anderes als ein von russischen Beamten organisierter Abschreckungsfeldzug gegen alle freiheitlich gesinnten, eine Konstitution erstrebenden russischen Elemente, die man kurz und bündig Revolutionäre nennt. Dieser Feldzug aber nahm sich die Juden zum Gegenstand, weil ja das russische Gesetz selbst sie für vogelfrei erklärt hat und die tapferen Feldzügler als scharfe Gegenmaßregeln der offiziellen Regierung oder gar schwere Strafen nicht zu befürchten hatten. Dabei vermied man es außerdem noch nach Möglichkeit, die reichen Juden zu schädigen. Man demolierte weder ihre Häuser noch ihre Leiber. Die Dankbarkeit der Verschonten in klingender Münze war lukrativer. Ein feigerer Feldzug ist noch nie geführt worden. Macht der Staat erst selbst einen Teil seiner Bevölkerung rechtlos, so ist dieser Teil natürlich für jedermann vogelfrei, der einen Sündenbock braucht. Der russisch-japanische Krieg nahm einen für Rußland unglücklichen, zum Teil direkt skandalösen Verlauf. Wer war schuld? Natürlich die Juden. Die revolutionäre Bewegung, die man wahrheitsgemäß die konstitutionelle Bewegung nennt, wurde nach dem unglücklichen Krieg dem Absolutismus immer unbequemer und gefährlicher. Wer ist Schuld daran? Die Juden. Also haut sie! Mit dieser Logik für böse Buben war leicht zu hantieren, zumal bei den ungebildeten, zum großen Teil analphabetischen russischen Massen.

Wer je mit russischen Bauern zu tun gehabt hat, der muß bekennen, daß es auf der ganzen Welt kaum von Natur gütigere und sympathischere Menschen gibt. Jederzeit gefällig, Menschen von angeborener Liebenswürdigkeit und nachdenkliche Menschen. Trotz seiner zum guten Teil schauderhaften ökonomischen Lage ist der russische Bauer nichts weniger als geistesträg. Er macht sich über alles seine besonderen Gedanken, die so urwüchsig wie natürlich sind, und die er nicht ungern äußert, denn er ist im allgemeinen dem Fremden gegenüber weniger mißtrauisch als z. B. der deutsche Bauer. Man versteht dann, wie weite russische Kreise in allem Ernst darauf kommen konnten, alles Heil Rußland von Muschik zu erwarten. Und ruht nicht das Fundament der großen russischen Literatur (Dostojewsky, Tolstoi) auf dem Muschik, seiner weitherzigen Güte und seiner weitsichtigen Nachdenklichkeit, die von keiner Kulturvergangen-

Digitized by Google

heit beschwert, stets leicht aus den menschlichen Urquellen schöpft? Rußland hat ja kein Mittelalter gehabt wie Europa.

Aber man gebe diesem Bauern Schnaps, und er ist völlig verwandelt, krakehlsüchtig und gewalttätig. Freilich steht er auch dann noch einer Urquelle alles Menschlichen näher als irgend ein anderer Bauer, dem Bösen. Der Schnaps ist sein Unglück, und seine eigene Regierung versorgt ihn höchst persönlich und möglichst reichlich mit diesem Gift, denn der Schnaps ist russisches Staatsmonopol. Die russischen Staatseinnahmen kommen fast zu einem Drittel aus dem Schnaps. Nach dem Voranschlag für 1912 figuriert unter den ordentlichen Staatseinnahmen das Branntweinmonopol, der Schnaps, mit einer Bruttoeinnahme von 751,9 Millionen Rubel, das sind über einundeinehalbe Milliarde Mark. Für seinen Schnapsmonopolbetrieb wendet der russische Staat doppelt so viel Mittel auf als für „Unterricht, Wissenschaft, Kunst", achtmal so viel als für das ganze „Medizinalwesen" und vierzigmal so viel als für „Handel und Gewerbe." Man könnte diesen Staatshaushalt also fast einen Schnapshaushalt nennen.

Früher gab die Regierung den Schnaps nur in größeren Flaschen ab. Aber bei der Armut der ländlichen Bevölkerung mußten sich immer erst mehrere Personen zusammentun, um dann gemeinsam so eine Flasche zu erstehen. Das erschwerte den Absatz. Deshalb gibt die Regierung den Schnaps jetzt auch in ganz kleinen Fläschchen ab, die pro Stück 7 Kopeken kosten. Der Russe nennt so ein Fläschchen nicht ohne Zärtlichkeit „kleiner Halunke." Man stößt das Fläschchen mit dem Boden auf der Handfläche oder auf dem Knie auf, der Pfropfen springt heraus, man setzt an und trinkt aus. Liefert man das Fläschchen ab, bekommt man sogar noch einen Kopeken zurück. Ersteht man sich sieben Fläschchen, bekommt man also noch einen „kleinen Halunken" zu. So liebevoll sorgt die Regierung für das Volk — wenn es sich um Schnaps handelt. Auf den Kopf der Bevölkerung kamen dann auch (1909) 10 Flaschen Schnaps. In Wirklichkeit ist es aber noch viel mehr, wenn man nur die Mohammedaner und die Juden, die keinen Schnaps trinken, und das sind zusammen schon rund 20 Millionen Menschen, von der Gesamtbevölkerung abzieht. Kein Wunder, daß es eine starke Antialkoholbewegung in Rußland gibt, die zum Teil auch von der Geistlichkeit getragen wird. Sieht nun eine Dorfgemeinde ein, daß der Schnaps sie zu Grunde richtet, so muß sie bei der Regierung ein langes und breites um Aufhebung des Schnapsausschankes petitionieren. Der Petition wird Folge gegeben, der offizielle Schnapsausschank verschwindet, aber bald tut sich ein heimlicher auf, meist bei der Dorfprotistuierten, denn das ist auch eine russische Eigentümlichkeit, daß jedes Dorf seine offizielle Prostituierte hat, und das Uebel ist ärger als vorher. Die Behörde aber drückt, so lange es irgend

Digitized by Google

geht, beide Augen zu, denn sie hat ja den Vorteil davon. Gibt es in den Städten allzu große Skandale, dann werden einige Schankkonzessionen eingezogen. An die Stelle der Schnapsbuden treten dann Teestuben, in denen man mit Wissen der Behörde den Schnaps nicht mehr aus kleinen Flaschen, sondern eben aus Teetassen trinkt. Und auch dadurch wird das Uebel nur ärger. Aber vor der Oeffentlichkeit können die Behörden wenigstens so tun, als unterstützten sie die Alkoholgegner. Sie setzen sogar exorbitant hohe Strafen auf jeden widerrechtlichen Schnapsausschank. Aber die Dorfprostituierte wie der Teestubenwirt wissen ganz genau, daß diese Strafen zu den wenigen gehören, die in Rußland selten vollzogen werden.

So wird der Muschik mit Hilfe der Regierung durch den Schnaps nach Kräften korrumpiert, moralisch und wirtschaftlich. Seine natürliche Liebenswürdigkeit und Gutmütigkeit wird mit Schnaps vergiftet. Es ist dafür gesorgt, daß die Bestie im Menschen bei ihm immer reichlich Nahrung findet. Er verliert alle tätige Energie und wird immer häufiger ein Mensch der Launen und Wallungen. Nicht einmal die Pogromregierung wagte es, sich regelmäßig des Schnapses bei ihrem Feldzug gegen die Juden zu bedienen. Selbst ihr war dies Mittel zu gefährlich. Damit hätte sie die Leute völlig aus der Hand verloren. Aber unter den durch Schnaps korrumpierten Leuten fand sie naturgemäß und selbstverständlich die willigsten Helfer. Es genügte vollkommen, sie mit Hetzreden und Hetzschriften zu vergiften, um die Bestie in diesen Menschen, die sie für ihre Zwecke brauchten, zu wecken. Der Erfolg hat dieser Taktik recht gegeben. Ohne solchen Anstoß hätte die Pogromregierung höchstens einige Rowdys gefunden, was ihren Absichten aber nicht genügen konnte. Die „Grundbevölkerung" wäre ruhig geblieben, harmlos wie der „kleine Halunke", solange man ihm keinen Stoß versetzte. Durch Hetzreden und Hetzschriften sorgte die Pogromregierung für den nötigen Stoß auf die „Grundbevölkerung", und der „kleine Halunke" explodierte nach Wunsch. Dem Juden, der seiner ganzen geistigen Struktur nach mehr mit Gründen rechnet, die sich errechnen lassen, als mit Stimmungen und Gefühlen, die sich jeder Berechnung entziehen, wurde durch solche Explosionen denn auch meist vollkommen überrascht. Und auch heute noch will es vielen russischen Juden nicht in den Kopf — und deshalb bleiben sie eben in Rußland, daß sich bei dem nötigen Anstoß von oben solche Explosionen jederzeit wiederholen können, daß der gutmütige Muschik eben zugleich ein „kleiner Halunke" ist und bleibt.

Digitized by Google

Trost an den Menschen

Von Ernst Angel

Du, dessen Seele am Kriege krankt:
Bricht auch das Auge vor Abschied und Weh,
Hebe das Haupt, da die Welt nach Dir langt!
Sterne und Menschen versagen sich jäh
Dem, der da wankt.

Gestern noch fremd, wie bist heut Du mir nah!
Flutet aus pochenden Herzen auch Blut:
Gott ist noch da und die Welt ist noch da,
Wetter, die wechseln, und Ebbe und Flut,
Sonne tut gut.

Tiefer vereint sich Geschlecht und Geschlecht:
Eiserne Lippen liebkosen Dich wund,
Mitten in Trommeln, Befehl und Gefecht
Fliegt Dir die Liebe verzückt an den Mund,
Stehst Du nur recht.

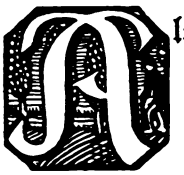
Götter, befreundete, hüllen Dich ein,
Aus Deinen Fäusten formiert sich ein Heer —
Hell über Röcheln und Todesschrein
Trillert das flinke Maschinengewehr:
Wiederkehr.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Ein fester Bund

Von Engelbert Pernerstorfer,
Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses



ls vor einem Menschenalter Bismarck das deutsch-österreichische Bündnis zustande brachte, begrüßten die Deutschen Oesterreichs diese Tatsache mit großer Genugtuung. Sie sahen in ihr eine starke Sicherung ihrer nationalen Existenz, in der sie sich durch die wachsenden Ansprüche der rastlos aufwärts strebenden slavischen Völker beunruhigt fühlten. Diese waren in ihrem Herzen fast alle Gegner dieses Bündnisses. Nur die Polen unterdrückten ihre innere Gegnerschaft, vor allem, weil es ihr erster politischer Grundsatz war und ist, in allem dem Wiener Hofe zu Willen zu sein. Mit größter Heftigkeit bekämpften die Tschechen das Bündnis. Sie liebten es, ihre franzosen- und russenfreundliche Gesinnung bei jeder Gelegenheit, nicht selten in wenig geschmackvoller Weise, hervorzukehren. Ihre Gegnerschaft war aber ohne Wirkung. In den Delegationen erhoben sie immer wieder ihre Stimme in mehr oder weniger heftig-oppositionellen Reden. Aber schon daß Ungarn treu zu dem Bündnisgedanken hielt, lähmte ihren Widerstand.

Unter den Deutschen Oesterreichs trat eine national-radikale Partei, die sog. Jungdeutschen, für die Forderung ein, der deutsch-österreichische Bündnisvertrag solle den Gesetzen der beiden Staaten inartikuliert und von den beiderseitigen Parlamenten förmlich beschlossen werden.

Als dann in den Balkanwirren wieder und wieder hauptsächlich die Tschechen allslavische Sympathien äußerten, sorgten sich manche, ob denn im Falle eines seit Jahren immer drohender werdenden europäischen Krieges, in dem es gegen Rußland gehen sollte, auf die tschechischen Regimenter Verlaß sei. Das tschechische Volk

Digitized by Google

hat eine starke nationale und politische Ader und bis tief in die untersten Schichten dringen die politischen Ueberzeugungen.

Da war es denn eine große Ueberraschung, daß bei Ausbruch des österreichisch-serbischen Krieges und gleich darauf bei der russischen Kriegserklärung alle diese Besorgnisse verschwanden. Die Doppelmonarchie war eins geworden. Ueberall war nichts zu sehen und zu hören als Einigkeit. Der Unterschied der Nationen schien verschwunden zu sein. Im slavischen „goldenen Prag" demonstrierten Tschechen und Deutsche einmütig für Oesterreich und die Stadt des größten Deutschenhasses erlebte es, daß ihr Bürgermeister vor massenhaft versammelter tschechischer und deutscher Bürgerschaft ein Hoch und Slava auf Kaiser Wilhelm, unseren Verbündeten, ausbrachte. Die österreichische Welt schien Kopf zu stehen.

Am Ende ist diese tschechische Wandlung nicht schwer zu verstehen. Es gibt zwei Völker in Oesterreich, die außerhalb des Reiches keine Volksgenossen haben: die Tschechen und die Magyaren. Ihre nationale Existenz ist, da sie nicht allzu zahlreich sind, an Oesterreich gebunden. Daß aber der gegenwärtige Krieg so wie um die Unversehrtheit des deutschen Reiches, so auch Oesterreichs geht, ist klar. Und so sehr und so oft tschechische Nationalisten ihre Liebe zum russischen Väterchen bekannt hatten, unter seine Knute zu kommen, scheint ihnen kein wünschenswertes Ziel. Der nationale Aufschwung, den das tschechische Volk in den letzten Jahrzehnten genommen hat, war nur in Oesterreich möglich, wo man ihren nationalen Bestrebungen wohlwollend, auf keinen Fall feindlich begegnete. So ist denn, was sich an Deutschenhaß in Oesterreich so oft und so häßlich gezeigt hat, mit einem Male verschwunden und alle Oesterreicher bejubeln deutsche Erfolge so als ob es unsere eigenen wären. Ja mehr als das: sie werden als eigene empfunden.

Wie ist es nun zu erklären, daß dieses von Nationalitätenhader durchrüttelte, an inneren Schäden aller Art so reiche Land plötzlich den Eindruck vollster Einigkeit macht?

Digitized by Google

Drei Umstände wirken da zusammen. Es ist gar kein Zweifel, daß die Person des alten Kaisers da in erster Linie steht. Der monarchische Gedanke, und zwar häufig genug noch in seiner altpatriarchlichen Form, lebt vielleicht nirgends so stark wie in Oesterreich. Und nun denke man sich, daß ein Kaiser, an dem alle Tugenden gerühmt werden, noch als ein Vierundachtziger an der Spitze der Staatsgeschäfte steht! Seine Gestalt ist bei den großen Massen legendenhaft, seine Popularität unbegrenzt. Dazu kommt die besonders scheußliche Brutalität der Ermordung des Thronfolgers. Franz Josef mußte die Hinrichtung seines Bruders, den rätselhaften Tod seines einzigen Sohnes, die meuchlerische Ermordung seiner Frau und seines designierten Nachfolgers über sich ergehen lassen! Das alles erhöht in den Augen der Völker die Gestalt des Kaisers.

Ein zweiter Umstand fällt nicht so sinnlich in die Augen, wirkt aber sicherlich mit. Es ist das gewiß vorhandene, wenn auch nicht immer deutlich bewußte Gefühl der Zusammengehörigkeit. Wären heute auf einmal alle Lande zerrissen, so müßten morgen die so mannigfaltigen Völker des Donaulandes daran denken, wie sie sich wieder zu einer Einheit verschmelzen, um ihre Existenz sichern zu können. Jedes einzelne der Völker ist schwach, zusammen können sie stark sein.

Endlich drittens ist die österreichische Bevölkerung in allen Nationen äußerst impulsiv. Da schlagen die Stimmungen rasch um. Noch gestern bereit, gegen einander loszugehen, liegen sie sich heute in den Armen. Siehe den Umschlag in Prag.

Und so wird heute in ganz Oesterreich der Bund mit Deutschland ebenso gepriesen, wie er vorher von manchen geschmäht worden war. In den Straßen der österreichischen Städte ertönt begeistert gesungen „Die Wacht am Rhein", deren Text noch vor kurzem als hochverräterisch oder doch wenigstens als unpatriotisch gegolten hatte.

Ein Wunder ist es fast, das sich hier vollzogen hat. Ein Wunder, das wir preisen wollen. Der Bund zwischen Deutschland und

Digitized by Google

Oesterreich ist fest und unzerreißbar geworden und die Kampfgemeinschaft, in der die beiden Länder stehen, wird weiter wirken. Ihre Erinnerung kann nimmer verwischt werden. Zumal auch deswegen nicht, weil der Kampf, den die beiden Staaten gemeinsam führen, nicht bloß ein Kampf um die staatliche Existenz, sondern auch um die Kultur ist.

Geht er, wie wir alle brünstig wünschen, glücklich aus, dann freilich hat sich erst zu zeigen, ob die Sieger sich auch der großen Verantwortlichkeit für die Zukunft völlig bewußt sind. Es gilt in Deutschland die Demokratie zu erkämpfen, in Oesterreich den Staat auf eine neue Grundlage zu stellen. Diese Grundlage ist die Autonomie der Nationen mit demokratischer Selbstverwaltung.

Der Krieg, in dem wir stehen, ist nicht nur wichtig und entscheidend für die Staaten, die an ihm beteiligt sind, sondern auch für die Entwicklung der politischen Freiheit und der geistigen Kultur. Wir alle haben die klare Empfindung der weltgeschichtlichen Bedeutung der jetzigen Ereignisse, die wir mit tiefstem Ernste, aber nicht ohne feste Zuversicht erleben.

Offener Brief

an den Herrn Minister der französischen Republik Marcel Sembat.

Von Dr. Ludwig Haas, Mitglied des Deutschen Reichstags

In Bern und Basel waren wir zusammen; wir hatten gemeinsam die Hoffnung, daß eine Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland möglich sei und wir hatten die Ueberzeugung, daß diese Arbeit für den Frieden ein Kulturwerk schaffe und deshalb Kulturpflicht sei.

Obwohl die Mehrheit der beiden Parlamente, die Mehrheit des deutschen Reichstags und der französischen Volksvertretung sich auf den Boden der Berner Konferenz gestellt hatte, kam der

Digitized by Google

Krieg, den das deutsche und das französische Volk nicht gewollt, den aber der russische Zarismus und panslavistischer Rassenwahn und Uebermut heraufbeschworen hat. Das aber ist sicher: die französische und die englische Regierung hätten Rußland in die Grenzen der Vernunft und der Menschlichkeit zurückweisen können. Sie haben es nicht getan. Rußland war der französischen und englischen Unterstützung sicher. Nur dadurch konnte es durch seine Mobilmachung die Friedensbestrebungen des deutschen Kaisers stören.

An dieser Entwicklung tragen S i e keine Schuld; ich bin überzeugt, Sie hätten sie gerne verhindert; Sie gehörten damals dem französischen Ministerium nicht an. Trotzdem könnte es für Europa, die europäische Kultur und den europäischen Frieden von Wert sein, wenn Sie vor aller Welt, als französischer Minister die Frage beantworten würden: Hatte der Zarismus das Recht, der Beschützer aller Slaven sein zu wollen, jener Zarismus, der alle Freiheit im eigenen Lande unterdrückt, der nie am Blute seiner eigenen Landeskinder satt geworden ist, der Knechtschaft, Tod, Grausamkeit, Verbrechen und Unkultur überall hinträgt, wohin immer er seine brutale Herrschaft ausbreitet?

Nun aber sind Sie in das französische Ministerium eingetreten und nun beginnt Ihre Verantwortung vor der Weltgeschichte. Sie haben die Erklärung des französischen Ministeriums unterschrieben, die das arme französische Volk beruhigen sollte mit der Lüge, daß Berlin schon vor den Russen zittere. Kein einziges altes Weib in ganz Berlin hat an den Einmarsch der Russen geglaubt; aber ganz Deutschland lachte über die Proklamation des französischen Ministeriums. Inzwischen wurden bei Ortelsburg, Gilgenburg und Tannenburg 90 000 Russen gefangen.

Sie mögen selbst durch lügenhafte Berichte getäuscht gewesen sein; es können ja auch Minister angelogen werden. Kluge Minister sollen es aber merken und Sie hätten es merken können. Glaubt der Sozialist und Demokrat Sembat, daß ein Kulturvolk, wie das deutsche, ein Volk des allgemein gleichen Reichstagswahlrechts,

Digitized by Google

das in geschlossener Einmütigkeit den Krieg führt, einig von Heydebrand bis Liebknecht von den Sklaven des Zarismus überwunden werden kann? Das konnten Sie als Demokrat nicht glauben.

Furchtbarer aber noch tritt an Sie eine andere Frage heran. Wollen Sie den Sieg des Zarismus? Kann der Demokrat Sembat den Zarismus unterstützen? Er ist Ihr Feind und der Feind des französischen Volkes so gut, wie er unser Feind ist. Er ist der Feind jeder Freiheit, jeder Kultur, jeden Fortschritts. Armselige Diplomaten der alten Schule mögen Bündnisse schließen ohne Rücksicht auf die politische Moral. Sie gebärden sich als die starken Männer der Realpolitik und sagen, man kümmere sich nicht um die inneren Verhältnisse eines andern Staates. Ein Sembat darf dieses dummen und verbrecherischen Leichtsinns nicht fähig sein.

Er weiß, daß es für die Menschheit ein Glück ist, wenn als Folge der deutschen Schläge der Zarismus zusammenbricht und das Ende findet, das er verdient. Er empfindet auch, daß es keinen schimpflicheren Bundesgenossen für die französische Demokratie geben kann, als jenes Rußland des Zaren, der Großfürsten, der Kosaken und der Beamten, die Verbrecher und Bluthunde sind.

Die Welt erwartet, daß Sie die Lösung aus diesem Konflikt finden und es gibt eine Lösung, die ein Glück für Frankreich und für die Menschheit wäre.

Noch anderes erwartet die Welt von Ihnen:

Französische und belgische Bürger schießen heimtückisch auf deutsche Soldaten. Die selbstverständliche Antwort der Notwehr ist die Vernichtung ganzer Ortschaften. Sorgen Sie dafür, daß der Krieg zwischen den Soldaten geführt wird, offen, Mann gegen Mann. Erklären Sie dem französischen Volk, daß es eine Schande und ein Verbrechen ist, als Bürger aus dem Hinterhalt sich am Kampfe zu beteiligen. Wer kämpfen will, der trete in die Armee ein, trage das Kleid des Soldaten und übernehme die Mühen und Gefahren des Feldzuges. So halten es die deutschen Bürger, die dem Vaterland mit der Waffe dienen wollen.

Digitized by Google

Bei französischen und englischen Soldaten wurden Dum-Dum-Geschosse gefunden. Es ist Ihre Menschenpflicht, jetzt als Minister den Gebrauch dieser Geschosse zu verhindern. Davon spreche ich gar nicht, daß es völkerrechtswidrig ist; Sie stehen auch ohne jene völkerrechtliche Norm auf dem Standpunkt, daß es eine Gemeinheit ist, Geschosse zu verwenden, die den Gegner nicht nur kampfunfähig machen, sondern ihm möglichst entsetzliche Verwundungen schaffen sollen. Gebrauchen Sie Ihre Macht als Minister im Interesse der Kultur und im Interesse Ihres Vaterlandes.

Deutsche Bürger, zumal auch Frauen, wurden beim Ausbruch des Krieges in Frankreich und in Belgien schamlos mißhandelt; es ist zu spät, daß Sie hier noch eingreifen können. Aber Ihre Pflicht wird es sein, dafür zu sorgen, daß deutsche Gefangene und Verwundete mit derselben Humanität behandelt werden, die Deutschland den französischen und russischen Gefangenen und Verwundeten entgegenbringt. Auch dafür müssen Sie eintreten, daß Frankreich und Belgien in Zukunft das Rote Kreuz, das heilige Zeichen der Menschlichkeit, achten. Befreien Sie aber auch die Frauen und Kinder, die französische Truppen aus dem Elsaß weggeschleppt haben.

Mit einem Worte: Denken Sie an die Zukunft! Arbeiten Sie dafür, daß Heimtücke, Hinterlist und Brutalität nicht Stimmungen des Hasses schaffen, die Jahrzehnte nicht überwinden können. Die beiden Völker sollen nach dem Kriege sich die Hand reichen können, weil der Krieg ehrlich und menschlich geführt wurde. In schwerer Zeit sind Sie in das Ministerium eingetreten; um so größeres können Sie Ihrem Lande und der Kulturwelt leisten, wenn Sie in dem Geiste rücksichtslos arbeiten, der Sie früher führte, damals als Sie das Buch schrieben: „Faites un roi, sinon faites la paix.“

Vergessen Sie aber auch nicht, daß Frankreich im Kampfe steht gegen das deutsche Volk, das so einig ist, wie nie zuvor. Das

Digitized by Google

was beim Ausbruch des Kriegs durch das deutsche Volk ging und was heute noch in unveränderter Kraft anhält, ist die gewaltigste demokratische Bewegung, die je die Welt gesehen hat. Der letzte Mann im Volke weiß, daß der blutgierige Zarismus uns den Krieg gebracht hat, weiß, daß England mit armseligen Rechenexempeln und wegen trauriger wirtschaftlicher Kalkulationen den Krieg führt, weiß auch, daß Eure armen französischen Proletarier sich verbluten sollen, damit Eure Kapitalisten die Milliarden retten, die sie in ihrer Dummheit dem Russen gepumpt haben, weiß, daß er für die deutsche Zukunft und für die europäische Kultur kämpft. Ein solches Volk mit solcher Einheit und diesem Geist ist unüberwindlich.

Und das noch: Verbreiten Sie die Wahrheit, die reine und ungeschminkte Wahrheit über die Kriegsereignisse in Frankreich; die demokratischen Minister dürfen das Volk nicht belügen, wie die Minister Napoleons. Das ist die Lehre der Demokratie: Das souveräne französische Volk soll die Wahrheit wissen und selbst und frei dann seine Entschließungen treffen. Eine jede Lüge ist eine Sünde gegen den Geist der Demokratie. Die Wahrheit schadet nie. Sie dürfen nicht zulassen, daß das Ministerium die Wahrheit verschleiert aus Furcht, das Volk könne zu der Erkenntnis kommen: „Faites un roi, sinon faites la paix.“

Stimmungen

Von Ludwig Thoma

Das lag in den zwei letzten Julitagen wie Blei auf uns. Flaue Telegramme, die von nochmaligen und abermaligen Versuchen berichteten, von Bestrebungen, einen Frieden zu erhalten, an den kein Mensch mehr glaubte.

Es litt Niemand zu Hause, alle Welt war auf der Straße und München war wie ein aufgestörter Ameisenhaufen. Zehntausend

Digitized by Google

Politiker in der Stadt, immer bereit, sich in Trab zu setzen, wenn nichtssagende Depeschen angeschlagen wurden.

Die Ungewißheit senkte sich wie eine ungeheure Last auf alle Herzen.

Wenn ein Optimist schlagende Gründe gegen die Möglichkeit dieses Weltbrandes fand, erzählte man ihm, daß draußen vor der Artilleriekaserne schon vollbepackte Züge ständen.

Vorbereitungen, die deutlicher den Ernst der Lage bewiesen, als die Wenn und Aber der Diplomaten.

Doch gab es genug Zweifler.

Gegen den Abend des 31. fuhren Automobile durch die Stadt mit Polizeibeamten und Trommler.

Wo sie hielten, rasselte ein Wirbel und ein Mann mit der Dienstmütze auf dem Kopfe verlas mit undeutlicher Stimme eine Bekanntmachung.

Mobilmachung?

Nein — Erklärung des Kriegszustandes.

Also ...

Bitte, das ist etwas ganz Anderes. Es ist nur eine Vorsichtsmaßregel, bedeutet weiter nichts, als daß man jede Möglichkeit ins Auge fasse.

Der Friede kann trotzdem erhalten bleiben — —

Man seufzt.

Dieses Gefühl von Unsicherheit war das Schlimmste.

Da läßt ein „gut informiertes" Blatt gelbe Zettel anschlagen.

„Japan taucht auf."

Dieser prachtvolle, gelbe, kleine Kerl wird den Russen in den Rücken fallen. Von nichts anderem war mehr die Rede. Und eigentlich war es doch sonnenklar, daß der famose Asiate in diesem Momente sich die Mandschurei aus dem brodelnden Hexenkessel holen mußte. Man sah den Halbaffen, die sich jetzt gerne in den Straßen zeigten, beifällig nach.

Schön ist anders — aber fixe Kerle sind sie.

Digitized by Google

Am Vormittag des 1. August waren ganz entschieden die Japsen obenauf. Die Sonne brannte und es war ein Sommertag von ungewohnter Schönheit. Der Platz vor der Residenz lag verlassen in der prallen Hitze.

Ein paar Tage vorher war es beim Aufziehen der Wachparade zu patriotischen Demonstrationen gekommen.

Heute war es still.

Bekannte, denen man begegnete, sahen einen fragend an.

Ein Achselzucken war die Antwort. Nichts?

Nichts. Der Großherzog von Hessen soll nach Petersburg gereist sein, um — —

Man scheute sich, zu reden.

Es war doch alles nur leeres Geschwätz. Ein Gewimmel von schweigenden Menschen in den Hauptstraßen. Ein gequälter Ausdruck in jedem Gesicht.

So wurde es Abend.

Ich war auf den Bahnhof gegangen, um nach Tegernsee zu fahren.

Endlose Züge langten in der Halle an und durch die Perronsperren wälzten sich die Tausende, welche aus den Ferienorten heim eilten; auf den Bahnsteigen türmten sich die Koffer auf, alles Passagiergut blieb hier liegen.

Mein Zug sollte erst eine Stunde später abgehen und so ging ich wieder zurück zum Eingange. Plötzlich fingen die Menschen auf dem Bahnhofplatze zu laufen an; im Nu war eine riesige Menge an der Ecke der Schützenstraße angestaut, ein Stimmengewirr von hastigen Fragen.

Und dann Stille.

Eine klare, vibrierende Stimme liest die soeben angeschlagene Bekanntmachung vor.

Seine Majestät der Kaiser hat die Mobilmachung des Heeres und der Marine befohlen.

Da, mit einem Schlage, wie auf ein gegebenes Zeichen sind alle Köpfe entblößt, Hüte werden geschwenkt und ein Hurra!

Digitized by Google

braust über den Platz. Weg war der Druck, weg war die Unsicherheit.

Erleichtert atmete man auf und war's auch Ernst, so war es doch Gewißheit.

Eine Viertelstunde später saß ich im Zuge.

Aus der Bahnhofhalle folgten mir die Klänge der „Wacht am Rhein", wurden schwächer und verloren sich.

Es war Nacht geworden.

Eine herrliche, duftige Sommernacht. Feierabend war um alle kleinen Häuser und das Behagen nach einem arbeitsreichen Tage lag über den Feldern.

Der Gedanke, daß Krieg sei, kam mir fremd und unfaßbar vor.

Der Segen, die Notwendigkeit des Friedens sprach aus dem Schweigen laut zu meinem Herzen und ich mußte mich gewaltsam daran erinnern, daß seit einer Stunde Krieg war.

Dann packte mich die Vorstellung, wie dieses brave, fleißige Volk sich mit seinem Blute das Recht erkaufen müsse, arbeiten zu dürfen, mit seiner Tüchtigkeit Werte für die Menschheit schaffen zu dürfen und ein grimmiger Haß gegen die Friedensstörer verdrängte jedes andere Gefühl. Jeder Schritt, den Deutschland in friedlicher Tätigkeit vorwärts getan hatte, schuf ihm Feinde. Aus allem, was hier erarbeitet, erschaffen, erdacht worden ist, hat die ganze Welt tausendfältigen Nutzen gezogen, und nun erleben wir, daß eine Macht, deren Fäulnis unseren Erdteil vergiftet, den Segen deutscher Arbeit vernichten will.

Da ist kein Raum mehr für friedliche Gedanken.

Der Zug fährt langsam die Höhe über Gmund hinunter an das Seeufer.

Da weitet sich das Tal und vom Mondlicht überflutet ragen unsere Berge auf.

Auf dem Setzberg brennt ein mächtiges Feuer.

Es muß weit ins Land hinaus leuchten und mag es Vielen, wie mir die tröstliche Hoffnung geben, daß es nach den Schmerzen dieses Krieges ein freies, schönes glückliches, Deutschland geben wird!

Digitized by Google

Der große Aufstand

Von René Schickele

II.

Nach Delhi Cawnpore. Der fünfundsiebzigjährige Sir Hugh Wheeler, der hier kommandierte, hatte über fünfzig Jahre mit den Sepoys gedient, Nana Sahib war sein Freund. Nana Sahib, der gastfreie Maharaja von Bithoor, einem befestigten Schloß in der Nähe Cawnpores, wo der Adoptivsohn des letzten von den Engländern abgesetzten Mahrattenführers, in großartiger Weise Hof hielt. Er hatte von seinem Vater, einem der reichsten Fürsten in Indien, alles geerbt, nur nicht die Pension, welche die Engländer dem Alten bei dessen Entthronung aussetzten, unter der Bedingung, daß der Anspruch darauf bei seinem Tode erlösche. Gerade auf die Pension hatte es Nana Sahib aber abgesehen, und er wurde nicht müde, sie als sein gutes Recht einzufordern. Er schickte sogar einen Agenten nach London, der die Angelegenheit bei der Zentralbehörde betreiben sollte. Darüber vernachlässigte er indes weder seine Manieren, die alle englischen Gentlemen bezauberten, noch die zahlreichen Beziehungen zu einflußreichen Indiern, die er im Gegenteil zu einem feinmaschigen Netz ausspann, womit sich im richtigen Augenblick der große, der unfehlbare Zug machen ließe. Die Engländer hielten ihn für einen zuverlässigen Bundesgenossen, und die Tänzerinnen von Bithoor waren berühmt. Als die Unruhen ausbrachen, vertraute Sir Hugh Wheeler Nana Sahib den Regierungsschatz an.

Nana Sahibs wahres Gesicht hat nie ein Engländer gesehen. Am Vorabend des Tages, wo er seine Truppen auf die flüchtige Verschanzung Wheelers losließ, hatte er diesem noch zugelächelt, und nach Unterdrückung des Aufstandes blieb er verschwunden. Es hieß, er habe sich in den Dschungel geflüchtet und sei am Dschungelfieber gestorben.

Digitized by Google

Auch Nana Sahib scheint lange geschwankt zu haben. Denn er ließ sich erst zum Herrscher der Mahratten ausrufen und nahm den Kampf in aller Form erst auf, als die meuternden Soldaten, des Wartens müde, sich bereits auf den Weg nach Delhi gemacht hatten. Er rief sie zurück, brauchte aber noch weitere drei Tage, um den letzten Schritt zu tun.

Die Belagerung der Wheelerschen Schanzen, die dann begann, dauerte drei Wochen. Dreihundert Engländer samt einem Häuflein treugebliebener Sepoys waren mit einer ebenso großen Anzahl Frauen und Kinder zusammengepfercht. In der zweiten Woche standen die Kasernen nur noch als Trümmer, über die Tag und Nacht das Feuer der Belagerer hinging. Kranke, Frauen und Kinder lagen unter freiem Himmel, den feindlichen Kugeln und der indischen Junisonne ausgesetzt. Bei dem Brand einer Kaserne gingen alle Vorräte an Medizin, Verbandsstoffen und chirurgischen Instrumenten verloren. Hunger und Durst taten das Uebrige. Frauen mit ihrem Kind im Arm, sprangen, vom Wahnsinn gepackt, auf und setzten sich freiwillig dem Kugelregen aus. Andre, die sagen hörten, daß die kleine Schanze nicht mehr hielte, warfen sich der Länge nach an die schadhaften Stellen, um als Wall zu dienen. Trotzdem gelang es der Besatzung noch am siebzehnten Tage, dem Gedenktag der Schlacht von Plassey, den furchtbarsten Sturm der ganzen Belagerung abzuschlagen. Die Ueberlebenden reichten aber nicht mehr zur Besetzung der zerschossenen Erdwälle aus. Am selben Tag gingen die Lebensmittel zu Ende.

Wheeler entschloß sich, das Anerbieten Nana Sahibs, allen freien Abzug mit Waffen auf dem Ganges nach Allahabad zu gewähren, anzunehmen; des weitern wurde schriftlich vereinbart, daß der Nana Wagen für den Transport der Verwundeten, Frauen und Kinder beschaffen und am Landungsplatz Boote mit Vorräten an Mehl bereithalten sollte.

Das tat er auch. In der Morgendämmerung kamen die Wagen, die Wagen fuhren mit den Kranken und Verwundeten davon. Die Männer marschierten auf beiden Seiten des Zuges. Es war

Digitized by Google

nicht leicht, sich durch den Haufen von Bewaffneten, die schreiend und mit drohenden Gebärden herandrängten, einen Weg zu bahnen. Gleich zu Anfang wurden mehrere der treugebliebenen Sepoys aus den Reihen der Weißen gerissen und getötet. Ihre englischen Kameraden, die ihnen beispringen wollten, wurden festgehalten, und als es ihnen endlich gelang, sich loszumachen, waren ihre Waffen verschwunden. Die Offiziere des Nana gaben sich ersichtlich Mühe, derartige Voreiligkeiten zu verhüten. Sie liefen die Kolonne entlang und ermunterten die Weißen zur Eile: „Sobald ihr die Boote bestiegen habt, seid ihr gerettet", und ihr freundliches Lächeln erinnerte an bessere Tage.

Endlich war der Ganges erreicht.

Im flachen Wasser lagen etwa vierzig große, mit Strohdächern gedeckte Boote. Frauen, Kranke, Verwundete und Kinder wurden von den Männern durch das seichte Wasser getragen und mit Hilfe der eingeborenen Bootsleute in die Fahrzeuge gehoben. Um neun Uhr waren alle untergebracht, Sir Hugh Wheeler gab aufatmend den Befehl zum Abstoßen.

Gleichzeitig erscholl ein Hornsignal.

Die eingeborenen Ruderer sprangen über Bord, und das Gemetzel nahm seinen Anfang. Das Dickicht am Ufer sprühte Kugeln, Kanonen donnerten, auf der andern Seite des Flusses jagten Reiter und schossen ihre Karabiner ab, die Boote aber saßen fest auf dem Sand und brannten: Auf den Strohdächern hatten glühende Holzkohlen gelegen.. Und in den Booten verbrannten die Verwundeten und Kranken.

Die andern waren ins Wasser gesprungen und suchten Schutz vor den Kugeln. Da gingen die Reiter des Nana ins Wasser und brachten die Arbeit mit ihren Säbeln zu Ende. Weit unten trieben, an ein brennendes Boot geklammert, vier Engländer, die einzigen Ueberlebenden von Cawnpore. Mit Wunden bedeckt landeten sie am Abend, irrten noch eine Nacht und einen Tag umher und wurden schließlich halb verhungert und verblutet von Landbewohnern aufgenommen.

Digitized by Google

Inzwischen zogen die Reiter die Frauen und Kinder, die noch am Leben waren, aus dem Wasser und führten sie in ein Haus, das dem Nana gehörte. Niemand kann wissen, was hier mit ihnen geschah. Später wurden sie in ein anderes, einstöckiges Haus überführt und in kleinen, zum Teil dunkeln Zimmern ohne Möbel eingesperrt. Sie bekamen nicht einmal Stroh zum Lager. In einer Woche starben achtundzwanzig. Als Havelock, der Rächer, mit seinen siegreichen Truppen sich Cawnpore näherte, schickte Nana fünf Menschenmetzger in das kleine Haus. Sie schloßen die Tür hinter sich zu und verweilten zwei oder drei Stunden. Von draußen hörte man die Entsetzensschreie der Frauen und das Lachen der Männer. Als sie wieder auf die Straße traten, waren sie vom Kopf bis zu den Füßen mit Blut bedeckt. Sie flößten selbst den Eingeborenen, die doch seit den letzten Wochen an den Anblick von Blut gewöhnt waren, ein solches Grauen ein, daß die Straßenreiniger, Männer der niedersten Kaste, mit Peitschenhieben in das Schlachthaus getrieben werden mußten, um die Leichen herauszuschaffen und in einen nahen Brunnen zu werfen.

Gleichzeitig erließ der Nana eine Proklamation, worin es hieß: „Ein Feuer löschen, aber einen Funken übrig lassen, eine Schlange töten, aber ihre Brut schützen, ist nicht die Weisheit einsichtiger Männer . ."

Bei Havelocks Ankunft waren die Leichen noch nicht einmal mit Erde bedeckt. Im Schlachthaus stand das geronnene Blut einen Finger hoch. Auf dem Boden lagen Haarbüschel, zerfetzte und zertretene Frauenkleider, Kinderwäsche, Schuhe, an langen Haarsträhnen hing noch ein Stück der Kopfhaut. Die Wände waren bis an die Decke mit Blut bespritzt und an manchen Stellen, wo die Opfer den Hieben ausgewichen waren, von Säbelhieben zerhackt.

Vor allem aber war da in einem Zimmer ein Haken. Er stak, etwa sechs Fuß über dem Boden, in der Wand und war mit geronnenem Blut überzogen. An diesem Haken hatte ein kleines Kind gehangen, das Gesicht zur Wand gekehrt, und zappelnd,

Digitized by Google

mit blutigen Händen und Füßen gegen die getünchte Wand geschlagen. Am Haken klebten außerdem lange Frauenhaare.

Die Anzahl der Opfer wurden von Havelocks Truppen gezählt und in dem Brunnen begraben. Es waren 118 Frauen und 92 Kinder.

*

Das alles muß man sehen, als ob man dabei stünde und mit seinen eigenen Augen sähe, um zu verstehen..

Um zu verstehen, wie ein britischer General hier in Cawnpore eine Brigadeorder ausgeben konnte, wonach „alle Gefangenen, die der Teilnahme an der Ermordung europäischer Frauen und Kinder überführt seien, vom Profoß in das Schlachthaus gebracht und dort gezwungen werden sollten, knieend mit der Zunge einen Quadratfuß des blutbedeckten Fußbodens reinzulecken, ehe sie zum Galgen geführt und gehängt würden."

Zu verstehen, daß an einem andern Ort, wo vertrauensselige Weiße ebenso grausam hingemordet worden waren, ein Banyanbaum auf dem Dorfplatz hundertunddreißig Gehenkte zu tragen bekam. Dann war kein Platz mehr an dem Baum.

Zu verstehen, daß Hodson, von Hodsons Reitern, gleich nach dem grauenvollen Sturm auf Delhi, bei dem über die Hälfte der stürmenden Truppen fiel, nach einem Straßenkampf von entsetzlicher Wildheit, ohne Begleitung zu einem alten Grab hinausritt, wo die beiden Söhne des Königs sich verborgen hielten, sie gefangen nahm und nach Delhi brachte, wo er sie mit gespanntem Revolver durch die Straßen führte, in denen noch immer geschossen wurde, bis auf einen freien Platz; und hier vor allem Volk niederschoß. Weil er fürchtete, daß die Menge sie befreite, sagte er, vielleicht aber nur, um ein Ende zu machen.. Er selbst hatte eine Kugel in der Schulter und eine andre im Rücken, und die Uniform hing in Fetzen an ihm herab.

Ein Ende! Denn der Gedanke, daß die Szenen dieses Aufstandes sich noch einmal wiederholten, war unfaßbar. Ein Ende!

Digitized by Google

Denn die Männer, die seit Wochen in einer Ekstase des Willens lebten, hielten sich kaum noch aufrecht. Nichts bezeichnender dafür, als ein Ausruf Nicholsons. Es gibt, mag vorausgeschickt werden, noch heute in den Bergen des Punjab eine Art Sekte, die „Nicholsonheiligen", die aus der Zeit stammte, wo Nicholson diese wilden Bergstämme unterwarf, nicht mit den Waffen, sondern mit der strahlenden Kraft seiner Persönlichkeit. Feldmarschall Roberts, der ihn zu jener Zeit kennen lernte, sagt, es sei von dem großen ernsten Mann mit den milden Augen eine Macht sondergleichen ausgegangen. „Nicholson", sagt er, „machte auf mich einen tieferen Eindruck, als irgend eine andere Persönlichkeit je vordem oder nachher. Ich habe niemals wieder einen solchen Mann gesehen." Dieser stille, milde Nicholson mußte den bereits vollkommen erschöpften General Wilson zwingen, den Sturm auf Delhi zu unternehmen. Verstärkungen waren nicht mehr zu erwarten, das Fieber und die Sonne streckten täglich hunderte der Belagerer zu Boden. Die kampffähigen Truppen schmolzen vor den Augen des Feindes zusammen, und es bestand keine Möglichkeit, das Lager noch länger gegen eine Uebermacht zu halten, die sich in ihren täglichen und nächtlichen Operationen auf das starke Delhi stützen konnte. Außerdem strömten den Rebellen ununterbrochen Verstärkungen zu, der Glaube, daß es mit der Herrschaft der Engländer in Indien zu Ende sei, der Ruf an alle Gläubigen „Nach Delhi!" setzte fern und nah die Massen in Bewegung. Nicholson führte selbst eine der Sturmkolonnen. Er fiel und blieb irgendwo in der glühenden Sonne liegen, bis er nach Stunden gefunden und in das Lazarett getragen wurde.

Hier hörte er, daß Wilson sich zurückziehen wollte. Er schickte zu ihm und beschwor ihn festzubleiben. Heute oder nie müsse Delhi fallen. Die Folgen eines Rückzuges seien unabsehbar, die nächste Folge aber wäre der sichere Untergang des englischen Heeres. Er bekam einen Zettel zurück: „Ich bin vollkommen fertig." Da richtete sich Nicholson auf seinem Lager auf und rief: „Gott sei Dank, ich habe noch Kraft genug, um ihn zu erschießen, wenn es nötig ist."

Digitized by Google

Er hielt Wache, bis die Meldung kam, daß Delhi gefallen sei. Legte sich hin und war in wenigen Minuten tot.

Das alles muß man sehen, wie mit seinen eigenen Augen, um die Soldaten zu begreifen, die in Gewaltmärschen von Delhi aufbrachen, sich in Cawnpore mit andern Truppen vereinigten und weiter gegen Lucknow marschierten, wo eine andere „Wheelersche Schanze" voll Frauen und Kindern mit Mühe standhielt. Märsche durch die indische Nacht, wo jeder Schritt „Rache für Cawnpore" in das Bewußtsein hämmerte, immer nur „Rache für Cawnpore!"

III

Mein Freund Heeder öffnete die Tür des Abteils: „Ich bin im Speisewagen."

Damit, schien es, wollte er wieder gehen.

Ich bestätigte: „Im Speisewagen."

Da saß er schon den ganzen Tag und führte lebhafte Gespräche mit einem jungen Engländer, über deren Gegenstand ich einigermaßen unterrichtet war, seitdem er mir beim Mittagessen ins Ohr geraunt hatte:

„Steinreich. Unionist — um an den Wänden hoch zu gehen. Redet vom lieben Gott, als ob der englischer Premier und ebenfalls Unionist wäre. Im übrigen — weißt du, was ihm in Benares den größten Eindruck gemacht hat? Ein Mister Smith, mit dem er am Abend Tennis gespielt, der ihn besiegt und sodann auf dem Weg vom Spielplatz nachhause zum Spiritismus bekehrt hat."

„Ich bin im Speisewagen", wiederholte Heeder nachdenklich, während er seine Rocktaschen abklopfte. „Hast du eine Zigarre?"

Er bekam eine Zigarre, die er schweigend und ein wenig umständlich ansteckte. Plötzlich setzte er sich mir gegenüber.

„Komische Kerle, die Engländer.. Was ich eben von dem Jungen da gehört habe.. Du mußt wissen, der Sikandar Bagh in Lucknow ist ein Sommerhaus des letzten Königs von Oudh, in einem Garten, mit starker Umwallung. Er war 1857 von

Digitized by Google

3000 Aufständigen besetzt; keine zwanzig entkamen. Eine wüste Sache — wie du gleich hören wirst."

Er führte zwei Schläge in die Luft:

„Mittag." Schlacht in vollem Gang.

Die Hochländer und Sikhs hatten sich an die Seile der Geschütze gespannt und sie den Abhang vor dem Sikander Bagh hinaufgezogen. Nun lagen sie zu beiden Seiten der Batterie in einer Anpflanzung, durch einen kleinen Wall aus Lehm gegen das feindliche Feuer geschützt, und warteten auf den Augenblick, wo sich in der dicken Mauer über ihnen ein Riß zeigte.

Ganz vorn, in der ersten Reihe der Hochländer, kauerte der Gemeine Hope. Er lehnte gegen den Lehmwall und hielt das Gewehr mit dem aufgepflanzten Bajonett zwischen den Knieen. Jedesmal, wenn bei der Batterie ein Mann getroffen wurde, oder wenn in der Nähe eine Granate platzte, stieß Hope lange Flüche aus und machte Anstalten, auf eigene Faust zum Angriff überzugehen. Seine Kameraden packten ihn am Rockkragen, und dann kauerte er wieder eine Weile still da und stierte einen Hochländer an, der einige Reihen hinter ihm unbeweglich auf den Knieen lag, die gefalteten Hände um das Gewehr gepreßt, und zu beten schien. Das war Wallace, der Gemeine Wallace, der im Regiment wegen seiner Frömmigkeit der „Quäker" genannt wurde. Zwar galten die Hochländer allesamt für gottesfürchtige Leute, die es mit der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten im allgemeinen ernst nahmen. Sie bildeten eine militärische Gemeinde mit Pastor und Kirchenältesten und führten, wahrscheinlich als einziges Regiment, eine vollständige Ausstattung von Abendmahlgefässen mit. Insofern wäre also der Gemeine Wallace keine auffallende Erscheinung im Regiment gewesen. Aber dieser Schotte trank nicht. Er trank nie. Ja, er legte einen großen Abscheu gegen alle geistigen Getränke an den Tag. Die Schotten hatten gedacht, daß dies auch der Grund sei, warum er den Trunkenbold Hope mit Verachtung, ja mit Haß ansah. Ein Gefühl, das Hope aufrichtig erwiderte. Allmählich waren sie jedoch dahinter gekommen, daß es

Digitized by Google

mit den beiden eine andre Bewandnis haben mußte. Der Quartiermeister meinte, daß Wallace beim Eintritt in das Regiment bereits von Hope gewußt habe. Beide waren als Freiwillige von einem andern Regiment gekommen, Hope als erster, gleich darauf Wallace, und Wallace hatte in Dover nach Hope gefragt und dann gebeten, bei derselben Kompagnie eingestellt zu werden. Sie sprachen nie ein Wort miteinander. Während der Ueberfahrt konnte man Wallace beobachten, wie er im Mondschein das Deck auf und abschritt und mit lauter Stimme französische Verse hersagte. Ueber Hope hatte der Pastor geäußert, daß er besser Latein spräche, als er selbst, und wenn Hope betrunken war, fluchte er in verschiedenen Sprachen, die niemand verstand. Er bekam häufig Geld zugesandt, das er teils vertrank, teils verspielte, wenn er es nicht zu leichtsinnigen Frauenzimmern trug. Im Feld marschierte und kämpfte er wie ein Teufel, und seine Kameraden liebten ihn mehr, als den Quäker, obwohl der vielleicht ein ebenso tüchtiger Soldat war und des öftern befördert werden sollte. Uebrigens lehnte er jedesmal mit einem Bibelspruche ab.

Wallace nun begegnete dem wütenden Blick Hopes, ohne eine Miene zu verziehen. Kaum, daß die Lippen des Quäkers, die sich in stillem Gebet bewegten, einen kurzen Augenblick wie erstarrt stehen blieben. Zugleich sprang ein Kanonier bei der Batterie senkrecht in die Luft und kam tot neben Hope zu liegen.

„Well! Ihr lehrt uns Gymnastik", schrie Hope und schickte, während er sich umdrehte und über die Lehmmauer nach dem Sikander Bagh hinüberspähte, eine Flut von Flüchen und unflätige Redensarten hinterdrein, die der Hauptmann mit der Bemerkung aufzuhalten suchte, Gemeinheiten seien kein Zeichen von Tapferkeit, und ein Soldat müsse sich schämen, in einem solchen Augenblick zu fluchen.

„In einem solchen Augenblick?" Hope schnellte auf die Beine. Er biete dem Tode Trotz. Die Kugel, die ihm den Mund verbieten sollte, sei noch nicht gegossen, und er schere sich den Teufel darum, was der Hauptmann dächte. Die Mauer reichte ihm nicht bis an

Digitized by Google

die Brust. Er warf einen Blick auf Wallace, drehte sich um und schoß stehend, wie auf dem Schießstand, nach dem Sikandar Bagh. Ein Kugelregen antwortete. Hope lud und legte an.

Der Hauptmann befahl einem Korporal mit einigen Leuten, Hope zu verhaften und hinter die Front zu schaffen. Aber der Pfeifermajor, der neben ihm stand, sagte:

„Lassen Sie den armen Jungen. Er ist gezeichnet. Er wird die Sonne nicht untergehen sehen."

Unterdessen hatte Hope wieder gefeuert und war auf die Mauer gesprungen. Dort traf ihn eine Kugel. Sie schlug auf die Schnalle des Gürtels, glitt ab und riß den Leib auf, so daß die Eingeweide ihm bis auf die Kniee herausfielen. Er brach zusammen, hielt sich aber mit beiden Händen fest, um nicht hinter den Wall zu fallen. Erst als er den letzten Atemzug getan hatte, rollte der Körper, von den einschlagenden Kugeln geschoben, langsam zurück.

Da schob sich der Quäker Wallace heran, blickte in das entstellte Gesicht und sagte feierlich: „Die Toren sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott. Aber die Rache ist mein, sagt der Herr, ich will vergelten."

„Er war gezeichnet", wiederholte der Pfeifermajor. „Herr, vergieb uns unsre Sünden, wie wir vergeben unsern Schuldigern."

Der Hauptmann rief ungeduldig:

„Wallace, kehren Sie sofort an ihren Platz zurück."

Der Quäker hob das Gesicht, und als er sich entschuldigte, oder als gäbe er die Lösung eines Rätsels, sagte er:

„Ich bin zu Euch gekommen, um diesen Mann sterben zu sehen."

„Wallace", schrie der Hauptmann mit zornheiserer Stimme..

Die ganze Kompagnie war aufgesprungen. „Los, Jungens!" Der Oberst sprengte winkend vorbei und setzte über den Wall. „Rache für Cawnpore!"

Die Hochländer stießen ein Gebrüll aus.

„Rache für Cawnpore!"

Dann waren sie durch das kleine Loch in der Mauer und im Hof des Sikandar Bagh. Drinnen marschierte der Pfeifermajor ge-

Digitized by Google

messenen Schrittes auf und ab und ließ den Dudelsack ertönen. Er hielt sich an der Mauer, um niemand zu stören, und auch, um die Neuangekommenen zu empfangen, die durch die schmale Bresche kletterten und durch ein Fenster, dessen Eisengitter sie soeben herausgerissen hatten. Wenn irgendwo im Hof ein besonders wildes Handgemenge im Gange war, so näherte er sich mit seinem Dudelsack und blies, schnell und schneller, und so stark er konnte, bis das Knäuel, das mit hundert Beinen im Boden festgewurzelt schien, sich lockerte und endlich ins Rollen kam. Dann ging er weiter. Während des stundenlangen Kampfes schwieg der Dudelsack keinen Augenblick.

„Dean! Dean! Für den Glauben!" schrieen die Rebellen, und die Sikhs, die zwar ebenfalls „für die Kirche" kämpften, aber auf der andern Seite, antworteten mit ebensolchem Geschrei. Dazwischen, wie ein dumpfer Herzschlag: „Cawnpore!"

Von den Fenstern der den Hof umgebenden Häuser fielen die Kugeln wie ein Platzregen. Stufe um Stufe der engen Treppe mußte mit dem Bajonett erkämpft, Tür um Tür erbrochen werden. Der Pfeifermajor im Hof konnte das Vorrücken der Engländer und Sikhs an den Fenstern der Stockwerke verfolgen. Hörte das Feuern in einem Fenster auf, so hatte das Handgemenge in dem Zimmer begonnen. Blieben die Fenster dann leer und trat Stille ein, so kämpften dort Engländer. Waren es dagegen Sikhs, so nahm das Geschrei an Heftigkeit zu, bis, in einem furchtbaren Ausbruch, tote und verwundete Rebellen aus den Fenstern zu stürzen begannen.

Der Quäker Wallace kämpfte laut singend im Hof.

„Das ist mir lieb", sang er, „daß sich das Ohr des Herrn mir neigt" und schoß.

„Daß mein Gebet zu jeder Zeit bis zu ihm steigt" und lud.

„Ich will dem Herrn vor seinem Volk meine Gelübde bezahlen" und schoß.

Er stach einen Rebellen nieder.

Digitized by Google

„Den heiligen Kelch will ich nehmen und die Mühle des Herrn mahlen."

Während die andern in Gruppen vorgingen, kämpfte Wallace allein. Später sah er, wie eine Kanone in den Hof geschleppt und auf die Tür eines Turms gerichtet wurde. Der Schuß krachte, und bevor der Rauch sich verzogen hatte, war Wallace durch die eingefallene Tür gestürzt und erklomm schießend und fechtend die Treppe. Man hörte ihn auf der Spitze des Turms singen, und dann trat Stille ein.

Gleich darnach war er wieder im Hof unter einem großen Feigenbaum. Krüge voll Wasser standen da. Neben den Krügen lagen Leichen von Hochländern, und Wallace bemerkte, daß sie alle von oben durch den Schädel geschossen waren. Er trat einige Schritte zurück und durchforschte mit den Blicken die Baumkrone. Plötzlich:

„Ich sehe ihn!" und während er sorgfältig zielte, begann er wieder:

„Ich will dem Herrn vor seinem Volk meine Gelübde bezahlen."

Und schoß.

Herabfiel ein Körper, der mit einer engen roten Jacke und eben solchen seidenen Hosen bekleidet war. Als er auf dem Boden aufschlug, riß die Jacke und entblößte die Brüste einer jungen Frau. Eine schwere Kavalleriepistole war ihrer Hand entglitten, eine andere stak noch, geladen, im Gürtel.

„Sieh mal einer dies Hürchen!" Ein Hochländer, dem Blut über das pulverschwarze Gesicht floß, stellte sich breitbeinig vor die Tote. „Wollte mich gerade ein wenig abwaschen."

Wallace hielt ihm schnell den Mund zu und sank schluchzend an die Brust des erschrockenen Hochländers, der ihn stammeln hörte:

„Hätte ich gewußt, daß es eine Frau sei. — Ich wäre tausendmal lieber gestorben, als ihr ein Leid zu tun..."

Am andern Tag entsetzten sie die Residenz und brachten die Frauen und Kinder nach Allahabad, von wo diese auf Dampfbooten Kalkutta erreichten. Seltsamer Weise hat sich später keiner

Digitized by Google

der Hochländer erinnern können, was aus dem Quäker Wallace geworden, ob er irgendwo gefallen, oder ob er nachhause zurückgekehrt sei.

*

Heeder hatte sich erhoben.

„Muß ich dir erst sagen, daß der Kerl mir tief unsympathisch ist? Aber der Kleine schwärmt für ihn. Er behauptet, das sei ein echter Schotte gewesen — bis aufs Trinken versteht sich — und er, der Kleine, ist eigentlich auch Schotte. Na, wollen mal weiter hören."

Als ich um Mitternacht schlafen gehen wollte und mich nach Heeder umsah, saß er noch immer mit dem Engländer, der eigentlich Schotte war, im verdunkelten Speisewagen. Der Tisch war mit Flaschen Sodawasser bedeckt, aus denen eine Pulle Whisky ragte. Vor ihnen und hinter ihnen waren Stühle aufgetürmt, die Beine nach oben, und es sah aus, als säßen die beiden in einer Verschanzung.

Unter den Tischen schliefen, in gekrümmter Haltung, den weißen Turban über die Ohren gezogen, die Boys des Speisewagens. Sie lagen wie Tote. Der Zug fuhr mit einem harten Rauschen durch die Nacht.

Bergson muß es wissen!

Von Arthur Bonus

Bergson, der in Deutschland nach Verdienst bekannte Pariser Philosoph, hat es für eine wissenschaftliche Pflicht erklärt, nämlich eine Pflicht der psychologischen Wissenschaft, darauf hinzuweisen, „daß in der Brutalität und im Zynismus Deutschlands, sowie in seiner Geringschätzung jeder Gerechtigkeit und Wahrheit eine Rückkehr zum Wildentum liegt."

Digitized by Google

Bergson muß das wissen.

Denn erstens hat er seine Hauptanhängerschaft in Deutschland, und er muß natürlich ein Gefühl davon haben, wie die Kultur eines Volkes aussehen muß, das seine Philosophie mit soviel Anerkennung aufnimmt. Dies klingt ironisch, ist es aber nur durch immanente Ironie.

Denn zweitens: Bergson hat seine Philosophie aus Deutschland. Er, Boutroux und andere haben das Verdienst, den Franzosen den deutschen Idealismus, besonders Fichtescher Richtung, als Korrektur und Gegenmittel gegen ihren Materialismus gebracht zu haben. Das ist auch der eine und Hauptgrund davon, daß seine Philosophie so viel Anklang in Deutschland fand. Man erkannte im fremden Gewand die heimische Geistesart wieder, und die Geistreichigkeit, mit der er diesen deutschen Idealismus vortrug, gab der Lehre einen Charme, der in Verbindung mit der Gewohnheit, die Mode aus Paris zu holen, die guten Deutschen sehr gefangen nahm.

Bergson ist seiner Abstammung nach polnischer Jude. (In England geboren meines Wissens). Aus den Reihen der russischen und polnischen Juden haben sich im Laufe der Zeit garnicht wenige sehr begabte Anhänger des deutschen Idealismus einen Namen guten Klanges erworben. Man denke an jenen wunderlichen Salomon Maimon, den der in solchen Dingen sehr zurückhaltende Fichte so ehrenvoll erwähnte, aus neuerer Zeit an Lipiner, aus dessen Nachlaß Natorp eine tiefsinnige Dichtung, Adam, das Vorspiel zu einer Christustrilogie, herausgegeben hat (Stuttgart, Spemann), an David Koigen, der uns zwei wundervolle, wenn auch nicht leichte Bücher über Philosophie der Kultur (München, Georg Müller) und Kultur der Demokratie (Jena, Diederichs) schrieb.

Wenn man diese drei Eigenschaften Bergsons und seiner Philosophie erwägt — seine nichtfranzösische Herkunft, die deutsche Herkunft seiner Philosophie und schließlich den deutschen Beifall zu ihr — und dazu nimmt, daß er Modephilosoph ist, was man

Digitized by Google

sagen kann, ohne ihn herabzusetzen, denn auch gute Dinge werden mitunter Mode, so wird man begreifen, daß er das Bedürfnis fühlen muß, sich in den Augen der Franzosen zu reinigen, und man wird es ihm nicht zu hoch anrechnen, daß er bei diesem heiklen Geschäft — ähnlich wie Sarah Bernhardt, die vergessen machen mußte, daß sie die Tochter einer deutsch-jüdischen Musiklehrerin war — französischem und nicht deutschem Geschmack folgte.

Der Beitrag Bergsons zur Psychologie über die Deutschen fällt also selbst als Material der psychologischen Wissenschaft anheim. Leider ist er in dieser Eigenschaft, wie wir gesehen haben, nicht eben besonders tief.

Persisches

Von L. Nasariantz

Der Krug

An der Quelle drunten sah ich meine Geliebte, mit dem Krug auf der Schulter, mitten unter den anderen Mädchen.

Und ihr Lachen klang silbern und hell wie das Rieseln der Quelle. —

Ein Hirt ging vorüber und bat sie um einen erfrischenden Trunk.

Sie lächelte ihm freundlich und setzte den Rand des Kruges an seine Lippen. —

Dann nahte sich ein Spielmann und bat gleichfalls um einen Trunk.

Wieder lächelte sie und reichte ihm den Krug, damit er trinke. —

Aber als ich zu ihr trat, um meinen Durst zu löschen, da schlug sie den Krug an einen Stein, so daß er in tausend Scherben zersprang.

Laut lachten alle Mädchen und begannen, mich zu verhöhnen.

Doch ich war glücklich.

Meine Geliebte hatte mich vor den anderen ausgezeichnet....

Digitized by Google

Siegeszuversicht

Das bewundernswerte Selbstvertrauen, mit dem die deutschen Armeen diesmal ins Feld zogen, die Zuversicht, den Kampf gegen eine ganze Welt in Waffen durchhalten zu können, ein Gefühl, das auch das gesamte Volk ergriff, beruht selbstverständlich nicht auf Imponderabilien, wie Gottvertrauen, Glauben an die Gerechtigkeit ihrer Sache u. dgl., die zwar nicht zu unterschätzende moralische, nervenstärkende Hilfsmittel sind, sondern auf ganz realen Grundlagen. Ueber nationale Einheitlichkeit, über Patriotismus, über das Bewußtsein, daß es populär gesagt, um die Wurst geht — verfügen die Gegner zweifellos auch. In keinem der uns feindlichen Staaten aber ist deren intelligenter Teil unerschütterlich davon überzeugt, daß was nur menschenmöglich in organisatorischer und technischer Vorbereitung des Krieges, vorgekehrt werden konnte, auch tatsächlich bis in die Einzelheiten hinein durchgeführt ist. Das Durchhalten, die rastlose Durcharbeitung des Werkes — macht keiner den Deutschen nach. Frankreich verfügt über vielleicht oft genialere, jedenfalls auf höchste Kraftleistungen gestimmte Organisationen. Führt sie aber niemals auch nur annähernd so durch, wie wir. England sieht den Krieg als eine zeitliche, hohe Sportleistung an und glaubt mit trainierten Muskeln und vielem Geld über Nacht ein Heer zusammentrommeln zu können, kommt also bei unserer Betrachtung kaum zum Zug. In Rußland hemmen verschiedenartige Reibungen, Intelligenzmangel, Korruption, überwiegendes Vertrauen auf Masse anstatt auf Qualität, jede den Deutschen ähnliche Durcharbeitung.

Dieses Gefühl, daß alles klappen müsse, daß Jeder auf seinem Posten stehe, daß für alle Fälle Ersatz und Nachschub zur Stelle sein werde, daß sowohl der militärisch vorzüglich ausgebildete und ausgerüstete, eigentliche Kampfteil der deutschen Armee seine Tüchtigkeit einsetze, wie auch die ganze technische Intelligenz des Deutschtums mit Kriegsausbruch ihr Können und Wissen restlos in den Dienst der kriegerischen Sache stellt, so daß Aufgaben gelöst werden können, die nicht rein-militärisch vorgesehen sind, — bildet die Hauptquelle der Siegeszuversicht.

Die Probe auf qualitative Ueberlegenheit ist schon in den ersten Gefechten und Kämpfen zu Gunsten der Deutschen geleistet worden. Das quantitative Uebergewicht, bekanntlich reine Sache der Führung, die lokal an wichtigen Punkten Ueberlegenheit der Masse schaffen muß, scheint aber auch — gefördert durch die exakten Leistungen des ganzen Apparates — bisher erreicht worden zu sein.

Die Zuversicht ist demnach kein Produkt von verfliegender Hurrabegeisterung und auf gegenseitiges Mitreißen zielender Nervenpeitschung.

Sie kommt aus dem festen ruhigen Vertrauen, daß wir Deutsche ohne Selbstüberhebung — den Vorzug besitzen, eine Organisation nicht nur zu entwerfen und im Großen festzulegen, sondern auch bis in's letzte Glied durchzuhalten.

Wir sind oft um dieser Eigenschaft wegen — verlacht und verspottet worden. Als pedantisch, kleinlich, die Individualität unterdrückend.

Jetzt wäre es an uns — zu lachen, wenn wir nicht zu ernst veranlagt wären ...

v. S.

Digitized by Google

Ausländerei

Wenn sich in dieser Zeit höchsten, inneren Zusammenschlusses des von aller Welt angegriffenen Deutschtums, auch eine Reinigung in der Nachäfferei fremdländischer Art in Sprache, Mode, Sitte u. dgl. vollzieht, ist dies nur zu billigen. Daß aber dabei vielfach über das Ziel geschossen wird und die Verdeutschung droht, in ebenso lächerliche und kleinliche Bahnen zu geraten, wie die Ausländerei, die sich z. B. den Verkauf von Luxuswaren bei uns nicht anders denken konnte, als unter französischem oder englischem Zeichen, ist eher bedauerlich. Das Deutschtum kann und wird, auch nach einem siegreichen Kampf gegen seine zahlreichen Gegner, nicht anstreben, eine chinesische Mauer um Deutschland zu ziehen. Ganz im Gegenteil muß das Ergebnis dieses großen Krieges, der vornehmlich dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands galt, dessen Tempo von den meisten Ländern nicht mehr mitgehalten werden konnte, die bestrittene, internationale Stellung deutschen Wirkens und Könnens im Weltwettbewerb großzügig festlegen. Frei von Lächerlichkeiten und Kirchturmbedenken. Ob da ein gemeinläufiges Wort, ein Name, eine Bezeichnung, die sich tief eingelebt haben, französischen oder englischen Ursprungs ist — zumeist ja nur hüben wie drüben aus dem Wortstamm einer toten, klassischen Sprache hergeholt — ist mehr als nebensächlich.

Wenn eine kleine Schneiderin, die nur für Kunden arbeitet, die kein französisches Wort sprechen, auf ihrem Schild „Modes" ankündete, ist das lächerlich aber keineswegs unpatriotisch, wenn auf einer Speisekarte gewisse Gerüchte, die tatsächlich der französischen Gastronomie entstammen, jetzt unverständlich in langen deutschen Umschreibungen geführt werden, der Deutsche durch eine förmliche Sprachenpolizei gehindert werden soll, Adieu und Pardon zu sagen, sind das kleinliche Uebertreibungen. Und nun gar, wenn sich — wie es tatsächlich geschah — Uebereifrige angelegen lassen wollen, französische Straßennamen, die an deutsche Heldentaten im letzten Krieg gegen Frankreich erinnern sollen, umzutaufen, grenzt dies geradezu an Unsinn, Friedrich des Großen „Sanssouci" darf ebensowenig wie der „Orden pour le mérite" in's deutsche übertragen werden, weil sich bestimmte, uns wertvolle, historische Erinnerungen an die Namen knüpfen, die ein gewisses Bild der Zeiten vorstellen, in denen die französischen Worte in Deutschland entstanden.

Wenn unsere Industrie, unser Kunstgewerbe, unsere Schneider, wie ja voraussichtlich, Geschick und Geschmack entwickeln, wird sich auch die deutsche Mode ohne Ausländerei leicht durchsetzen, bei Vermeidung der kleinlichen Paragraphierung der Fachausdrücke. Also keine Uebertreibung, keine Schildbürgerei, die zur neuerdings bekräftigten Größe des Deutschtums gar nicht passen wollen ...

v. S.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Nach dem zweiten Abschnitt des Feldzugs

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Am 10. September 1914 haben sich die zwei ersten Abschnitte des europäischen Kriegs in West und Ost abgerollt, und nur den harrenden Nerven war es noch immer nicht schnell genug.

Um die Mitte des August, als an den Dutzend von Kriegsschauplätzen die Mobilmachung Deutschlands zu Ende war, begann die Offensive der beiden Hauptgegner von Belfort bis Diedenhofen und an der ostpreußischen Grenze. Diese Offensive wurde in heißen Tagen der zweiten Augusthälfte gebrochen, und die „Alliierten" auf der ganzen, gewaltigen Länge beider Grenzen geschlagen und schlimmer als Varus ging eine Armee des Zaren in den Sümpfen Masuriens zu Grunde in einer der größten und erfolgreichsten Schlachten der Weltgeschichte.

Dieses gleichzeitige siegreiche Niederringen der feindlichen Offensive links und rechts war der „erste Streich" und Abschnitt, der die Gefahr und die Kraft Deutschlands in roten Farben beleuchtet hat.

Der zweite Abschnitt galt der Ausnützung dieses Sieges durch die deutsche Offensive in Feindesland. Er führte die deutschen Heere in einem Siegeslauf, dessen Bahn unerhörte Strapazen und große Opfer gesehen hat, bis an die Marne und an die Seine und nach Russisch-Polen, während in Galizien die österreichische Armee bei Lemberg vor russischer Uebermacht sich in Stellungen rückwärts gegen die Ausläufer der Karpathen zurückzog und in den Vogesen, wo Frankreich seine besten Alpenjäger das günstige Gelände ausnützen läßt, in vielen heißen und harten Einzelgefechten die Kampflinie langsam auf französischen Boden vorwärts geschoben wird. Verdun, Toul und Belfort mit der Kette ihrer Sperrforts sind noch nicht gefallen.

Digitized by Google

Der Niederwerfung dieser großen Hindernisse und der Niederwerfung der französischen Armee, die sich vor Paris gestellt und gesammelt hat, sowie der russischen Nachschübe gilt der dritte Abschnitt, der in der zweiten Septemberwoche begonnen hat. In diesen Abschnitt fallen auch voraussichtlich die deutschen Versuche, an der belgisch-französischen Nordküste Fuß zu fassen, ein Unternehmen, das der deutschen Flotte den Stützpunkt vom Festland aus geben könnte, den sie bisher in überlegter Zurückhaltung durch Helgoland erhalten hat.

Von dem Erfolg des Feldzugs in diesem dritten Abschnitt wird seine Dauer ganz wesentlich abhängen. Vermag das außerordentliche Tempo und die siegreiche Stoßkraft, welche die zwei ersten Abschnitte auszeichnet, auch im dritten Abschnitt beibehalten zu werden, dann ist die Niederwerfung der geschlagenen Gegner besiegelt, auch wenn sich die Verfolgung und die etwaige Operation gegen England noch hinzieht. Würde umgekehrt die kühne Verteilung der deutschen Armeen über außerordentlich weite Gebiete einen erfolgreichen Widerstand der bei Paris zusammengezogenen französischen Streitmacht ermöglichen und den Russen Teilerfolge über Oesterreich verschaffen, so würde der dritte Abschnitt sich und damit den Krieg lange hinziehen. Was Deutschland hoffen darf und hoffen muß, das fühlt jeder Mann im Feld und jeder in der Heimat.

Die Truppen haben überall außerordentliches geleistet. Sie haben zahllose, vielfach grausame und fast überall tapfere Feinde vor sich. Das Letztere zu bestreiten wäre nicht bloß ungerecht, sondern auch unklug. Der Sieg über einen tapferen Feind ist größer, als über einen untapferen. Selbst die regulären belgischen Truppen haben sich mutig und viel besser geschlagen, als man erwartet hat. Die Franzosen haben an vielen Stellen ihren außerordentlichen Elan betätigt.

Viele deutsche Häuser und Hütten haben schon Trauer angelegt und schmerzlich groß ist die Zahl der Lazarette und der Verwundeten. Tief ist auch — es liegt kein Grund vor, dies zu verschweigen —

Digitized by Google

der Eindruck der Kriegsgreuel auf diejenigen, die sie mit eigenen Augen sahen und diejenigen, die sie vom Hörensagen kennen lernen. Da und dort wird unmenschlich gekämpft, da und dort wird kein Pardon gegeben. Und das englisch-französische Heer im Nordwesten hat Dum-Dum-Geschosse hergestellt. Der Reichskanzler hat in einem guten Schreiben an die Pressevereinigung der Vereinigten Staaten Anklage vor der öffentlichen Meinung des andern Weltteils erhoben.

Der Kaiser hat wegen dieser besonderen Grausamkeit den Präsidenten Wilson, als einen der hervorragendsten „Vertreter der Grundsätze der Menschlichkeit" apostrophiert. Daß er sich an diese Adresse mit dieser Begründung wandte, erscheint mir ganz besonders glücklich zu sein. Herr Wilson hat damit ein begrenztes Mandat und zugleich eine moralische Legitimation, für die Menschlichkeit einzugreifen. Diese ist nicht bloß durch die Dum-Dum-Geschosse gefährdet und der Präsident der Vereinigten Staaten wird sich gewiß sagen, daß eines der Mittel gegen jenen Mißbrauch ein nicht zu später Friede sein wird. Es kommt bei jedem Streit und Feldzug und vor allem bei einem Krieg, der einen ganzen Weltteil in Blut taucht, der psychologische Moment, in der die Frage von Jedem im stillen erwogen wird, ob die Zwecke des Kriegs nicht auch durch seine Beendigung rascher erreicht werden könne. Herr Wilson ist nicht bloß ein ideal gerichteter, sondern auch ein kluger Mann. Er wird den Spezialauftrag nicht ablehnen und in Verbindung mit den angeklagten Gegnern Deutschlands treten. Wenn sich daraus Verhandlungen mit ihren Bevollmächtigten und Oberhäuptern ergeben, dann wird er Gelegenheit haben, den psychologischen Augenblick zu erspähen. Vorher möge er sich durch seine Botschafter und Konsuln in Deutschland über einige Punkte objektive Berichte kabeln lassen, darüber: Ob die Behauptung, daß Deutschlands Kräfte „erschöpft" seien, auf Wahrheit beruht oder nicht? In welcher außerordentlicher Masse noch jetzt im September Truppen im Innern

Digitized by Google

von Deutschland bereit sind, wie groß die Zahl der kriegstüchtigen Freiwilligen ist und wie viele Armeekorps aus ihnen gebildet werden können? Welche Ausrüstung, welche Waffen, welche Bekleidung alle tragen, was der Geist dieser frischen Truppen ist? Das Alles kann in jeder deutschen Stadt auf der Straße beobachtet werden. In jedem Lazarett kann man erfahren, wie groß der Bruchteil der Verwundeten ist, die durch eine ausgezeichnete Fürsorge rasch geheilt, wieder in die Front zu kommen brennen. Leicht zu erheben ist der Reichtum der deutschen Ernte, vor allem in Getreide und Kartoffeln und der günstige Zustand des deutschen Wirtschaftslebens in Stadt und Dorf, vor Allem, wie geschlossen die Stimmung in Deutschland, ohne jede Ausnahme in der ganzen Bevölkerung und wie stark der Entschluß ist, nur einen soliden Frieden abzuschließen, der uns Sicherheit und Ruhe, Schadloshaltung und Entwicklung gewährleistet.

Wenn sich Herr Wilson zugleich über die entsprechenden Zustände in Frankreich und in Rußland Kenntnis verschafft, dann wird er durch die Vergleiche und den bisherigen Verlauf des großen Ringkampfes die Richtlinien erkennen, nach welchen sich die Neugestaltung zu vollziehen den weltgeschichtlichen Drang hat.

Die auswärtigen Ministerien von England, Rußland und Frankreich haben eine Kollektiverklärung erlassen, daß keiner dieser Staaten ohne den andern Frieden schließen wolle. Das kann eine taktische Demonstration sein und dann ist in diesen Tagen, wo sich jene Regierungen und ihre Presse mit allen Mitteln Mut einzuflößen sucht, von deutscher Seite nichts dagegen einzuwenden. Es kann aber auch mehr dahinter stecken, nämlich das Verbot Englands an Frankreich, einen die Interessen Frankreichs wahrnehmenden Separatfrieden zu schließen. Erlangbar mag dieses Verbot durch die andernfalls angedrohte Verweigerung weiterer Unterstützung bei Nichtunterwerfung sein. In diesem Falle läge

Digitized by Google

eine grausame Erpressung Englands auf Kosten des armen Frankreichs vor, das bis ans Verbluten gebracht werden soll, um die Chancen des englischen Friedensschlusses zu verbessern. Dann wäre Frankreich der verwundete Gefangene Englands.

Unter den vielen und unersetzlichen Opfern, die der Krieg schon gefordert hat, ist der Verlust des vor dem Feind gefallenen Reichstagsabgeordneten Frank besonders hervorzuheben. Frank und Jaurès, diese hervorragenden Parlamentarier und Staatsmänner haben, sobald unblutige Zeiten eingetreten sind, Anspruch auf eingehende Würdigung in den Spalten dieser Zeitschrift, deren ausgezeichnete Mitarbeiter sie gewesen sind. Denn zwei Länder haben an beiden viel verloren.

Großbritanniens Heer

Von Generalmajor z. D. v. Sprößer

Nach dem Gesetz vom Jahre 1808 besteht in England die allgemeine Milizpflicht, vom 18. bis 30. Lebensjahr, davon 6 Monate des 1. Jahrs bei der Fahne. Doch ist dieses Gesetz schon seit 1809, infolge der Abneigung des wohlhabenden Engländers gegen jeden Zwang, außer praktischer Wirkung; Armee, Miliz und Freiwillige ergänzen sich nur durch freie Werbung von Landeskindern, nicht Ausländern.

Da die Truppen aus Indien (insgesamt ca. 70 000 Mann, 21 000 Pferde, 500 Geschütze) und den Kolonien für einen europäischen Krieg wohl nicht oder jedenfalls nicht in ganzer Stärke herangezogen werden können, auch nach ihrer Zahl gegenüber dem deutschen Millionenheer nicht ins Gewicht fallen, so kommen für den jetzigen Krieg nur die Truppen der regulären, aktiv

Digitized by Google

dienenden Expeditionsarmee (expeditionary oder striking force) in der Stärke von ca. 160 000 Mann, 50 000 Pferden, 500 Geschützen, 180 Maschinengewehren in Betracht, gegliedert in 6 Infanterie-Truppendivisionen und 1 Kavallerie-Division zu 4 Brigaden — die nach den neuesten Nachrichten schon vollzählig in Frankreich gelandet sind und das Schicksal ihrer Bundesgenossen, der Franzosen, geteilt haben d. h. von der Armee des deutschen rechten Flügels geschlagen worden sind —, ferner die Armeereserve in Stärke von 140 000 Mann und die Spezialreserve, welch letztere zum Ersatz von Abgängen an Nichtkombattanten in der Expeditionsarmee verwendet werden soll.

Ueber die glänzende Erscheinung und Ausstattung, auch in Bezug auf Verpflegung, der englischen Expeditionsarmee haben die Tagesblätter aus der Zeit ihrer Landung an der französischen Küste (Boulogne sur Mer) einige Angaben gebracht. Der angeworbene englische Soldat ist heute noch ebenso anspruchsvoll wie vor 100 Jahren, wo nach der Schlacht bei Belle Alliance Wellington erklärte, er könne sich der durch die Preußen eingeleiteten Verfolgung nicht anschließen, da der englische Soldat die gewohnte Ruhe und Verpflegung brauche. Vielleicht hat ihm die jetzige Verfolgung durch die Deutschen andere militärische Begriffe beigebracht...

Die Dienstzeit der regulären Truppen beträgt 12 Jahre, davon aktiv: bei der Linien-Infanterie und -Kavallerie 7 Jahre, bei der Garde-Infanterie 3, bei der Garde-Kavallerie 8, bei der Feldartillerie 6, bei der Festungsartillerie 8, bei den technischen Truppen und den Hilfsdiensten 2—3 Jahre. Den Rest der Dienstzeit gehören diese Mannschaften der Armeereserve an. Während der ersten sechs Monate eines Krieges ist mit einem Nachschub von etwa 15 Offizieren, 13 000 Mann, 1200 Pferden zu rechnen. Damit würde auch die Zeitungsnachricht stimmen, daß der englische Kriegsminister, Lord Kitchener, die Absicht habe, demnächst weitere 12 000 Mann nach Frankreich zu senden. Ob sie freilich dazu kommen werden, Lücken auszufüllen, ist fraglich.

Digitized by Google

Die Territorial-Armee (territorial forces) — auf dem Papier 315 000 (einschließlich Offiziere), in Wirklichkeit am 1. Juli 1913 250 000 Mann stark — ist in 14 Infanterie-Divisionen zu je 3 Brigaden und 14 berittene Brigaden (Yeomanry) gegliedert. Davon sind ca. 20 000 Mann zur Küstenverteidigung bestimmt. Die Divisionskommandeure und je ein zugehöriger Generalstabsoffizier und Verwaltungsbeamter sind der regulären Armee entnommen. Diese „Stäbe" bestehen also schon im Frieden. Die der Territorialarmee angehörenden Offiziere und Mannschaften sind nicht verpflichtet, außerhalb Großbritanniens zu dienen; man rechnet jedoch darauf, daß sie sich dazu bereit erklären werden.

Die Ausbildung der Territorialarmee beschränkt sich auf eine Rekrutenausbildung von 40 Uebungsstunden im ersten Jahre, 10—20 Stunden und Teilnahme an einem Uebungslager in der Dauer von 8—15 Tagen in den folgenden Jahren. Ihre Offiziere sind zumeist pensionierte Offiziere der englischen Armee und der Spezialreserve. Die eigentliche Ausbildung soll erst im Kriegsfall erfolgen; deshalb wird auch die Territorialarmee gleichzeitig mit der Expeditionsarmee mobilisiert.

Die Rekrutierung sowohl des regulären Heeres als auch der Territorialarmee und der Spezialreserve ist in den letzten Jahren andauernd zurückgegangen.

Ob die Kriegsbegeisterung die 500 000 Freiwilligen, mit denen im jetzigen Kriege Lord Kitchener rechnet, zu den Fahnen bringen und wann diese Freiwilligen als „kriegsfertig" auf dem Kontinent erscheinen werden, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist der in England sonst so niedrig eingeschätzte „Tommy", der Landsoldat, im Preise erheblich gestiegen. Möglich ist, daß die infolge des Krieges neuerdings in England einsetzende Arbeitslosigkeit dazu beiträgt, die Reihen zu füllen.

Digitized by Google

Lohnet das Vertrauen

Von Landtagsabgeordneten Johannes Fischer (Heilbronn)

Die deutsche Arbeiterschaft hat der Welt ein glänzendes Beispiel von hoher Verantwortlichkeit und tiefem Vertrauen zu den übrigen Volksgenossen und gegenüber dem Staat gegeben. Es widerstrebt uns zwar und wir haben es auch nicht nötig, daraus so etwas besonders unerwartetes herauszulesen, denn es war immer unsere feste Ueberzeugung, wenn man die Arbeiter klar sehen läßt, wie die Dinge liegen, dann ziehen sie auch die rechten Konsequenzen daraus. Nun ist dem Vorspiel des Krieges die große Erzieheraufgabe zugefallen und sie hat den Erfolg gehabt, den wir erwartet haben. Aber immerhin, es ist bei der tiefen Kluft, die zwischen Arbeiterschaft und Staat sich aufgetan hatte, ein Beweis großen Vertrauens, daß sie diesen Lehren des Augenblicks so völlig und rückhaltlos sich beugte, auch wo starke Gefühlswiderstände zu überwinden waren. Und man ist berechtigt, nun auch an die andere Seite des deutschen Volkes, an die besitzenden Kreise die dringende Bitte zu richten, dies Vertrauen zu lohnen.

Es wäre töricht zu behaupten, daß für die Arbeiter nicht auch gewichtige eigene Interessen mitsprechen würden, bei dem Kampf um die deutsche Selbstbehauptung. Aber jedermann weiß doch auch, daß die Möglichkeiten auf den verschiedenen Lebensgebieten für den Arbeiter verhältnismäßig eng abgesteckt waren und daß darum die jetzt anbrechende schwierige Zeit, an ihn und seine Angehörigen Forderungen der Entbehrung stellt, die viel unmittelbarer und empfindlicher wirken, als bei den besitzenden Kreisen. Wer es kann, der sehe sich einmal in den Vorzimmern um, wo die Frauen der im Felde stehenden Arbeiter, Angestellten, kleinen Handwerker 2c. sich sammeln, um auf ihre Unterstützung zu warten und höre dort still zu, was für Melodien an sein Ohr dringen. Oder er gehe zu denen, die durch den Krieg erwerbslos geworden sind und frage sich, wie er wohl selbst in solcher Situation sich ausnehmen würde. Da werden wirklich Opfer gefordert, die diesen Namen verdienen. Es ist gewiß wahr, daß die herbsten Wunden allen Ständen gleich geschlagen werden und der persönlichste Schmerz überall die Häuser umlagert, aber nach der wirtschaftlichen Seite sind große Unterschiede unleugbar und hier hat der Reichtum jetzt eine große Mission zu erfüllen.

Ich hörte heute Abend von einem Freund aus der Klavierbranche, daß verschiedene seiner Kollegen bereits beginnen, sich in einen neuen Beruf einzu-

Digitized by Google

arbeiten, der auf einer gröberen Stufe der Wirtschaftsentwicklung steht, als sein seitheriger und verschiedene Fälle sind mir schon zu Ohren gekommen, wo aus ähnlichen Gründen die 3 Zimmerwohnung der 2 Zimmerwohnung schon hat weichen müssen. Das wird unausbleiblich sein für noch manche, aber es darf nicht geschehen, daß daneben die vermöglicheren Kreise gar nichts von ihren zukünftigen Chancen preisgeben wollen, um nicht eventuell auch genötigt zu sein, mit größeren Anstrengungen und auf weniger bevorzugtem Platz aufs neue das Rennen beginnen zu müssen. Man kann ja gerade in diesen Tagen beobachten, wie wenig eigentlich Geld und Geldeswert respektiert wird. 5 Milliarden sind einmütig genehmigt worden und alles in Handel und Wandel ist dem einen großen Gedanken der Selbstbehauptung untergeordnet worden. Man muß die unverschämteste Seeräuberei tragen von England und Japan und was waren einem die Werte, die von den eigenen Volksgenossen im Ausland zurückgelassen werden mußten, wenn sie nur selbst heil nach Hause kamen. Ein völliges Umwerten der Werte auf einen Schlag, weil die Not dazu zwang. Wollten wir nicht aus eigenem Entschluß davon etwas hinüberretten in die Zeit, die jetzt für uns angebrochen ist. Eben jetzt, wo man den Faktor Gesinnung so ganz anders wieder zu werten lernt durch den Vergleich der deutschen Soldaten mit denen unserer Feinde, muß der Wille wachsen der Erhaltung dieser Gesinnung keine zu schweren Proben aufzuladen. Was von den Feinden über das deutsche Volk kommt, das tragen die Arbeiter, was aber aus mangelndem Opfersinn der eigenen Volksgenossen auf sie drückt, macht sie bitter.

Es ist allenthalben jetzt der Ruf ertönt, gebt Arbeit und er soll möglichst eindringlich gehört werden überall, wo es geht. Arbeit, zunächst nicht um den Gewinn zu mehren, sondern Arbeit um Existenzen zu fristen. Und die großen Geldinstitute haben jetzt ein gut Stück der innerdeutschen Zukunft in der Hand. Man täusche sich nicht; über eine so gewaltige, physische und moralische Anstrengung will nachher die Masse der kleinen Leute Rechenschaft und die Lasten die abgewendet, die Sorgen, die gemildert werden könnten, wenn die rechte Gesinnung, der rechte Geist dagewesen wären, werden dann doppelt in der Wagschale ziehen.

Was ist denn neben der Hingabe der stolzen männlichen Kraft schließlich alles Opfer an Geld noch. Wie manches wird nachher nur langsam und nur mit geteiltem Interesse wieder der Erwerbsarbeit sich zuwenden, nachdem es einen weggerissen hat, „als wärs ein Stück von mir." Aber dies große Leid wäre noch unerträglicher, wenn für den inneren Wert unseres Volkes nicht ein reicher Ertrag erwachsen würde. Das ist freilich nicht nur eine Geldfrage, aber doch sehr weitgehend auch eine solche. Wer kennt nicht die bitteren Stimmen derer, die als Krüppel aus früheren Kriegen ihr Leben gerettet haben und jetzt ungenügend

Digitized by Google

versorgt sind. Das muß diesesmal von vornherein anders in den Willen und den Pflichtkreis unseres Volkes eingestellt werden, als früher, denn unser Volk kann dann, wenn es sich im ganzen auf eine bescheidenere Lebenshaltung einstellt, auch diesem eine bessere — den anderen gleichartigere — Lebensmöglichkeit bieten. Es werden ja mancherlei Probleme auftauchen im Zusammenhang damit. Die halben und Drittelsarbeitskräfte reihen sich weder in die Vorstellung der Gewerkschaften, noch in die reine Nützlichkeitspolitik der Syndikate und großen Werke ohne weiteres ein. Sie werden aber jedenfalls nur dann richtig gelöst, wenn Opferbereitschaft und Dankbarkeit sich des großen Einsatzes dauernd erinnern, den jetzt Hunderttausende im Vertrauen darauf freudig wagten.

Es gab in Deutschland manch einen, die im Stillen fürchteten, es sei bei dem Kampf gegen die Sozialdemokraten nicht immer nur reiner Patriotismus gewesen, der zum Kampf gegen diese Partei antrieb, sondern es stecke der Egoismus auch zum guten Teil mit dahinter. Nun ist der Augenblick gekommen, diese auch von dieser Seite her Lügen zu strafen, so wie die Arbeiter das von der anderen Seite her gegen andere Auffassungen taten. Es steht irgendwo in der Bibel, „welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern." Möge das Resultat nach dieser Seite hin sich dem was von unten her geleistet wird, würdig an die Seite stellen.

Aus den Lothringer Kämpfen

Von Immanuel Braun

(Feldpostbriefe)

G.K.G. Bei X. (Luxemburg) hatte am 20. August, 6 Uhr nachmittags, die Brigade den Befehl erhalten, anzugreifen. Das Regiment ... marschierte, gefolgt von den ....., mit unserer Kompagnie als Spitze, 6 Kilometer nordöstlich. Hier erreichte uns der kurze Befehl: „Um 6 Uhr früh ist das Regiment im Besitz von Y."

Beim Schein der elektrischen Taschenlampe wurde schnell noch eine Postkarte an die Lieben in die Heimat geschrieben; wir wußten, es galt einen harten Kampf, dem mancher unserer Kameraden zum Opfer fallen wird. — Nacht war's, kalte Nebelschwaden lagen über den Feldern, da plötzlich tönten die ersten Schüsse, unsere Patrouillen waren am Feind. 3 Kilometer vor Y. begannen die Hindernisse; die breite Straße war durch gefällte Bäume gesperrt, die im freien Felde Marschierenden stürzten in Wassergraben, blieben in Drahtverhauen stecken.

Digitized by Google

Tastend tappte man vorwärts. Immer wieder kam der leise Ruf von den Vorderen: „Drahtscheren nach Vorn!“ Endlich 4.30 Uhr morgens hatten wir das Dorf auf Sturmstellung erreicht; ein Halbzug unserer Kompagnie hatte als Patrouille tollkühn ein Haus in der dunklen Nacht gestürmt und wurde nun, mitten im Dorf, schrecklich beschossen. Es galt, unsere Kameraden zu retten. Mit Hurra ging es vor, ein Kugel-, Schrot- und Vogeldunstregen empfing uns. Aus allen Ecken und Enden krachte es, Ziegel flogen von den Dächern auf uns Stürmende, vergebens. Immer weiter drangen wir vor. Jedes Haus wurde von unseren erbitterten Soldaten genommen, die Türen eingeschlagen und alles, was in Weg trat, niedergeschmettert. Frauen mit 50, 60 Jahren traten mit Revolver in der Hand, schauderhaft verzerrten Gesichtern, uns entgegen. Das Bajonett tat fürchterliche Arbeit. Jedes Zimmer mußte erobert werden. Widerstrebend, doch bitter notwendig war das Vorgehen gegen Frauen und bewaffnete Knaben. Die lodernden Häuser waren zugleich auch die Grabstätten ihrer Besitzer, die in die Flammen zurückgeschleudert wurden. Mit dem Vieh hatten unsere Soldaten Mitleid, brüllend durchrasten die losgeketteten Tiere die Straßen. Doch weiter gings. Das Dorf war um 3/4 6 Uhr erobert, wir hatten den Termin pünktlich eingehalten. Das brennende Dorf lag im Rücken der Höhe. Hier oben empfing uns wütendes Feuer, die Häuser der Straße entlang waren besetzt, das Wasserwerk, 800 Meter nördlich der Festung, war befestigt. Links und rechts fielen die Kameraden. Der Angriff begann zu stocken. Von unserem Regiment waren nur noch 2 Kompagnien zu sehen, die anderen hatten ebenfalls starke Gegner gefunden. Hageldicht flogen die Geschosse und nur mit äußerster Anstrengung gelang es uns, die Kompagnie unter den Schutz der Häuser zu bringen, aus denen zwar selbst heftiges Feuer kam. Diese wurden von unseren erbitterten Kameraden genommen, gräßlich war hier das Würgen in den Häusern, die alle von bewaffneten Bauern und Weibern besetzt waren. Auch ihre Leichen wurden durch ihre brennenden Häuser eingeäschert. Weiter vorzugehen war unmöglich, schreckliche Verluste, heftiges Artilleriefeuer der nur 400 Meter entfernten Festung zwang uns, in dem nahen Wald Schutz zu suchen.

Unsere Tagesarbeit war getan. Unter dem Krachen und Brüllen der Festungsgeschütze, die prasselnd ihre Granaten in den Wald sandten, sammelte sich die Kompagnie. Füsiliere, die rechts von uns siegreich vorgingen, hatten sich zu uns verirrt. Da, um 4 Uhr nachmittags, ein Sausen und Krachen hinter uns, 50 Meter vor der Festung eine fürchterliche Explosion: „Hurra, unsere Mörser sind angekommen!“ Schon der zweite Schuß schlägt mitten in die Festung ein, Gruppe auf Gruppe folgt, die Erde dröhnt von den 250 Pfündern, der Franzose schweigt und zieht sich in seine Kasematten zurück. Um 7 Uhr steht die ganze Festung in lodernden Flammen, die Minen, die zu

Digitized by Google

unserem Empfang gelegt, fliegen in die Luft, ein explodierendes Pulvermagazin läßt alles erbeben!...

„Freiwillige vor zu einer Patrouille nach M.!" Ich lese 6 von dem Dutzend raus. Es war schon dunkel. Blutigrot ist der Himmel von der brennenden Festung. Vorsichtig schreiten wir über das blutgetränkte Schlachtfeld, da und dort einem Toten ins Gesicht leuchtend, um zu sehen, ob's ein Kompagniekamerad ist. Ein leiser Schreckensruf eines meiner Freiwilligen läßt uns halten: Er hat seinen Landsmann entdeckt. Von einer Granate ist seine Brust vollkommen zerschmettert. Doch weiter geht's über das Totenfeld. Da kommen die rauchenden Trümmer des Dorfes. Brennende Leichen der ehemaligen Bewohner liegen auf der Straße, ein fürchterlicher Geruch überall, angebrannte Sophas, Betten, Tornister, Leichen, tote Pferde, ein Trümmerfeld. In einem Haus ein leises Wimmern: Ein kleines Hündchen hockt bei der Leiche eines jungen Menschen und begrüßt uns schwanzwedelnd. Es war dann unser ständiger Begleiter auf der Patrouille. — Da, halt, was sind das für Gestalten? 50, 60, 70 Männer, Frauen, Kinder nähern sich. Als sie uns sehen, beginnt ein schreckliches Wimmern und Flehen. „Grace, monsieur, grace." Halbangezogen, Säuglinge auf den Armen, Greise und kranke Frauen schleppend, nähert sich der jammervolle Zug. Frauen und Kinder sinken auf die Knie, umklammern die Füße und stammeln Worte. Kruzifixe, Franksstücke, silberne Löffel heben sie einem entgegen, Weinkrämpfe haben manche erfaßt. Da ging es einem heiß durchs Herz bei dem Gedanken: wenn das Schicksal solches Elend den Unsern in der teuren Heimat beschieden hätte!

Mit Mühe und Not sind die Jammernden zu beruhigen, Worte genügen nicht, ich streichle zum Zeichen unserer friedlichen Absicht einem kleinen Mädelchen den Kopf. Als Zufluchtsort gebe ich ihnen die Kirche an. Alles drängt sich zu uns, um uns die Hand zu drücken, zu küssen. Meinen biederen Schwaben wird sonderbar zu Mut bei dieser Huldigung. Mit den Worten: „Lieber haue me mit dene Saubaura rom, als die Flennerei von dene Weibsleut!" macht einer seinem beklommenen Herzen Luft.

Unser Auftrag war erledigt. Der Hunger und Durst meldete sich und die Kompagnie war jedenfalls einem kleinen Vesper nicht abgeneigt, nachdem wir seit dem Abend vorher nichts gehabt hatten. Also rein in den noch unversehrten Stadtteil, der eigentlich schon zu L. gehört.

Mit schußbereitem Gewehr und Revolver gings durch die Straßen. Die „Boulangerie" war das gesuchte Ziel. Die Schilder werden abgeleuchtet, da, endlich so ein Zuckerbäck. Alles geschlossen. Das Beil dient als Türklopfer. Der Bäck erscheint. Wir sagen ihm mit unserem Schulfranzösisch unser Begehr. „Nix Brot", war seine Antwort. Wir waren schneller in der Backstube, als der

Digitized by Google

Mehlbruder glaubte. Der famose Geruch war verdächtig. Der Ofen wird geöffnet. Hurra! Am Bajonett hängt ein dampfender Brotlaib, ein halbes Wagenrad. 15 Stück ziehen wir auf diese Weise heraus, unsere Bajonette ersetzen die „Schießer." Inzwischen hatte ein findiger Bruder hinter einem Mehlsack eine angetrunkene Bierflasche entdeckt. Aha, wo eine ist, sind auch mehr. Von bewaffneter Macht begleitet, steigt der Bäckermeister in seines Kellers Tiefe, um mit einem Dutzend „Heller" zu erscheinen. Eine trinkt der wenigerfreute Spender auf unser Wohl, Rattengift ist keine angenehme Arznei, wie ein Tag zuvor ein Offizier von einem schurkischen Bauern erfahren durfte. In Säcken schleiften wir unsere Beute davon, nicht ohne vorher dem Wirt mehr der Ironie halber eine Quittung ausgestellt zu haben mit der vielsagenden Bemerkung: „La France payera notre compte!" Und zurück ging der Weg wieder über die Toten ...

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

VIII

Kiew.

Kommt man mit der Eisenbahn in Kiew an und wandert nun eine gute halbe Stunde dem Centrum der Stadt zu, so glaubt man sich in einer amerikanischen Stadt zu befinden. Ganz unrussische, vielstöckige Geschäftshäuser, von denen grelle Reklamen aller Art schreien, ganz unrussische eilige Menschenmassen, denen die Arbeitshast weithin sichtbar in Mienen und Beinen steckt. Unglaublich viel Lärm und Staub und Durcheinander.

Kommt man hingegen vom Dnepr her nach Kiew, so erblickt man weithin nichts als einen stillen Kranz lieblicher, mit Bäumen bestandener Hügel, auf denen sich weiße Klöster und Kirchen breit und massig wie für ewige Zeiten niedergelassen haben, mit riesigen goldenen Kuppeln, eine größer und goldener als die andere. Das ist das andere Kiew, das heilige Kiew, die „Mutter aller russischen Städte", wie der Russe sagt, die schon ein Jahrtausend alt ist.

Vom Bahnhof her merkt man auf Schritt und Tritt, daß man sich in der Handelscentrale ganz Südwestrußlands befindet. Ueberall Banken und Geschäftshäuser von Millionenfirmen, die Verwaltungsgebäude der Großzuckerfabriken, denn die ganze russische Zuckerindustrie hängt an Kiew, und unzählige

Digitized by Google

große und kleine Handelshäuser, deren Kontore die Produkte Moskaus und Tulas, Kaukasiens und Sibiriens in den ganzen Süden und Westen des Reichs leiten.

Am Djnepr entlang aber brüten stumm auf grünen Hügeln wie goldene Hennen Klöster und Kirchen. Eine neben der andern. Nur wenn ihre Glocken läuten, dumpf und schwer wie gewaltige Domglocken, hitzig und grell wie Heidengebimmel, übertönt dies Kiew auch heute noch weit den Lärm der modernen Geschäftsstadt.

Geht man den breiten, über einen Kilometer langen Kreschtschatik, die Hauptstraße der Stadt, entlang, fühlt man sich als Großstädter in gewohnter Umgebung: Rathaus, Börse, Banken, Läden.

Aber man braucht nur eine kleine Schwenkung vorzunehmen und befindet sich in einer ganz fremden, in einer urrussischen Welt. Auf dem „Weg zur Lawra", dem angesehensten Kloster Rußlands, dem russischer Glaube jährlich eine Million Rubel einbringt. Kein Fürst hat einen schöneren, prächtigeren Wohnsitz als der Igumen dieses Klosters. Durch ein breites Tor, das heilige Tor, tritt man ein in den Klosterhof, in dem zur Zeit der großen Feste 150 000 Pilger lagern können. Rechts und links vom Eingang weiß gestrichene einstöckige Häuser, die Zellen der Mönche. An den Fenstern handgestickte Vorhänge, die edelsten Erzeugnisse russischer Handarbeit. Bewegen die Vorhänge sich leise im Wind und gestatten einen Blick in's Innere dieser Klosterzellen, so merkt man, daß die Heiligen in schwarzen Kutten und langen Bärten sich jedenfalls nichts abgehen lassen. Im Hintergrund die Mariä-Himmelfahrt-Kathedrale mit sieben goldenen Kuppeln und noch zwei prunkvolle Kirchen. Bei der Kirche der Kreuzerhöhung der Eingang zu den Höhlen des h. Antonius. Hier gruben sich vor rund tausend Jahren der Mönch Antonius und gläubige Genossen ihre Asketenzellen in den Lehmboden. Man bekommt eine Wachskerze in die Hand und einen Mönch als Führer. Da liegen sie nun in diesen finsteren, engen Erdhöhlen, 73 Heilige in offenen Särgen, Mumien in Prunkgewändern. Und dort ragt gar direkt aus dem Lehm ein mit einer Mitra geschmücktes mumifiziertes Haupt, das Haupt „Johannes des Leidensreichen." Der Asket grub sich hier bis an den Hals in Lehm ein und lebte so dreißig Jahre. Erzählt die Legende und der begleitende Mönch. In dieser Stellung starb er dann auch, und in dieser Stellung blieb der Leichnam bis heute. Es duftet nach Weihrauch hier unten, nach Mumien und Wachs, der Duft byzantinisch-russischer Orthodoxie, in dem für Sonnenlicht und Verstandesregungen kein Raum ist. Atembeklemmend. Die geweihte Stätte düsteren Glaubens und Aberglaubens, die vom Absolutismus noch besonders geschützt wird, denn dem Lawrakloster grade gegenüber befindet sich das Kriegsarsenal, mit Kanonen gespickt.

Digitized by Google

So fließt denn auch das Leben Kiews in zwei Strömen dahin, die aus grundverschiedenen Quellen gespeist werden. Der eine vom Lawrakloster aus, der andere vom modernen Leben, dessen Mittelpunkt Universität und Polytechnikum abgeben. Beide Strömungen sind einander Todfeinde, und für gewöhnlich liegen sie in bitterem Streit mit einander.

Das geistige Leben der Stadt ist gespalten. Hie Orthodoxie und Absolutismus, hie Konstitution und Demokratie. Den ersten Kreis bilden Klerus, Verwaltung, Polizei und Militär. Den andern Professoren, Studenten, Arbeiter und ein groß Teil der Kaufmannschaft. Kein Wunder, daß der Streit um die Juden in Kiew in Permanenz erklärt ist. Der Streit tobt seit hundert Jahren, hat sich 1905 in einem Pogrom geäußert, bei dem es 31 getötete und 300 verwundete Juden gab, und tobt weiter.

Bis vor hundert Jahren war das heilige Kiew, das „Jerusalem Rußlands", eine für die Juden absolut verbotene Stadt. Es gab damals nur einen bestimmten Hof im Podol, im Handelsteil der Stadt, wo Juden vorübergehend absteigen durften. Als dann mehr Juden nach Kiew kamen, durften sie rings um diesen alten Hof herum wohnen und mußten für dies Recht an die Stadt jährlich eine Abgabe von 3000 Rubel zahlen. Als es mit dem Wohnrecht der Juden unter Alexander II. dann anders wurde, und die privilegierten Kategorieen wie überall im Reich so auch in Kiew ohne weiteres wohnen durften, verlor die Stadt damit jene Abgabe von 3000 Rubel jährlich. Sie ruhte nicht eher, als bis sie Ersatz für diesen Ausfall erhielt. Von Petersburg aus wurde er ihr denn auch bewilligt, und so mußten die Kiewer Juden auch weiterhin, obwohl sie privilegiert waren, der Stadt 3000 Rubel jährlich bezahlen. Wer aber sollte sie aufbringen, und in welcher Form sollten sie eingetrieben werden? Die Abgabe wurde so der Anlaß zu einer Art jüdischer Gemeindegründung in Kiew, deren Vertreter die russische Behörde einfach aus den ihr besonders genehmen Juden ernannte, welche die Abgabe eintreiben respektive aufbringen mußten.

Dann kamen die Einschränkungen der Judengesetzgebung und die „Erläuterungen", die stetig fließende Quelle ungesetzlicher Nebeneinnahmen für die Polizei. Zugleich aber wurde Kiew immer mehr Handelszentrum für den russischen Südwesten und immer mehr Juden aus dem weiten russischen Reich wurden nach dem Ansiedelungsrayon vertrieben, in dem Kiew liegt. Die drei Gouvernements Kiew, Podolien und Wolhynien, alle drei einander benachbart, zählten 1897 über eine Million Juden. Sie strömten hierher nicht aus freiem Willen, sondern sie wurden dort zusammengepfercht und zusammengedrängt, ob sie wollten oder nicht. Der geschäftliche Mittelpunkt aller drei Gouvernements wurde immer mehr und immer ausschließlicher Kiew. Dorthin

Digitized by Google

drängten aus der ganzen Gegend alle Schichten, die vom Handel lebten oder von ihm zu leben gedachten. Da nun auch die Juden leben wollten, so drängten sie eben auch nach Kiew. Nicht nur die privilegierten, sondern auch die nicht-privilegierten Schichten, denn sie wollten ja auch leben, und Kiew bot ihnen immerhin noch am ehesten die Möglichkeit dazu. Die Kiewer jüdische Gemeinde wuchs, setzte sich aber in der Hauptsache, dem Wohnprivileg entsprechend, aus Kaufleuten erster Gilde und Handwerkern zusammen. Andere Juden durften, da sie nicht wohnberechtigt waren, nur vorübergehend, höchstens drei Tage in Kiew übernachten. Aber die Handelsstadt Kiew bekam immer mehr Bedarf an Handelsangestellten, und für diesen Bedarf eigneten sich die Juden jedenfalls nicht schlechter als die Russen. Auch die Juden strebten also immer intensiver nach Kiew, mochten sie nun privilegiert sein oder nicht. Die Polizei sah dem eine ganze Weile mit geschlossenen Augen zu und rührte sich nicht. Mit einem Male aber zog sie die Gesetzesschrauben kräftig an, und aus den Taschen der geängstigten nicht privilegierten Juden flossen die Rubelchen in ihre Tasche. Dann lockerten sich die Schrauben wieder, und neue Scharen Nichtprivilegierter strebten nach Kiew. Vorübergehend hatte ja jeder Bewohner Podoliens und Wolhyniens immer wieder in Kiew zu tun, soweit er nicht Bauer war. Er hatte bei den Behörden zu tun oder bei einer Bank oder in den Geschäften oder bei Gericht. Es lag nicht grade fern, sich, wenn sich Gelegenheit bot, in Kiew nieder-zulassen und hier sein Glück zu versuchen. So entstanden bald im Podol ganze Häuserblocks, deren Besitzer nur an nichtprivilegierte Juden vermieten. Ihre Zahl wird auch heute noch auf 5—10 000 geschätzt. Diese Hausbesitzer schmieren die Polizei, und Polizei und Hausbesitzer stellen sich gut dabei. Ist die Polizei aber schlecht gelaunt oder bekommt einen Druck von oben oder braucht besonders viel Geld, dann veranstaltet sie einfach eine Razzia auf nichtprivilegierte Juden, wie man anderswo auf Schwerverbrecher Jagd macht. Wer Rubelchen gespart hat, wird sie jetzt sicher los. Wer das Lösegeld nicht auftreiben kann, wird aus der Stadt verjagt und eventuell mit der nächsten Verbrecherkolonne abgeschoben. Mit Weib und Kind. Dann ist wieder für eine Weile Ruhe, bis die Polizei annehmen kann, daß eine neue Razzia sich lohnt, oder wenn eine solche von oben gewünscht wird, um „dem Gesetz Respekt zu verschaffen." Die Hasen auf den Feldern haben mehr Schonzeit als diese Menschen.

Mit der Zeit wurde die Stadtverwaltung neidisch auf diese Nebeneinnahmen der Polizei. Sollte sie nicht auch von dem Zuzug der Juden profitieren können? So erhöhte sie denn eines schönen Tages willkürlich die Abgabe von 3000 Rubel auf 12 000 und neuerdings sogar auf 15 000 Rubel. Da die Juden in Rußland vogelfrei sind, mußten sie sich damit abfinden, so gut sie konnten. Die jüdische Gemeinde wurde so zu einer möglichst straffen Organisation gezwungen. Ihre

Digitized by Google

Ausgaben deckte sie schon seit langem, wie es bei vielen jüdischen Gemeinden der Fall ist, durch eine Steuer auf koscheres Fleisch, das sie den Gemeindemitgliedern und anderen bietet. Da die Gemeinde wuchs, verpachtete sie diesen Betrieb an einen Unternehmer, der ein angemessenes Pauschale zahlen mußte. Davon unterhält die Gemeinde ihre Beamten, Schulen, Krankenhäuser ꝛc. und davon zahlt sie auch die 15 000 Rubel an die Stadt, die das Geld, wenn sie will, ungeniert für Zwecke verwenden kann, welche sich gegen die Gemeinschaft richten, von der sie es erhält. Die Polizei schröpft die Nichtprivilegierten, die Stadt die Privilegierten. Von den Juden aber kann man unmöglich verlangen, daß sie solche „Gerechtigkeit" lieben. Kein Wunder, daß sie sich, so weit sie überhaupt denken, konstitutionell oder radikal gesinnten Kreisen zugesellen. So stehen denn grade in Kiew russische Intelligenz und jüdische Seite an Seite; und der Absolutismus weiß, daß er die Intelligenz trifft, wenn er die Juden haut. Nach diesem Rezept verfuhr er denn auch, als das Oktobermanifest bekannt wurde. Tausende und Abertausende, Studenten, Arbeiter, Professoren, Kaufleute, durchzogen damals jubelnd die Stadt und hielten den Anbruch einer neuen, besseren Zeit für gekommen. Nirgends stieß man auf Widerstand oder Feindschaft. Sogar ein Teil des Militärs jubelte mit. Immer gewaltigere Menschenmassen stauten sich vor dem Stadthaus. Schwärmerische Reden wurden gehalten und die Mützen und Hüte geschwenkt. Schon galten die Konstitutionellen als Sieger im Kampf um die Freiheit. Da drangen plötzlich Kosaken auf die wehrlose Menge ein, die ersten Schüsse fielen, Handgemenge, Geschrei, wildes Durcheinander. Besonders hart wurden die Studenten angefaßt. Aber plötzlich, wie auf Kommando, galt der Kampf nur noch den Juden. Aus dem Kampf gegen die sogenannte Revolution wurde so auch in Kiew im Handumdrehen ein Pogrom, der drei Tage dauerte und an Scheußlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, worüber die eidlichen Aussagen russischer Universitätsprofessoren vor Gericht genau und zuverlässig informierten. Der Absolutismus hatte wieder einmal gesiegt und sein Mütchen an den Juden gekühlt.

Als ich im vorigen Sommer nach Kiew kam, herrschte beträchtliche Aufregung in der Stadt. Einmal war grade eine landwirtschaftliche Ausstellung eröffnet worden. Zweitens sollte in wenigen Tagen das Stolypindenkmal enthüllt werden. Stolypin war geborener Kiewer, fiel vor zwei Jahren im Kiewer Theater im Beisein des Zaren von der Hand eines jüdischen Rechtsanwalts und war im Lawrakloster beigesetzt worden. Und drittens stand der Beilisprozeß vor der Tür.

Für den Fremden wurde die allgemeine Erregung zunächst nur darin fühlbar, daß die Hotelpreise doppelt so hoch waren wie sonst, und daß man für eine Tasse Kaffee, die sonst höchstens 20 Kopeken kostete, einen Rubel fünfzig Kopeken

Digitized by Google

bezahlen mußte. Das war also mehr komisch als tragisch. Aber einen kleinen Vorgeschmack von dem, was ihm eventuell in Rußland blühen kann, erhielt der Fremde doch. Ich besuchte die landwirtschaftliche Ausstellung und fand dort auch ein Ausstellungsobjekt der Firma Krupp, das mich interessierte. Ich trat näher und sah es mir etwas genauer an. Sofort war ich von Polizisten mit und ohne Uniform umringt, die mir recht unsanft auf den Leib rückten und mich in ein regelrechtes Verhör nahmen, obwohl ich mir keines andern Verbrechens bewußt war, als einen jedermann zugänglichen Ausstellungsgegenstand in einer öffentlichen Ausstellung betrachtet zu haben. Ein Glück, daß sich mein Paß in tadelloser Verfassung befand. Ein Glück auch, daß ich meine Frau mit hatte. Selbst der russischen Polizei schien es unwahrscheinlich, daß man, plant man ein Staatsverbrechen, dazu extra seine Frau mitnimmt. So ließ man mich denn schließlich, wenn auch mit beträchtlichem Mißtrauen, laufen. Die Polizei war nervös. Sie witterte überall Revolutionäre und Attentate. Sie wollte um jeden Preis ihr Opfer haben. Wäre mein Paß nicht in tadelloser Ordnung gewesen, hätte man mich halt eingesperrt, und kein Hahn hätte weiter danach gekräht, denn ist man in Rußland erst einmal eingesperrt, muß man doch, schon um die Polizei nicht zu blamieren, ein Verbrecher sein. Da hilft alles nichts. Diesmal ließ man mich laufen, aber man behielt mich im Auge. Ich konnte weder telephonieren noch Besuche machen, ohne beobachtet zu werden, und als mich eines Abends ein ausländischer Konsul besuchte, und ich den Herrn zu mir aufs Zimmer bat, kam der Hotelbesitzer nachher zu mir und drohte mit dem Hinauswurf, weil es streng verboten sei, nachts mit fremden Personen in einem Hotelzimmer zusammenzukommen. Kiew war wirklich sehr nervös damals.

Ich witterte Pogromstimmung. Der Ministerpräsident Stolypin war von einem Juden erschossen worden. Jetzt setzte man ihm ein Denkmal. Der Beilisprozeß stand vor der Tür und war den Behörden nichts weniger als bequem, denn schon waren zwei Staatsanwälte nach Durchsicht der Akten zurückgetreten, und man hatte sich eigenst einen karrieredurstigen Herrn aus Petersburg verschreiben müssen, damit die Verhandlung überhaupt zustande kam. Das alles schuf doch wohl, wie mir schien, eine Stimmung, nicht ungeeignet um, wie die Sfjedlezer Dragoneroffiziere sich ausdrückten, „ein Pogromchen" zu machen. Aber merkwürdig, wen ich auch nach dieser Richtung ausfragte, ob Juden oder Christen, sie alle behaupteten mit großem Nachdruck, es werde diesmal sicherlich kein Pogrom ausbrechen. Dafür seien im Augenblick denn doch zu viele Augen aus dem Ausland auf Kiew gerichtet. Auch lehre die Erfahrung, daß ein Pogrom grade dann nicht ausbreche, wenn sich Gründe oder auch nur Scheingründe dafür angeben ließen. Man behielt recht. Weder bei der Ent-

Digitized by Google

hüllung des Stolypindenkmals noch während des Beilisprozesses oder nach der Freisprechung des Mannes kam es zu einem judenfeindlichen Ausbruch der „Grundbevölkerung." Die Pogromregierung hat ihre Leute fest in der Hand, wie man sieht. Sie wollte damals keinen Pogrom, also gab es keinen. Damit ist ja wohl der Schluß erlaubt: will sie einen, dann gibt es eben einen Pogrom. Wie es ja auch der Gendarmerieoffizier Kommissarow zum Chef der Polizei Lopuchin gesagt hatte.

Merkwürdig war es auch, daß damals in Kiew nicht einer meiner Bekannten auch nur einen Augenblick daran zweifelte, daß der an sich herzlich belanglose Mann, den die russische Regierung glücklich zu einem Märtyrer gemacht hat, freigesprochen würde. Aber weshalb hat sich die Regierung dann überhaupt auf die ganze Geschichte eingelassen? Ob Christ, ob Jude, stets lautet die Antwort: weil sie dadurch, mag der Prozeß ausgehen wie er will, Stimmung gegen die Juden macht. Wäre Beilis verurteilt worden, so hätte es geheißen, daß ein ordentliches russisches Gericht anerkannt habe, daß es Ritualmorde gäbe. Mochte Beilis aber auch freigesprochen werden, die absolutistisch gesinnte Presse würde weiter hetzen, und auch in den Kreisen, die bisher judenfreundlich waren oder ihnen indifferent gegenüberstanden, würde sich eine gewisse Mißstimmung geltend machen. Das ist psychologisch auch sehr begreiflich.

Es ist nicht grade ein feiner Ruhm, den sich die Stadt Kiew durch den Ritualmordprozeß zugezogen hat. Gebildete Russen empfinden das besonders peinlich. Für so ein peinliches Gefühl, das man wohl am besten Schamgefühl nennt, sucht der Besitzer ganz unwillkürlich nach einer Ablenkung, um es los zu werden. Und da es in solchem Fall alter Menschenbrauch ist, Ursache und Wirkung zu verwechseln, macht man leicht die unschuldige Ursache, die Juden, verantwortlich für die fatale Wirkung, die Beschämung. Wir beobachten nach diesem Prozeß damit nur denselben psychologischen Vorgang wie nach den Pogromen. Ein Pogrom wirkt auf die betroffene Stadt immer wie eine Ohrfeige, eine schwere Beleidigung ihrer besseren Elemente. Da man sich aber dafür nicht an denen rächen kann, welche die Ohrfeige erteilten, hält man sich an denen schadlos, um deretwillen sie erteilt wurde. Als Folge der Pogrome zeigt sich fast immer, nachdem das erste Mitleid verflogen ist, eine wachsende Mißstimmung gegen die Juden. Ihr einfaches Vorhandensein genügt ja auch, um nie vor einer neuen Ohrfeige und damit vor einer neuen Beschämung sicher zu sein. Also wird der Jude immer mehr Leuten ein Aergernis. Die Spekulation der echt russischen Leute gelingt ausgezeichnet. Nur ist die Mißstimmung gegen die Juden nicht die Ursache der Pogrome, sondern ihre sehr naheliegende, in der menschlichen Natur wohl begründete Wirkung. Auch erwies sich so ein Pogrom in der Tat zugleich als wirksames Mittel, die „Grundbevölkerung" von konsti-

Digitized by Google

tutionellen Ideen und dergleichen für eine Weile abzubringen. Wenn ein Mensch, der ganz von einem wichtigen Gedanken erfüllt ist, plötzlich hinterrücks eine Ohrfeige bekommt, so gibt ihm das zunächst jedenfalls einen Chok, und es dauert eine ganze Weile, bis er sich zu seinen früheren Gedanken zurückfindet. Als die ganze gebildete russische Welt im Jahre 1905 mit dem Problem der Konstitution bis zur Siedehitze erfüllt war wie noch nie zuvor, da wirkten die Pogrome in der Tat wie unerwartete Ohrfeigen; und von diesem Chok haben sich die Gebildeten immer noch nicht wieder erholt, zumal von 1905—1907 der Absolutismus außerdem noch mit Galgen, Verbannung, Gefängnis und Zwangsarbeit gegen die Intelligenz wütete wie nie zuvor. Ich bezweifle daher keinen Augenblick, daß, sowie die Intelligenz wieder einmütig sich auf ihr altes Problem stürzt, neue Pogrome, neue Ohrfeigen nicht ausbleiben werden. Und die sie austeilen, werden ebensowenig wie im Jahre 1905 bestraft, sondern befördert werden als die wahren Retter des Vaterlandes. Der Absolutismus hat sich in den acht Jahren seit dem Oktobermanifest nicht im geringsten geändert. Wer Augen hat, sieht dies schon daraus, daß, wie seiner Zeit die Gouverneure befördert wurden, die Pogrome duldeten, jetzt auch die Männer befördert worden sind, die im Beilisprozeß für den Ritualmord des Angeklagten eintraten. Dabei kann man sich nur über das kurze Gedächtnis der Menschheit wundern. Die Ironie der Geschichte will es nämlich, daß jener an sich belanglose Kiewer Jude als ein Mann, der des Ritualmordes verdächtigt wurde, damit der Schicksalsgenosse des Mannes wird, in dessen Namen er angeklagt und eingesperrt wurde, nämlich des Zaren Nikolaus selbst. Als auf Nikolaus II., da er noch Thronfolger war, in Japan ein Attentat gemacht wurde, waren die Zeitungen der echt japanischen Leute in Tokio voll davon, daß dem zukünftigen Herrscher über ein Christenvolk damit nur recht geschehen sei, denn wie ja allgemein bekannt sei, töteten die Christen zu rituellen Zwecken japanische Kinder. Als die christliche Welt das damals las, was sie heute längst vergessen hat, lächelte sie. Hätte die japanische Regierung sich aber diese Anschauung der echt japanischen Leute zu eigen gemacht, einen Christen wegen Ritualmordverdachtes verhaftet und für Jahre eingesperrt, so würde die christliche Welt vermutlich nicht nur gelächelt haben.

Am Ufer des Djnepr aber, rings um die finsteren Höhlen längst verstorbener Asketen, brüten Klöster und Kirchen im Schutze russischer Kanonen nach wie vor ungestört über Wahnwitz und Aberglauben jeglicher Art.

Digitized by Google

Franktireure

Von Ulrich Rauscher

Der Bauer schraubt die Flinte zamm,
Er stutzt und spannt den Hahnen;
Da draußen gehts ratatam tam tam!
Jäger zu Pferd und Ulanen.

Das Weib duckt sich am Fensterbrett,
Es lacht und klirrt vorm Laden.
Die Kinder wühlen sich ins Bett....
Ratatam! Ihr seid verraten!

Aufflammt die Nacht... Ein Gaul steigt leer
In eine knatternde Helle.
Freischärler führen das Gewehr!
Stöhnen um Zaun und Schwelle.

Ratatam! Zurück! Marsch, Marsch! Verdammt
Und drauf wies Donnerwetter!
Die Tür und Fenster eingerannt
Und Feuer in die Bretter.

Heraus, Hallunk! Heraus, Filou!
Brand kracht in Heu und Garben.
Da schlürfts hervor im Bauernschuh,
Geduckt und feuerfarben.

Vorwärts, solang die Glut noch scheint!
Schwarz ästet eine Föhre....
Die Kugel für den offnen Feind,
Den Strick für Franktireure!

Der Teufelstat den Teufelslohn,
Verflucht sei Haus und Erde!
...Ist jeder einer Mutter Sohn,
Ulanen und Jäger zu Pferde.

Digitized by Google

Ludwig Frank †

Der furchtbaren Tragik, die Jean Jaurès zerstörte, folgt der Tod unseres Ludwig Frank. Er, der mit der stärksten Innerlichkeit des Gemüts und mit der überlegenen Klarheit seines Verstandes für eine Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland gedacht und gearbeitet hatte, fällt durch eine französische Kugel.

Manche von uns haben heimlich den Einsatz des freiwilligen Kriegsdienstes als eine zu große Gefahr betrachtet: denn wir alle wußten, Frank ist nicht im Kriege selber so wichtig als er nachher geradezu eine geschichtliche Aufgabe überantwortet erhalten wird. Aber niemand hätte gewagt, dies ihm zu sagen. Denn wir wußten, daß seine Beteiligung an diesem Krieg einer tiefen moralischen Verpflichtung entsprang. Nicht um der Demonstration willen, sondern aus dem Zwang, das Letzte zu leisten in dieser geschichtlichen Entscheidungsstunde, nicht für die Partei, sondern für das Vaterland.

Die Sozialdemokratie verlor in ihm einen ihrer unbefangensten und klügsten Köpfe, ihrer stärksten und entschlossensten Charaktere. Mehr verlor die deutsche Zukunft. Sie brauchte niemanden so dringend nötig als gerade diesen einen Menschen, der, ausgestattet mit der Autorität der Massen, mit Verantwortungsgefühl und geschichtlichem Verständnis, mit Staatssinn und Machtwillen, jene große Korrektur der inneren deutschen Politik mitbestimmen mußte, die aus diesem Krieg herauswachsen wird.

Wo steht der Mann, der ihn vertreten kann?

Die sich seine Freunde nennen durften, sind aufs tiefste getroffen, und fühlen sich verwaist und arm geworden, wenn sie des reichen Menschentums gedenken, das sie an Frank erleben durfte. Jene Verbindung einer gepflegten Bildung im Sinne des klassischen Ideals und einer wuchtigen volkstümlichen Art, die Politik anzufassen und immer in den gesunden (nicht in den verbildeten) Sinn des breiten Volkes einzusenken, hatte eine wundervolle Kraft des persönlichen Reizes. Im Menschlichen zart, gütig, gutmütig, im Denken klar, kräftig, entschlossen, unabhängig und unbefangen, mit einer weiten, Parteigrenzen sprengenden Einsicht in das politisch-geschichtliche Werden und Wollen.

Er ragte empor durch den Ernst seiner Verantwortung. In Kämpfen mit den Traditionen seiner Partei arbeitete er daran, im kleinen Kreis, einen neuen Typus des demokratischen Staatspolitikers herauszubilden. Er fühlte, daß die größte Aufgabe des Lebens seiner noch wartete.

Erschüttert grüßen wir den toten Freund. Er soll nicht umsonst gefallen sein. Sein Blut bindet Demokratie und Vaterland in vertieftem Sinne und unzerreißbar zusammen.

Theodor Heuss

Völkerrecht

Wie sehr die Behauptung richtig ist, daß die schönen Bestimmungen des internationalen Schutzrechtes, nur ein *akademisches* Leben in Schriften und Köpfen einiger Rechtslehrer führen, beweist wieder das große Völkerringen, das richtiger als allgemeine Hetzjagd gegen Deutschland anzusprechen ist. Der in gegebener Gelegenheit Stärkere betrachtet das *Völkerrecht* als *Kautschukgebilde*, das er nach seiner Unsitte

Digitized by Google

aus seinem Temperament formt, wie er gerade will.

Die wahnwitzigen Greuel, welche Franzosen, Belgier, Engländer, Russen, Serben an unseren braven Soldaten begehen, die Meuchelmorde, Raube, Hinterhaltsangriffe der nichtmilitärischen Bevölkerung, sind Schandflecke auf dem Kulturschild derjenigen Völker, die auf Klassierung als „zivilisiert" Anspruch erheben, und fallen bezüglich der „Unkultivierten", als Schmach, sich mit solchen Elementen verbündet zu haben, wieder auf die „Zivilisierten" zurück.

Jedoch die Armee hat Mittel zur Hand, mindestens eine sofortige, drastische Sühne wirken zu lassen, die abschreckend vor Wiederholungen schützen kann.

Hingegen sind die im Fremdland verbliebenen Deutschen und Oesterreicher, denen die Möglichkeit fehlte, beim rasch eingetretenen Kriegszustand, zu flüchten (und es sind deren noch ungemein viele) der Willkür, dem Fanatismus des Pöbels und der Schutzverweigerung der ausländischen Regierungen erbarmungslos preisgegeben. Wenn nur die Hälfte der in die Oeffentlichkeit gelangten Fälle auf einwandfreier Richtigkeit beruhen, gibt es derzeit kein Völkerrecht, keinen internationalen Schutz nichtkämpfender Ausländer in den bezeichneten Staaten mehr.

Damit erwächst der eigenen Regierung die Verpflichtung, da Warnungen und Proteste in solchen Zeiten vollständig wirkungslos sind, an mögliche Repressalien zu denken. Hierin liegt das einzige Mittel, das zu ergreifen deutsche Anständigkeit sich noch immer sträubt, zu dem aber gegriffen werden muß, wenn es so weiter geht. Die Anwendung von wirksamen Repressalien soll sich natürlich nicht auf die Kriegsgefangenen beziehen.

Dagegen halten die siegreichen Armeen weite Gebiete, zahlreiche Städte der gegnerischen Lande besetzt und sind in der Lage, sich lebende Geißeln, in angesehenen Angehörigen der Exzeßstaaten, zu schaffen, deren Stimme in ihrer Heimat gehört wird.

Nur mit diesen Garantien vermag man dem kulturspottenden Treiben Einhalt zu gebieten.

Es wäre hoch an der Zeit, bei uns an diesen Schutz zu denken, den unsere Angehörigen außerhalb des Armeerahmens beanspruchen können.

v. S.

Nieder mit den Kannegießern!

Nun sind sie Alle draußen, die der Ehre teilhaftig wurden, das Vaterland zu verteidigen. Sogar unsere Jungens, die nicht mit ins Feld durften, sind zur Landarbeit auf die Felder hinausgegangen, voll dankbaren Hochgefühls, daß ihnen ja dereinst die Ernte der Saaten beschert sein wird, die ihre Väter und Brüder mit dem Blute säen. Zurückgeblieben sind die Alten, die Schwachen und die Gebrechlichen. Wie viele empfinden jetzt zum erstenmale ihre Untauglichkeit zum Waffendienst als ein hartes, das Leben belastendes Schicksal. Viele, doch nicht Alle tragen schwer an diesem persönlichen Unglück. Geht einmal in die Schänken, in denen die Männer beisammensitzen, so warm und dicht wie sonst und als fehlte nicht Einer, — obwohl doch Zehntausende die Stadt verlassen haben. Schaut und hört Euch einmal um unter den Zurückgebliebenen, die breit und behaglich um den Wirtshaustisch hocken. Was

Digitized by Google

hört Ihr reden? Vom Krieg! Natürlich nur vom Krieg und höchstens noch von der Teuerung. Wie hoch die Kartoffeln im Preise gestiegen sind, und daß man dies und das nun bald kaum noch werde erschwingen können. (Sein Bier aber wird man trotzdem erschwingen). Vom Krieg ist jedoch vor allem die Rede. Donnerwetter, da kann man was erleben! Lauter Helden um einen herum, und lauter Strategen und lauter Diplomaten!

„Ja, wenn wir an die Russen von links und die Japaner dann von rechts — — — Aber die Italiener, das sind nette Brüder — — — Ueberhaupt sollten wir zuerst einfach mal die Franzosen — — — Und wenn inzwischen die Oesterreicher mit den Serben fertig sind — — vorausgesetzt, daß nicht die Engländer mit ihren großen Schiffen, — wie heißen doch die Dinger? — — Ach, Quatsch, da ist auch noch Helgoland — — Die französischen Flieger? Erlauben Sie mal, wir fliegen doch besser. Wir könnten, wenn wir wollten — — — Das schlimmste ist immer die Cholera — — Und erst die Pest — — Und dann müßten wir die Balkanvölker — — Ja, wissen Sie, wenn ich da zu sagen hätte — — — Nee, mein Lieber, Sie stehen auf einem ganz falschen Standpunkt. Das muß ganz anders gemacht werden — — Wir, wir, wir — — Ich, ich, ich — —"

Schade, daß man all die Weisheit, die jetzt Tag für Tag an deutschen Stammtischen verzapft wird, nicht sammeln und dem Generalstab und dem Auswärtigen Amt in Berlin zuleiten kann. Wir aber, die wir das törichte, seichte Geschwätz, wohin wir kommen, immer wieder über uns ergehen lassen müssen, fragen uns verzweifelt: Muß denn der Deutsche, der nicht zum Schutze der Heimat sein Leben einsetzen darf, muß der inzwischen die Zeit mit stumpfsinnigem Tratsch und blödem Gerede totschlagen? Ist es ein Ersatz für versäumte Heldentaten, wenn man das Maulwerk spazieren führt? Kommt Euch denn gar nicht zum Bewußtsein, Ihr Kannegießer, Ihr Bierbankphilister, wie furchtbar traurig und lächerlich Ihr seid, mit Eurem bequemen und wichtigtuerischen Gewäsch, während in fremdem Lande unsere Brüder um unseretwillen, um Euretwillen mit dem Feinde auf Tod und Leben ringen?

Wer aber das Erniedrigende, das Erbärmliche solcher Kannegießerei fühlt, helfe mit, sie zu bekämpfen. Darum wollen wir uns mit den Maulhelden in keine Unterhaltung einlassen. Wir werden ihnen nicht zuhören. Wenn der Schwätzer sieht, daß er kein Verständnis findet, verschont er uns vielleicht. Oder wir nehmen die Zeitung zur Hand, versenken uns in das bunte Wunder der Geschehnisse und geben dem lästigen Nachbarn zu verstehen, wie gut er daran täte, sich ebenfalls zu unterrichten, bevor er seine unmaßgebliche Meinung so ins Blaue hinein verschwende. Wenn Euch aber Euer Herz drängt, das heilige Ereignis nationaler Erhebung in gleichgestimmtem Kreise mitzuerleben, dann schafft reinere, schönere Formen für Eure Geselligkeit. Dann findet Euch bei stillem Trunk zusammen und gedenkt mit Andacht der Taten, die von den Unseren für uns da draußen vollbracht werden. Dann feiert ihre hingebende Treue, indem ihr die Erinnerung an ruhmreiche Zeiten der Vergangenheit lebendig werden läßt. Oder sprecht von der Zukunft und von dem, was wir in unserem Vaterlande Großes und Gutes neuschaffen und neugestalten wollen, wenn erst der Friede wiedergekehrt ist.

Digitized by Google

Und noch eins! Vergeßt der Frauen nicht. Laßt sie teilhaben an der Weihe Eurer Mußestunden. Ihr wißt ja nicht, wie schwer sie an der Last ihres Mitleids tragen. Ihr wißt es nicht, weil unsere Heldinnen schweigend dulden. Helft Euren Kameradinnen, das Schicksal dieser Tage leichter überwinden. Laßt sie nicht einsam sein!

Fritz Wahl

Zeichnet die Kriegsanleihen!

Das Reichsbankdirektorium bittet die deutsche Presse, die Ausgabe der Kriegsanleihe mit folgender Kundgebung zu begleiten:

Wir stehen allein gegen eine Welt in Waffen. Vom neutralen Ausland ist nennenswerte finanzielle Hilfe nicht zu erwarten, auch für die Geldbeschaffung sind wir auf die eigene Kraft angewiesen. Diese Kraft ist vorhanden und wird sich betätigen, wie draußen vor dem Feinde, so in den Grenzen des deutschen Vaterlandes jetzt, wo es gilt, ihm die Mittel zu schaffen, deren es für den Kampf um seine Existenz und seine Weltgeltung bedarf.

Die Siege, die unser herrliches Heer schon jetzt in West und Ost errungen, berechtigen zu der Hoffnung, daß auch diesmal wie einst nach 1870/71 die Kosten und Lasten des Krieges schließlich auf diejenigen fallen werden, die des Deutschen Reiches Frieden gestört haben.

Vorerst aber müssen wir uns selbst helfen.

Großes steht auf dem Spiele. Noch erwartet der Feind von unsrer vermeintlichen finanziellen Schwäche sein Heil. Der Erfolg der Anleihe muß diese Hoffnung zerstören.

Deutsche Kapitalisten! Zeigt, daß Ihr vom gleichen Geiste beseelt seid wie unsere Helden, die in der Schlacht ihr Herzblut verspritzen! Deutsche Sparer! Zeigt, daß Ihr nicht nur für Euch, sondern auch für das Vaterland gespart habt! Deutsche Korporationen, Anstalten, Sparkassen, Institute, Gesellschaften, die Ihr unter dem mächtigen Schutze des Reichs erblüht und gewachsen seid! Erstattet dem Reiche Euern Dank in dieser schicksalsschweren Stunde! Deutsche Banken und Bankiers! Zeigt, was Eure glänzende Organisation, Euer Einfluß auf die Kundschaft zu leisten vermag!

Nicht einmal ein Opfer ist es, was von Euch verlangt wird! Man bietet Euch zu billigem Kurse Wertpapiere von hervorragender Sicherheit mit ausgezeichneter Verzinsung!

Sage Keiner, daß ihm die flüssigen Mittel fehlen! Durch die Kriegsdarlehnskassen ist im weitesten Umfang dafür gesorgt, daß die nötigen Gelder flüssig gemacht werden können. Eine vorübergehende kleine Zinseinbuße bei der Flüssigmachung muß heute jeder vaterländisch gesinnte Deutsche ohne Zaudern auf sich nehmen. Die deutschen Sparkassen werden den Einlegern gegenüber, die ihre Spargutheben für diesen Zweck verwenden wollen, nach Möglichkeit in weitherziger Weise auf die Einhaltung der Kündigungsfristen verzichten.

Näheres über die Anleihen ergibt die Bekanntmachung unseres Reichsbank-Direktoriums, die heute an anderer Stelle dieses Blattes erscheint.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., Münchon.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

5% Deutsche Reichsschatzanweisungen
5% Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1. Oktober 1924.
(Kriegsanleihen.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden 5% **Reichsschatzanweisungen** und 5% **Schuldverschreibungen der Reichsanleihe** hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Bedingungen.

1. **Zeichnungsstelle** ist die **Reichsbank**. Zeichnungen werden bis einschließlich

Sonnabend den 19. September, mittags 1 Uhr

bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere** in **Berlin** und bei **allen Reichsbank-Hauptstellen, Reichsbankstellen** und **Reichsbank-Nebenstellen mit Kasseneinrichtung** entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung der **Königlichen Seehandlung (Preußischen Staatsbank)** und der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse** in **Berlin**, der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sämtlicher deutschen Banken, Bankiers und ihrer Filialen, jeder deutschen öffentlichen Sparkasse, sowie jeder deutschen Lebensversicherungsgesellschaft erfolgen.

2. Die **Schatzanweisungen** werden in Höhe von **Mark 1 000 000 000** aufgelegt. Sie sind eingeteilt in 5 Serien zu je 200 Millionen Mark und ausgefertigt in Stücken zu: 100 000, 50 000, 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 1. April und 1. Oktober jedes Jahres. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Oktober 1914, der erste Zinsschein ist am 1. April 1915 fällig.

Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie zum 1. Oktober 1918, 1. April 1919, 1. Oktober 1919, 1. April 1920 und 1. Oktober 1920. Die Auslosungen finden im April und Oktober jedes Jahres, erstmals im April 1918 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 1. Oktober bezw. 1. April.

Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Die **Reichsanleihe** ist in derselben Stückeeinteilung von 100 000 bis 100 Mark ausgefertigt und mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schatzanweisungen ausgestattet.

4. Der Zeichnungspreis beträgt:

a) für diejenigen Stücke der **Reichsanleihe**, die mit Sperre bis 15. April 1915 in das Reichsschuldbuch einzutragen sind, **97,30 Mark** für je 100 Mark Nennwert,

b) für alle übrigen Stücke der **Reichsanleihe** und für die **Schatzanweisungen** **97,50 Mark** für je 100 Mark Nennwert.

} unter Verrechnung von 5% Stückzinsen.

Digitized by Google

5. Die zugeteilten Stücke an Reichsschatzanweisungen sowohl wie an Reichsanleihe werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. Oktober 1915 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt, der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die über voll gezahlte Beträge ausgefertigten Depotscheine werden bei den Darlehenskassen wie die Stücke selbst beliehen.

6. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen und Lebensversicherungsgesellschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen erfolgen, und zwar brieflich mit etwa folgendem Wortlaut:

„Auf Grund der öffentlich bekanntgemachten Bedingungen zeichne ich:

nom. Mark ..... **5% Reichsschatzanweisungen**

nom. Mark ..... **5% Reichsanleihe**

und verpflichte mich zu deren Abnahme oder zur Abnahme desjenigen geringeren Betrages, der mir auf Grund gegenwärtiger Anmeldung zugeteilt wird.

Das Nichtzutreffende ist fortzulassen.

Soweit meine Zeichnung auf Schatzanweisungen bei der Zuteilung nicht berücksichtigt wird, bin ich einverstanden, daß statt Schatzanweisungen auch Reichsanleihe zugeteilt wird.

bei Zeichnungen auf Reichsanleihe:

Ich bitte um Zuteilung von Reichsanleihe, die mit Sperre bis 15. April 1915 für mich in das Reichsschuldbuch einzutragen ist, zum Preise von **97,30 Mark**.

Ich bitte um Zuteilung von Stücken zum Preise von **97,50 Mark**.

Die mir auf meine Zeichnung zugeteilten Stücke sind dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin zur Aufbewahrung und Verwaltung zu übergeben."

7. Die Zuteilung erfolgt tunlichst bald nach der Zeichnung. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle.

Anmeldungen auf bestimmte Stücke und Serien können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies mit den Interessen der andern Zeichner verträglich erscheint.

8. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom Zuteilungstage ab jederzeit voll bezahlen; sie sind jedoch verpflichtet:

40% des zugeteilten Betrages spätestens am 5. Oktober d. J.
30% " " " " " 26. Oktober d. J.
30% " " " " " 25. November d. J.

zu bezahlen. Beträge bis zu 1000 Mark einschließlich sind bis zum 5. Oktober d. J. ungeteilt zu berichtigen.

9. Die Zeichner erhalten vom Reichsbank-Direktorium ausgestellte Zwischenscheine, über deren Umtausch in Schuldverschreibungen bezw. Schatzanweisungen das Erforderliche öffentlich bekanntgemacht werden wird.

Berlin, im September 1914.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

Kriegsflugblätter des Simplicissimus

Neben den regulären Nummern des „Simplicissimus" erscheinen außer Abonnement wöchentlich vierseitige Kriegsflugblätter, die den Ereignissen auf den Schlachtfeldern, den heldenhaften Kämpfen unseres Heeres und den Niederlagen der Feinde, in Bild und Wort folgen.

Bis jetzt sind 6 Flugblätter erschienen.

Preis 10 Pfennige.

Zu beziehen durch die Buchhandlungen oder direkt gegen Einsendung von 13 Pfennigen für jedes Flugblatt von der Expedition des Simplicissimus, München, Hubertusstraße 27

Digitized by Google

Die deutschen Kolonien im Kriege

Von Dr. Paul Rohrbach

In dem Weltkampf, der jetzt entbrannt ist, wird das Schicksal unserer Kolonien weder in Windhuk noch in Daressalam oder Tsingtau, sondern auf den Schlachtfeldern in Frankreich, in der Nordsee, vielleicht auch an den Ufern des Mittelmeer oder in Indien entschieden. Trotzdem wird es von Interesse sein, sich die Lage unserer Landsleute draußen jetzt vorzustellen.

In Afrika hat sich der Angriff der Engländer und Franzosen bisher ernstlich nur gegen Togo gerichtet. Daß gerade diese kleinste und unwichtigste unserer dortigen Kolonien ausersehen wurde, erklärt sich dadurch, daß Togo die Zentralstelle für unsere drahtlose Verbindung mit den überseeischen Besitzungen ist. In Kamina, nordöstlich von dem Eisenbahnendpunkt Atakpame, dicht an der Grenze gegen das französische Dahomey, erhob sich der große Funkenturm, der unmittelbar mit unserer deutschen Hauptstation in Nauen zu verkehren imstande war. Kamina seinerseits verkehrte wieder mit den Stationen in Kamerun, Südwest- und Ostafrika. Daher kam es, daß wir noch wochenlang nach Ausbruch des Krieges, als alle Kabel schon längst von den Engländern unterbrochen waren, Nachrichten aus den Kolonien erhielten und dorthin geben konnten. Erst nach dem 20. August mußte der Turm von Kamina von unserer Truppe in Togo selber zerstört werden, weil der Platz gegen die große feindliche Uebermacht nicht mehr zu halten war. Die ganze deutsche bewaffnete Macht in Togo besteht aus etwa 150 schwarzen Polizeisoldaten und wenigen weißen Offizieren und Unteroffizieren. Einige Kriegsfreiwillige traten noch hinzu. Demgegenüber können von der englischen Goldküste, von Nigeria und von Dahomey her, tausende von

Digitized by Google

eingeborenen Mannschaften angesetzt werden. Schließlich haben sie ihr Ziel erreicht, aber es hat lange gedauert und es wird ihnen Opfer genug gekostet haben.

Kamerun ist für die Engländer wie für die Franzosen schwer angreifbar. An der Küste gibt es nur einen einzigen bequemen Zugang, das Kamerunbecken, in das sich der Wurifluß ergießt. Am Wuri liegt Duala. Das Becken ist eine Art Haff, stark verschlickt, und von einem gewundenen, schmalen Fahrwasser durchzogen. An zwei Stellen liegen Barren. Sobald die Seezeichen fortgenommen und Minen gelegt sind, würde die Annäherung feindlicher Fahrzeuge an Duala voraussichtlich so verlustreich sein, daß niemand sich leicht herantrauen wird. Außer in Duala kann man an einigen Punkten der Südküste landen, aber nur mit Brandungsbooten, und ohne daß sich weitere bequeme Zugänge ins Innere öffnen. Das ganze Küstengebiet ist von einem viele Tagereisen breiten Urwald erfüllt und Dörfer mit Verpflegung finden sich nur längs der ein oder zwei Karawanenstraßen, die den Wald durchqueren. Wenn die Dörfer geräumt, der Maniok ausgerissen und die Bananenstauden umgehauen werden, so müßte der Feind nicht nur seinen ganzen Proviant, sondern auch Tausende von Trägern zu seiner Beförderung mitbringen. Im Innern, von den Landgrenzen her, sind Angriffe unwahrscheinlich. Sie könnten nur mit Ueberwindung großer Schwierigkeiten unternommen werden und würden auf eine sehr kräftige Gegenwehr stoßen, denn die Kameruner Schutztruppe ist verhältnismäßig stark und militärisch für afrikanische Verhältnisse sehr leistungsfähig.

In Ostafrika scheinen sich die Engländer damit begnügt zu haben, von der See aus den Funkenturm von Daressalam zu zerstören. Weder Daressalam noch die übrigen Küstenplätze könnten der Einnahme, sobald stärkere Kräfte gegen sie geführt werden, Widerstand leisten. Ueber den Besitz der Kolonie ist damit aber nicht das Geringste entschieden. Ebenso war es ein recht kindliches Vergnügen von englischer Seite, den alten, kaum noch zusammenhaltenden Kasten auf dem Nyassasee, den Regierungsdampfer

Digitized by Google

„Hermann von Wißmann" zu zerstören, der vor zwanzig Jahren, in Stücke zerlegt über den Sambesi und den Schire, streckenweise auch über Land, von uns nach dem See hinaufgeschafft wurde. Zur Vergeltung haben die Ostafrikaner die englische Station Taweta, am Fuß des Kilimandscharo, besetzt. Von Taweta sind noch reichlich hundert Kilometer bis nach der großen Station Voi an der Ugandabahn. Ich bin diesen Weg 1908 marschiert; er ist sehr schwierig wegen Wassermangels. Wahrscheinlich werden die Engländer Voi auch gedeckt haben. Von Britisch-Nyassaland, Britisch-Ostafrika oder dem belgischen Kongo aus nach Ostafrika einzudringen, ist praktisch ausgeschlossen. Wenn die Engländer nicht von allen guten Geistern verlassen sind, so werden sie, nachdem die Funkspruchanlagen in Togo und Ostafrika außer Betrieb gesetzt sind, wohl überhaupt keine militärischen Unternehmungen in Afrika gegen uns mehr machen, denn dadurch würden die allergefährlichsten Rückwirkungen für das Verhältnis der schwarzen und der weißen Rasse im ganzen entstehen, nicht nur in den deutschen, sondern auch in den englischen und französischen Kolonien. Schwarze Soldaten gegen den weißen Gegner zu führen, ist in Afrika für jede kriegführende Macht Rassenselbstmord. Der wahrscheinliche Verlauf der Dinge in Ostafrika wird der sein, daß im Fall der Besetzung der Küstenplätze die deutsche Verwaltung in das Innere verlegt und selbstverständlich alles Eisenbahnmaterial mit abgefahren wird. Die Engländer könnten Lokomotiven und Waggons zur See von ihrer Ugandabahn kommen lassen, aber einige Brückensprengungen würden auch das nutzlos machen.

Südwestafrika ist so stark, daß es eher zum Angriff gegen die Kapkolonie übergehen könnte, als daß es selbst Angriffe von dort zu fürchten brauchte. Waffen und Munition sind überreichlich im Lande. Nur die beiden Küstenplätze Swakopmund und Lüderitzbucht können gegen eine Landung nicht verteidigt werden. Sobald aber das Eisenbahnmaterial ins Innere zurückgenommen wird, ist der Vormarsch des Gegners durch die wasserlose Namib aus-

Digitized by Google

geschlossen. Schwierigkeiten würden sich nur in bezug auf die Verproviantierung der Küstenplätze ergeben. Wenn die Engländer nicht landen und eine Verwaltung, einschließlich Versorgung mit Nahrungsmitteln, einrichten, so müßten auch die Swakopmunder und Lüderitzbuchter sich größtenteils landeinwärts zurückziehen, denn in der Namib gibt es nichts zu essen. Falls es nicht noch gelingt oder schon gelungen ist, rechtzeitig ein Schiff mit Vorräten nach Südwest zu dirigieren, so wird dort das Mehl knapp werden. Fleisch ist überreichlich vorhanden und auch an Mais, Kartoffeln, Gemüse wird einiges im Lande gebaut. Unter den jetzigen Verhältnissen wird dieser Anbau natürlich zunehmen und man wird mehr Gärten mit künstlicher Bewässerung anlegen. Manchem braven Südwestafrikaner wird es vielleicht etwas schmerzlich vorkommen, wenn das letzte deutsche Bier ausgetrunken und das letzte importierte Malz verbraucht ist, aber eine kleine Alkoholentziehungskur könnte den Freunden dort unten im ganzen genommen nicht schaden. Wer garnicht ohne Spirituosen leben zu können glaubt, der kann sich ja von den Hottentotten Honigbier brauen lassen. Im übrigen ist es möglich, daß die Burenregierung, die jetzt im sogenannten „Britisch"-Südafrika am Ruder ist, um der Rückwirkung auf die Eingeborenen willen gar keine Feindseligkeiten gegen die deutsche Kolonie wünscht. Dem würde sich wohl auch England fügen. Angeblich ist von deutscher Seite bereits ein Einfall in die Kapkolonie gemacht worden. Ich bezweifle sehr, ob unter den angedeuteten Verhältnissen unsere Leute wirklich feindselig vorgegangen sind. Wenn überhaupt etwas a n der Meldung ist, so werden sie sich wohl nur jenseits des Oranje englischen Proviant geholt haben.

Ueberaus schimpflich ist es, daß England den Angriff der Gelben auf Tsingtau geduldet hat. Herbeigerufen hat es die Japaner schwerlich, sondern die werden eher erklärt haben: entweder wird Nordchina jetzt unser anerkanntes Interessengebiet, oder wir fallen statt die Deutschen, die Russen von hinten an. Den heimtückischen Asiaten würde beides gleich leicht gefallen sein.

Digitized by Google

Tsingtau ist von Frauen, Kindern und Familien geräumt; man hat sie nach Schanghai in Sicherheit gebracht. Was kampffähig ist, wird sich bis zur letzten Patrone verteidigen. Sehr lange gehalten kann Tsingtau nicht werden, weil es keine eigentliche Festung ist, sondern nur ein durch eine Anzahl Forts und vorbereitete Verteidigungsstellungen gegen einen Handstreich gedeckter Platz. Trotzdem ist es ausgeschlossen, daß die Japaner es ohne Kampf und ohne schwere Opfer bekommen. Sollten sie es bekommen, so wird ihnen die Freude des Besitzes ebensowenig lange blühen, wie den Engländern in Togo, denn an der Entscheidung des Krieges in Europa zu Ungunsten unserer verbündeten Gegner gibt es keine Zweifel mehr. Fällt Tsingtau, so haften uns die Engländer mit einem gewichtigen Pfande solange dafür, bis ihre gelben Schandgesellen es wieder herausrücken. Wir werden Mittel genug haben, um England auf die Knie zu zwingen. Wie, wann und wo — darüber ist es noch zu früh zu reden.

Die Ergebnisse des Krieges im Westen

Von Generalmajor z. D. v. Sprößer

Nach dem Kriege 1870/71 und unter dem Eindruck der schnellen und kraftvollen deutschen Offensive haben die Franzosen ihre Ostgrenze von den Alpen bis zur belgischen Grenze so stark befestigt, daß der deutschen Heeresleitung, wenn sie nicht von Hause aus sich im Festungskriege lahmlegen wollte, nur die Offensive durch Luxemburg—Belgien, über die französische Nordostfront, übrig blieb. „Not kennt kein Gebot" — mit diesem kurzen Wort hat des Deutschen Reiches Kanzler nicht bloß der politischen, sondern auch der militärischen Notwendigkeit den treffendsten Ausdruck verliehen. Zugleich beweist das unaufhaltsame Vordringen der deutschen Armeen über Frankreichs Nordostgrenze — heute am

Digitized by Google

4. September, schon bis an die Marne im Osten von Paris —, wie militärisch richtig und daher erfolgreich der Plan dieser Umfassung der französischen Heere gefaßt war. Wie 1870 die deutschen Heere mit zum Teil verkehrter Front gegen die Franzosen fochten, so werden es binnen Kurzem die französischen Heere gegen die Deutschen wiederum tun müssen, während ein großer Teil ihrer Truppen durch die Verteidigung gegen den Durchbruch an der Ostgrenze festgehalten wird. Der Erfolg hat hier, wie auf der ganzen Kampflinie, den deutschen militärischen Voraussetzungen recht gegeben.

Die Entscheidung im Kriege fällt nicht im Kampfe um Festungen, sondern in der großen Feldschlacht. Deshalb wurde auch ganz offenbar den Franzosen das Eindringen in Lothringen freigegeben. Ihr offensives Vorgehen mußte der deutschen Heeresleitung erwünscht sein, um die französischen Armeekorps der Ostfront vor die Klinge zu bekommen und im freien Felde zu schlagen. Wenn diese Kombination vorlag, so wird ihre Richtigkeit dadurch bewiesen, daß nach dem Rückzuge der geschlagenen Armeekorps hinter die Forts und Festungen nunmehr der Kampf an der befestigten Linie der Mosel und Maas, zwischen Verdun und Belfort, geraume Zeit in Anspruch nehmen wird, bis — ganz allgemein gesprochen — anderweitige Einwirkung durchschlagenden Erfolg zeitigt....

Die unerwünschten Begleiterscheinungen der zeitweiligen Besetzung und Verwüstung deutschen Gebiets dürfen gegenüber den strategischen Rücksichten nicht in's Gewicht fallen und müssen ertragen werden im Interesse des großen Ganzen. Solche Schäden lassen sich auch späterhin im Wesentlichen wieder ausgleichen. In das gleiche Gebiet fallen auch die Kämpfe bei Altkirch, Mülhausen, Markirch und Schirmeck. Sie sind nur als, wenn auch schwere, einleitende Grenzgefechte anzusprechen.

Durch die Wegnahme und Besetzung der belgischen Festungen Lüttich und Namur und der französischen Festungen und Sperrforts Longwy, Montmédy, les Ayvelles, Givet (Charlemont),

Digitized by Google

Hirson, Condé sur l'Escaut und die Einschließung von Maubeuge (im Osten durch die Wegnahme des Forts Manonviller) sind unsere rückwärtigen Verbindungen, der Nachschub aller Armeebedürfnisse, auch auf den dem Betrieb wieder übergebenen Eisenbahnen hinter unserem rechten, gefährdetsten Flügel, sicher gestellt.

Die „troué de Belfort", die Lücke vorwärts Belfort, an der die Blicke der offenbar leicht hypnotisierten Franzosen durch die langen Friedensjahre und erst recht bei Ausbruch des jetzigen Krieges, voll Erwartung des Einfalls nach Süddeutschland gehangen haben (ihre Offiziere sollen namentlich auch im Besitz von Karten der Umgebung von Stuttgart gewesen sein), ist von deutschen Truppen verstopft; auch schwere Geschütze haben dort schon ein einleitendes Wort gesprochen.

An dem Ergebnis unserer Siege ändern natürlich auch die von England in Aussicht gestellten Nachschübe nichts. Wenn die Engländer sich von solcher „Brockentaktik" viel versprechen, so beweisen sie damit nur, daß sie europäischer Kriegskunst gegenüber sich nicht auf hoher Warte befinden.

Der fruchtbare Krieg

Von Ulrich Rauscher

In einer Nacht hat sich die Welt von Grund auf geändert. Das Schicksal hat mit der Selbstverständlichkeit, vor der jeder Widerspruch lächerlich wirkt, den Bewohnern Europas Arbeitsgeräte und Spielsachen aus der Hand genommen und ihnen mit der Deutlichkeit, die sich sonst nur vor dem Tode einstellt, gezeigt, wie eitel und künstlich geschaffen ihre Interessen dann sind, wenn es sich um die großen Dinge handelt, die oftmals ein ganzes Leben lang unausgesprochen bleiben oder, wenn sie Worte finden, als Selbstverständlichkeiten, gedankenlos, erwähnt werden. Es geht um die nationale, wirt-

Digitized by Google

schaftliche, geistige Existenz! Das muß zu allem Anfang gesagt werden. Das ist der negative Pol dieses Krieges, während der positive eine gesicherte Friedenszeit sein muß, bereichert um neue Möglichkeiten, die der Kraft unsres Volkes entsprechen und das Glück unseres Volkes steigern.

Solange man den Besitz seines Hauses verteidigen muß, denkt man schwerlich an bauliche Verbesserungen. Wenn die auswärtige Politik sich auf den Urzustand reduziert hat, kann sich auch die innere vor der letzten Primitivität nicht retten. Der Urzustand der äußeren heißt Faustrecht oder edler: Männerkampf, die Primitivität der inneren, die diesem entspricht, aus ihm hervorgeht und ihn zu stützen berufen ist, heißt seelische Einigkeit. Von all den politischen Ueberzeugungen, die aus den entgegengesetzten Richtungen dem Vaterlande dienen sollen, kann eine eiserne Zeit nur den Impuls, die Absicht brauchen: den Willen zum Wohl des Vaterlandes. Da es aber ohne festgefügtes Vaterland keine wirksame innere Politik, also keine Möglichkeit, irgendwelche Ideale zu verwirklichen, gibt, also die Voraussetzung für jede Parteipolitik, diesen organisierten Willen zur Mitgestaltung der inneren Verhältnisse fehlt, ist es für jeden wie immer politisch Denkenden höchste Pflicht, das Seine zum erfolgreichen Ausgang des Kriegs zu tun. Für den, der nicht in der Front steht, heißt diese, über die gewöhnliche Berufsaufgabe hinausgehende Pflicht: den Willen zum Ganzen zu haben. Das was Fichte die Zerstörung des Reichs der (auch parteipolitischen) Selbstsucht nennt.

Ich und wohl viele andere gehören auch jetzt, in dieser gewaffneten Zeit, immer noch zu den Gläubigen und Bekennern des Weltfriedens. Wir haben den Krieg nicht gewollt. Jetzt ist der Krieg da. Wer Augen und Ohren hat, verkriecht sich nicht höhlenmenschlich in eine Theorie, wenn die Tatsachen donnern. Den Kampfpreis kennen wir. Aber auch was die Zeit nebenbei gebiert, hören und sehen wir. Den unleugbaren Zusammenschluß aller Deutschen, der nicht in einem schwächlichen Taumel des Vergessens aller bisher bestandenen Trennungen besteht, sondern in einem

Digitized by Google

Wiederfinden des Gemeinsamen: Deutsche! Die ernste Kraft, die unberauschte Freude, die Hilfsbereitschaft, die radaulose Sicherheit, der Ausgang werde ein guter sein, und gälte es das Letzte zu opfern! Dagegen wiegt haltloses Stammtischgegröhle und das groteske Vordrängen von ein paar Reklamefatzken wahrhaftig federleicht. Man muß ein Narr oder ein Theoretiker sein, wenn man die frische Luft wegleugnen wollte, die seit vier Wochen über Deutschland hinfegt. Ein Erlebnis vermittelt der Masse nur der Krieg: er stellt sie Aug in Aug mit dem Tod. Wer das erlebt hat, kann nicht mehr jede Regung auf sein lumpiges Behagen stellen. Es bleibt etwas von dem wahrhaft königlichen Bewußtsein zurück: Alles ist eitel!

Jeder irgendwie politisch Denkende muß die seelische Stoßkraft des Vaterlandes vermehren, um den Sieg zu sichern. Auch der Friedensapostel darf dankend und jubelnd die Segnungen des Kriegs begrüßen. Das steht mir beides fest und nur Flachköpfe wehren sich dagegen, weil es ihnen widerstrebt, das Richtige zu tun, das diesmal mit der Gedankenlosigkeit der Vielzuvielen zusammenfällt. Versündigen wir uns durch solche Hilfe und solche dankbare Anerkennung an den politischen Idealen, für die wir während des Friedens kämpften und deren Verfechtung uns den Vorwurf undeutscher Gesinnung eintrug? Nein, gewiß nicht. Die ultraradikalen Angstmeier sehen zugleich mit den siegreichen deutschen Heeren eine siegreiche deutsche Reaktion durchs Brandenburger Tor einziehen. Sie weisen mit mahnender Gebärde auf die Zeit nach 1813, nach 1848, nach 1871, auf die Heilige Allianz, die Oktroyierung der preußischen Verfassung, die Sozialistengesetze. Vor allem: Kommt die Reaktion wirklich und bricht sie die Siegel ungeschriebener, heiliger Verträge aus großen Tagen, so werden wir eben kämpfen, mit gedoppelter Wucht und dem ganzen Aufreiz des beleidigten Rechts. Aber ich glaube nicht an ihr Kommen. Der Krieg ist uns ein gerechter Richter gewesen und sein Spruch ist für uns gefallen. Ich will nicht im Einzelnen heute rechten, wo überall das Urteil zu unsern Gunsten lautet. Nur die Be-

Digitized by Google

stätigung, die die Tatsachen im Kernpunkt für uns aussprachen, soll hier stehen: sie sind nicht vaterlandsfeindlich und nicht vaterlandslos, alle, die von dem Gegner so beschimpft wurden, Demokraten und Sozialdemokraten, Elsässer, Polen, Dänen. Wir sind Deutsche, in der Notstunde mit Waffen und Herzen, im Frieden auf unsere, unserm männlichsten Glauben erwachsende Art und Weise. Der Krieg hat für uns gesprochen; wer will wider uns sein? Der politische Kampf, dieser Wellenschlag des Volksmeers, wird nach dem Krieg wieder da sein, aber der Krieg wird unsern Gegnern keine neuen Machtmittel zufügen, die uns nicht auch zu gute kämen.

Aber auch der Vergleich mit den Zeitläuften nach den zwei prinzipiellen Kriegen des letzten Jahrhunderts hinkt. Ich bin nicht der Ansicht Bismarcks, der als genügenden Grund für die Freiheitskriege die Vernichtung der Fremdherrschaft ansah und es als Legende bezeichnete, daß dem Volk damals mit der äußeren auch die innere Befreiung als Ziel voranleuchtete. Sicherlich war eins organisch mit dem anderen verwachsen und ein Volk, das seinem König Thron und Land rettete, wohl berechtigt, nicht dem König „eine in Verfassungsparagraphen zahlbare Rechnung" zu überreichen, sondern gleichberechtigt neben ihm seine Geschicke zu bestimmen. Aber die Zeit konnte wohl einfach nicht mehr leisten. Der loyal-revolutionäre Ursprung des Freiheitskampfes war für deutsche Menschen etwas so unerhört Neues, daß den langsam nachhinkenden „Staatsmännern" der Zeit Verfassungssehnsucht und Einigungstraum, zumal sie noch den Sturm der großen Revolution in den Knochen spürten, als Anarchismus erschien. Der Atem des Jahres 1813 reichte für den Kampf nach außen. Dann kam das Altersasthma der Karlsbader Beschlüsse. 1870 brachte das gewaltige Werk der Einigung, die Errichtung der Burg, ohne sie für alle wohnlich zu machen. Die Gewähr der nationalen Freiheit, ohne die Durchführung der bürgerlichen. Erst im Schutze des sicheren Reichswalles vollzog sich die Organisierung der Massen, bildeten sich die Heere der Empordrängenden, zuerst als verächtliche, dann als gefährliche Reichsfeinde angesehen, durch keine

Digitized by Google

Knebelung im Vormarsch gehemmt, Stellung auf Stellung erobernd, auf weite Strecken Seite an Seite mit bürgerlicher Opposition, der zum Schimpf vaterländischen Apostatentums verhelfend, negierend und aufbauend ... 1914! Der Spuk verfliegt, Gewerkschaftshäuser wandeln sich in Militärlazarette, Haase verkündigt die Annahme der Kriegskredite, Wilhelm II. ruft, er kenne keine Parteien mehr, der Krieg ist da, nicht um die nationale Freiheit (die nur verteidigt, nicht errungen zu werden braucht), nicht um die Einigkeit, sondern um die nationale, geistige, wirtschaftliche Existenz, deren Ausdruck bei einem großen, schöpferischen Volk nicht im Geduldet-Werden, sondern im Selbst-Bestimmen besteht! Wir hätten vielleicht noch lange Jahre so weiterwursteln können, von feindlichen Bündnissen umdroht und im Innern von unsrer eigenen Fruchtbarkeit stranguliert. Der Krieg hätte sich vielleicht ganz vermeiden lassen, wenn unsere Vertreter draußen aus anderm Holz geschnitzt gewesen wären und unsere innere Leitung ein größeres, der Zeit gemäßeres Format gehabt hätten. Doktorfragen! Heut ist eine andere Lösung unser Schicksal und es gibt kein anderes Ziel, als den herzerschütternden Aufwand nicht schmählich vertan sein zu lassen. Der Krieg schafft uns Frieden, den keiner bedrohen darf, und Arbeitsmöglichkeit, was für ein 70 Millionenvolk allein Glücksmöglichkeit heißt. Keine planlose Zusammenraffungspolitik, wie sie Narren heute mit dem einzigen Hilfsmittel einer Landkarte an Biertischen und in Redaktionsstuben treiben, sondern eine Politik, die an die Gefühle und Bedürfnisse von morgen denkt. Deutschland kämpft um den Rang, der seiner kulturellen Stärke gebührt, gegen falsche Größen, die mit Werten der Vergangenheit in der Gegenwart zahlen wollen. Wenn durch ein Naturereignis die Spreu vom Weizen gesondert wird, die Dinge nach ihrem Schwergewicht fallen und tönerne Füße zerbrechen, welcher Deutsche würde im Wert des eigenen Landes den verminderten eines fremden bejammern? Wir wollen keiner andern Nation ans Leben, am wenigsten der französischen, aber wir wollen alles für Leben und Ausleben der eigenen tun.

Digitized by Google

Der Krieg wird unsere innere Politik entgiften und versachlichen. Er wird aber noch mehr tun: er wird uns eine äußere Politik schenken! Nicht mehr die Hanswurstereien, die man Diplomatie nannte und dank denen in Berlin kein Mensch weder die Stimmung der Verbündeten, noch der Lauen, nicht einmal die der Feinde kannte. Belgien, Italien, England, Japan, Rumänien, soviel Namen, soviel lebensgefährliche Fehler der Herrn, die eine Verbindlichkeit nicht von einer Nichtigkeit unterscheiden konnten! Was vom Ende dieses Kriegs an auswärtige Politik heißen wird, muß mit schöpferischer Hand geformt werden. Es gilt ein ganz neues Weltbild zu schaffen, es gilt einem europäischen Gemeingefühl den Atem einzublasen. Wenn sich die Sintflut dieses Kriegs verlaufen hat, muß ein Erwachen wie aus einem hartnäckig widersinnigen Traum über Europa gehen. Haben wir gesiegt, so ist die Macht und die Verantwortung für die neu zu formende Welt unser! Nicht germanisieren, europaeisieren müssen wir! Keine Schwäche und kein Eroberertum! Eins scheint mir klar: was wir an Kolonien brauchen, müssen wir haben; wer sie verliert, hat sein inneres Anrecht auf sie schon verloren; sind sie keine Luxusunternehmungen, sondern einträglich und siedelungsfähig, so wird sich unsere staatliche und parteipolitische Kolonialpolitik mit einem Schlag ändern. Aber auch das neue Reich muß innerhalb lebensvoller, unverstümmelter Staaten liegen. Um all diesen Aufgaben, inneren, äußeren, kolonialen, wirtschaftlichen, gerecht zu werden, braucht das Reich Männer, mehr und andere als bisher. Wer will den Augenblick verpassen, wo die Welt noch einmal wie vor der Schöpfung liegt, wüste und leer? Wo der älteste, belastete Kulturboden noch einmal zur Brache wird? Gewiß, Klassenkämpfe erwachen aufs neue und wir wollen sie auskämpfen! Gewiß, Wirtschaftskämpfe harren der Austragung, Kasten sollen zertrümmert werden, eine Regierung als Geschäftsführerin der Wenigen muß unmöglich gemacht werden! Keiner soll sich seiner Weltanschauung entäußern, aber alle, alle ihr ein kleines Codizill anhängen: die Lust an der kommenden Reichsarbeit! Nichts vergessen, aber das

Digitized by Google

hinzu lernen, daß deutscher Sieg deutsche Weltführung heißt, daß hier nicht mitarbeiten wollen, den deutschen Namen gänzlich den Andern ausliefern und sich selbst in den Schmollwinkel stellen heißt, daß es schon einer Verweigerung oder Vereitelung dieser Mitarbeit gleichkommt, wenn man in der Größe des Reichs nichts wittert, als eine Stärkung entgegengesetzter Mächte. Keine Parteimaschine ist groß genug, um den Krieg als Motor benützen zu können; er zerschlägt sie alle. Aber wer entschlossen seine Wirkungen als gegeben annimmt und sein Weltbild mit ihnen bereichert, der hat es in der Hand, sie zu guten oder bösen zu machen. Nur die, welche das Erdbeben als ihrer Theorie widersprechend ignorieren, werden in die Hölle stürzen.

England und Aegypten

Von Walter Achilles Korn

Der jetzige Krieg lenkt unsere Aufmerksamkeit auch auf die Zustände im Lande des Nils, wo zwar der Khediv Abbas II. als der eigentliche Souverän erscheint, allein in Wirklichkeit regiert dort ein englischer Beamter, der den bescheidenen Titel eines Generalkonsuls und Agenten trägt. Der redet zu den Aegyptern als Herrscher, wohnt den Beratungen der Minister bei, unternimmt Reisen in die Provinzen, erteilt den Regierungsbeamten Befehle, droht und lohnt. Er ist in Wahrheit der Leiter der Geschicke des Landes. Es geschieht also im Pharaonenlande nichts, was nicht die Zustimmung Englands findet.

Im allgemeinen wird Aegypten von eingeborenen Beamten verwaltet; aber an den entscheidenden Stellen oder als „Ratgeber" neben den Stellen, die irgendwie entscheidend zu wirken haben, stehen allenthalben englische Beamte. Sie werden glänzend bezahlt, während die ägyptischen Beamten mit niedrigen Gehältern fürlieb nehmen müssen.

Eine gewisse Komplikation besitzt das Verhältnis Englands und Aegyptens durch den Sudan. Er ist so groß wie Deutschland und Frankreich, dehnt sich von Wadi Halfar bis Gondokoro (1200 englische Meilen), sowie von der Darfur-Grenze im Westen bis an die abessinische im Osten (1000 englische Meilen) aus. Der Sudan ist sehr dünn bevölkert, teilweise auch noch nicht erforscht. Dieses

Digitized by Google

Land war ehedem unter ägyptisch-türkischer Herrschaft; es riß sich jedoch los, bis die Engländer es 1898 wieder eroberten. Das geschah vornehmlich mit ägyptischem Geld und Blut. Die Engländer aber haben den Sudan nicht wieder an Aegypten zurückgegeben, sondern ihn unter eigene Herrschaft gestellt. Und die Sinai-Halbinsel trennte Albion ebenfalls von Aegypten; sie ist dem Gouverneur des Sudan unterstellt worden.

Wie in anderen Ländern der Welt, so hat eine nationale Bewegung sich auch in Aegypten entwickelt. Die einen wollen heute oder morgen von ihren Unterdrückern los, den andern schwebt eine Art Unterhaus vor, das die Kontrolle über die Finanzen ausüben und dem das Ministerium verantwortlich sein soll. Davon wollen die Engländer natürlich nichts wissen. Sie begründen die Fortsetzung ihrer Herrschaft im Nillande vorerst mit dem Hinweis, daß das ägyptische Volk zur Selbstregierung noch lange nicht reif sei. Uebrigens ist der ägyptische Nationalismus kein einheimisches Produkt, sondern das Ergebnis der Berührung mit Europa.

Aegypten, das derzeit 12 Millionen Einwohner zählt, ist heute ausschließlich Agrikulturland. Es besitzt weder Kohlen, noch Wälder, noch Wasserkräfte, ist regenarm oder regenlos. Sein Reichtum beruht auf seinem Export von Agrarprodukten, unter denen die Baumwolle obenan steht. Doch hat letztere einen nicht unbedeutenden Rückzug in der Produktion aufzuweisen. Es gibt aber auch Datteln, Getreide, Zucker, Klee, Tomaten, Gurken, Reis, Zwiebeln und dergleichen mehr; der Boden trägt zwei, ja sogar drei Ernten im Jahre. Allein Aegypten ist nicht immer reiner Agrarstaat gewesen, vielmehr ward dort einstmals auch lebhaft Industrie getrieben. Es gab Spinnerei, Weberei, Papierfabrikation, Lichtzieherei, Waffenfabriken, Schiffswerften, Docks usw. Die Engländer haben dies alles eingehen lassen, weil sie der Ansicht huldigten, daß das Nilland sich zur Industrie nicht eigne, daß es vielmehr infolge seiner ungeheueren Fruchtbarkeit lediglich zur Landwirtschaft geschaffen sei. Nun, wie dem auch sein möge, soviel steht jedenfalls fest, daß die Wirtschaftspolitik Aegyptens nicht von ägyptischen, sondern von englischen Interessen beeinflußt wird. Das Land bleibt so lange ein agrarischer Staat, so lange dort Albion regiert. Auf diese Weise kann England am besten in die eigene Tasche wirtschaften.

Dennoch darf nicht geleugnet werden, daß die Engländer das Pharaonenland aus einem Zustande völliger Zerrüttung und Armut zu einem geordneten Staatswesen gemacht haben, und daß dort der Wohlstand seit 1882 ungemein zugenommen hat.

Die Steuerverfassung Aegyptens ist, abgesehen von den Zöllen, rein agrarisch. Außer einer Grundsteuer werden von jeder Dattelpalme jährlich 2,20 Piaster,

Digitized by Google

das sind 44 deutsche Pfennige, bezahlt. Es gibt weder eine Einkommens- noch Vermögens- noch eine Grundsteuer. Das mobile Kapital ist also gänzlich steuerfrei; an ihm aber sind Engländer außerordentlich stark beteiligt.

Viel läßt im Nillande das Schulwesen zu wünschen übrig. Auf diesem Gebiete herrschen arge Mißstände und die Aegypter behaupten, daß die Engländer das ägyptische Schulwesen ruiniert haben. Nun, jedenfalls ist man im Pharaonenlande von einem wirklichen Volksschulunterricht noch weit entfernt; denn Albion fürchtet, daß er einen gewaltigen nationalen Geist entwickeln könnte.

Das Nilland besitzt eine Armee, die, voran das Offizierkorps, von den Engländern erzogen wird; ihr Kriegsherr ist zwar der Khedive, allein der bekommt seine Soldaten selten zu sehen. Er darf seine Truppen auch nicht inspizieren, hat sich um die überhaupt nicht zu kümmern. So will es Albion und füglich geschieht's. Das unterhält auch seit Jahrzehnten zur angeblichen Aufrechthaltung der Ordnung im Pharaonenlande ein vom ägyptischen Staatssäckel bezahltes starkes Besatzungsheer. Was die ägyptischen Truppen anlangt, so garnisoniert davon ein Teil im Sudan, während hierfür von englischen Offizieren befehligte sudanesische Bataillone in Aegypten stehen. Die ägyptischen Bataillone erhalten aber niemals mehr Munition, als sie dringend nötig haben. Und alle Vorräte sind in der Hand der Engländer. Die trauen den Aegyptern nicht über den Weg. Sie wissen sehr wohl, daß die Gärung im ägyptischen Offizierkorps erheblich ist. Sie tritt jedoch auch im Beamtentum zutage. Sodann sei noch darauf hingewiesen, daß der ägyptischen Geschichte eine nicht unbedeutende Vergangenheit zu eigen ist. Sie bedrohte zweimal, 1833 und 1839, den Sultan in Konstantinopel, und im letztgedachten Jahre besiegte Ibrahim Pascha, der Sohn des berühmten Mehmed Ali, die Armee des Sultans bei Nisib, wenngleich der türkische Feldherr von dem preußischen Generalstabshauptmann von Moltke, dem späteren Feldmarschall, beraten wurde. Daher können die Aegypter gleichsam den Ruhm, Moltke die einzige Niederlage beigebracht zu haben, für sich in Anspruch nehmen.

Im übrigen besteht die Möglichkeit, daß der jetzige Weltkrieg auch die Engländer aus Aegypten herauszwingen könnte, das eine Position darstellt, an der Albions Weltmacht vornehmlich sterblich ist.

Digitized by Google

Landſturmlied

Morgen geht es, lieber Schatz, zu Felde!
Hole mir den Landſturmpack,
In den Beutel etwas hartes Gelde,
Eine Nelke an den Königsfrack.

Denke nicht, ich ſcheide heut für immer,
Weil die Sonne rot herein
Flammt in unſer altes trautes Zimmer,
Denk es nicht, und laß das Weinen ſein.

Weine nicht! komm, bring mir friſche Socken,
Steck zwei Hemden und den Rauchtabak
Und ein Haar aus deinen lieben Locken,
Stecke alles in den Schulterſack.

Lebe wohl, und laß als Schwur dir ſagen,
Daß es dieſer Feinde Brut
An den Kragen gehet, an den Kragen,
Und wir im Sieg berauſchen unſer Blut.

Lebe wohl, und halt die Tür mir offen!
Hüte auch das Kellerfaß,
Bis der Feind ins rote Herz getroffen,
Und ſein Vetter liegt im friſchen Gras.

Glaube, Liebſte, an ein ewig Leben,
Glaube an ein Wiederſehen!
Schönres kann's bei Gott ja nimmer geben,
Als in Not fürs Vaterland zu ſtehn.

Wilhelm Schuſſen

Digitized by Google

Im Feldlazarett

Von Oberarzt d. R. L. Heuß

Aus Feldpostbriefen

(G. K. G.) Endlich habe ich ein Lebenszeichen von Euch bekommen, aber von den früheren Sendungen noch nichts und ich bin deshalb ungewiß, ob Ihr meine zahlreichen Berichte erhalten habt.

Wir sind jetzt glücklich in diesem traurigen Nest seit ein paar Tagen und haben soweit aufgearbeitet und abtransportiert, daß wir nur noch auf den Befehl warten, um der Truppe wieder zu folgen. Wir waren zwei Tage in der Nähe von M. gelegen. Dort waren wir in tiefster Nacht angekommen, nachdem wir am späten Abend in R. einen plötzlichen Ueberfall durch Franktireurs zu bestehen hatten. Wir hatten schon längere Zeit in dem Dorf gehalten, da wir wegen des Kampfes immer noch nicht vorkonnten. Mit Einbruch der Dunkelheit setzte plötzlich aus den Häusern und hauptsächlich aus der Kirche ein tolles Schießen ein. Wir hatten infanteristische Bedeckung, die sofort die Häuser anzündete, die Leute totschoß, während wir dem traurigen Nest rasch den Rücken kehrten. In dem 5 Minuten entfernten L. war zu gleicher Zeit eine Kolonne überfallen worden. Dort hatte es einige Verwundete gegeben, während es bei uns ohne Blutverguß auf unserer Seite abging. Das Nest brannte an allen Ecken und Enden.

Wir marschierten durch die Nacht weiter bis in die Nähe von B. bei M. Unterwegs kamen zahlreiche Gefangene vorbei. Auf unserem Biwakfeld hatte ein Ueberfall von Versprengten der Festung X. stattgefunden, die an diesem Tag gefallen war, auf die erste Kompagnie der ..... Pioniere, die etwas sorglos am Waldrand biwakiert hatte. Die Franzosen kamen in großer Zahl und wollten sich scheinbar ergeben. Unsere Leute hatten die Gewehre zusammengesetzt und dachten an nichts Böses, als die Franzosen plötzlich ein tolles Feuer anfingen. Die Leute konnten größtenteils ihre Gewehre nicht mehr erreichen, sondern ergriffen ihre Spaten und Aexte. Sie haben ihr Leben teuer verkauft. Am andern Morgen wurden 59 Pioniere beerdigt. Die Franzosen, die mit Dum-Dum-Geschossen ausgerüstet waren (ich habe mir eines davon im Koffer aufbewahrt), hatten gegen 150 Tote, alle mit Spaten und Aexten erschlagen, außerdem noch Gefangene und Verwundete. Diese unvermuteten heimtückischen Ueberfälle und Schießereien machen unsere Leute ganz rasend.

Am Tage darauf erhielten wir abends Marschbefehl und sind in der Nacht vom 31. August auf 1. September auf einer Pionierbrücke über die Maas gegangen, wo an diesem Tag ebenfalls blutig gekämpft wurde. Um das Dorf N. war es an der Stelle, wo wir übersetzten, hauptsächlich gegangen. Es brannte

Digitized by Google

lichterloh. Wir haben schwere Verluste dabei gehabt, die der Franzosen sind geradezu entsetzlich. Bei unseren Verwundeten kommt doch immer der weitaus größte Teil davon, während die Franzosen prozentual viel mehr Tote und Schwerverwundete haben, außerdem immer noch eine Unmasse von Gefangenen. Am andern Tag gingen wir in einer kleinen Pause nach N. hinab. Ein großes Dorf mit großer Kirche. Alles auf den Grund zusammengebrannt und geschossen. Nicht ein einziges Haus steht. Die Straßen übersät mit Leichen von Franzosen, darunter auch Frauen und Kinder, die bei der Beschießung des Orts, der vom 117. franz. Infanterie-Regiment besetzt gewesen war, umgekommen sind. Wir haben hier auch einige verwundete Frauen in Pflege. Es ist unermeßlich, was für Werte der Krieg in diesen Gegenden zerstört und in den andern Gegenden mag es nicht besser sein.

Unser Nest steht großenteils noch, nur eine Gasse ist niedergebrannt. Die Leute sind aber auch zu toll. Als wir in der Nacht in dem Dorf ankamen, war auch das Erste, daß geschossen wurde. Wir blieben natürlich auf dem Acker draußen. Am Tag darauf war das ganze Dorf verlassen. Wir richteten unser Lazarett ein und übernahmen die Verwundeten, die in der Nacht und am Morgen hereingebracht wurden. Unter denen, die gleich starben, befand sich auch Leutnant E. aus Gmünd. Ich glaube, daß Du den Vater kennst, es ist doch jammermäßig viel Elend, was uns durch die Hände geht. Die Verluste sind groß und schmerzlich und nur zu ertragen, wenn wir siegen. So sieht es ja nun gottlob aus. Hier bei uns werden die Franzosen überall unter schweren Verlusten zurückgeworfen. Eine große Beruhigung und Entlastung war uns die Nachricht von dem großen Sieg über die Russen. So soll es nur weitergehen. Am meisten Freude macht es ja, wenn die Engländer Hiebe kriegen wie bei St. Quentin. Die dortige deutsche Armee muß schon ganz in der Nähe von Paris sein, wie es hier verlautet. Wenn wir hier in Frankreich fertig sind, ob's dann noch weiter gegen Rußland geht? Hoffentlich sind die dann auch vorher erledigt!

Leider habe ich von den Nachsendungen an Uniform und Wäsche und Stiefel, um die ich Euch so dringend bat, nichts erhalten. Dabei bin ich doch ganz gewiß, daß Ihr den richtigen Weg über das Ersatz-Train-Bataillon eingeschlagen habt. Man empfindet dieses Abgeschnittensein von zu Haus hier doppelt schmerzlich und ich weiß nicht, wie es werden soll, wenn nicht bald der Paketverkehr eingerichtet wird. Gerade wir Aerzte haben teilweise nicht gleich den ganzen Vorrat an Ersatzteilen der Uniform u. s. f. mitgenommen. Ich fürchte, daß das gute Wetter auch einmal zu Ende gehen kann und dann ist unsere Equipierung etwas zweifelhaft. Wenn wir hier Verwundeten helfen sollen, dürfen wir nicht selber krank werden. Versuche alles, um die Sendung so sehr als möglich zu beschleunigen.

Digitized by Google

Ich habe hier einigen gefallenen Franzosen Briefe abgenommen. Es ist doch eine traurige Geschichte; auch bei denen schreiben natürlich die Mütter, Frauen und Bräute voller Angst und Hoffen, daß ihre Angehörigen gesund zurückkehren. Ich habe auf meiner Station einen schwerverwundeten französischen Hauptmann mit einem Bajonettstich in die Lungen, der mich beschwört, ihn zu retten. Er hat am Tage der Mobilmachung Hochzeit gemacht und möchte so gerne wieder nach Hause zu seiner Frau. Wenn er davon kommt, will er mir schreiben; er hat mich um meine Adresse gebeten. Es ist sehr zweifelhaft, ob er seine junge Frau wiedersieht, ich könnte mit solchen Geschichten weitermachen. Die Franzosen, die zunächst alle Angst und ein schlechtes Gewissen haben, sind sehr dankbar, daß wir sie anständig behandeln. Sie sind übrigens alle sehr gut ausgerüstet.

Ein Wiener Roman

Groß ist gerade jetzt das Interesse der Reichsdeutschen an Oesterreich und allem Oesterreichischen. Nie war der Gedanke der Gemeinsamkeit Deutschlands und Oesterreichs so stark wie gerade jetzt. Die literarische Einheit der Deutschen hüben und drüben ist zwar immer gewahrt und anerkannt worden. Aber die Gegenwart bringt uns auch menschlich näher und erlaubt es, auf ein Buch zu verweisen, das so spezifisch wienerisch ist, daß es zu seinem Genusse mehr als literarisches Interesse fordert. Der Wiener hat sich zwar im Reiche immer einer besonderen Liebe erfreut. Freilich war diese Liebe immer mit etwas sehr viel Ueberlegenheit gemacht, sie hatte immer etwas von nachsichtigem Wohlwollen in sich. Wie viel davon berechtigt ist, soll hier nicht untersucht werden. Jedenfalls spielt dabei auch viel Halbkenntnis mit. Das wienerische Volk, nicht die Wiener „Gesellschaft" mit seinen Tugenden und Lastern, in seiner Echtheit und Geschminktheit, in seiner Nacktheit und in seinem Maskengewande, kann man kennen lernen in einem unlängst erschienenen Buche „Töchter, ein Wiener Roman" (Wien, Deutschösterreichischer Verlag). Es hat nichts zu tun mit der Wiener Literatur der Gegenwart, bei der zuerst man an die Namen A. Schnitzler und Genossen denkt. Ja es ist überhaupt zweifelhaft, ob man das Buch mit der „Literatur" in Zusammenhang bringen kann. Der Verfasser, Karl Adolph, hat schon einige gute Wiener Bücher geschrieben. Sicher sind seine „Töchter" das Beste. Er selber ist ein echtes Wiener Kind, aus der Hefe des Volkes entsprungen. Er ist Schriftsetzer und steht sicher, wenn sein letztes Schriftstellerhonorar alle ist, wieder am Setzkasten. Denn ich denke, das Geld sitzt ihm, wie jedem Wiener, locker in der Tasche. Das Wiener Volk kennt er, das Volk der Vorstädte, das Volk des kleinen Mittel- und des Arbeiterstandes und er liebt es, wie jeder sich selber liebt. Und mit dieser Kenntnis hat sich bei ihm eine zwar in ihren Mitteln sehr einfache, aber drastische Darstellungsgabe verbunden. Ich weiß nicht, ob sie „Kunst" ist, aber auf jeden Fall ist sie treueste Natur, strotzendes Leben. Die ans Genialische streifende Schimpflust des Wieners, sein abgeschmacktes Gi-

Digitized by Google

gerltum, seine Freude am „Aufhauen" (Großtun) — das alles schildert er mit behaglicher Breite und plastischer Anschaulichkeit. Aber der Roman will nicht anklagen, er hat auch keinerlei erzieherische Absicht. Er will bloß darstellen. Den Wiener, „wie er ist", will er zeichnen. Unparteiisch. Wenn Adolph die freundlichen Seiten des Wiener Kleinbürgers malt (und er hat so manche bezwingender Art), so sollen doch seine Schattenseiten nicht verschwiegen werden. Der Dichter entschuldigt sie nicht, aber man merkt, daß er sie wohlwollend anschaut: So sind „halt" die Wiener. Seine Ausdrucksweise ist von prächtiger Plastik, so daß man, wenn man den Strich zwischen „höherer Literatur" und ihm gemacht hat, sich schließlich doch sagt: Ist vielleicht dieser saftige Kerl nicht mehr wert als manche zur Zeit „geschätzte" Literaturgröße? Er ist vielleicht ein „ordinärer" Kerl, aber einer, der Stärke und Echtheit in seinen Adern hat.

E. Pernerstorfer

Das patriotische Kino

Es geht auch so. Ohne Max Linder und Moritz Prince und die andern zappelnden Lieblinge aus Paris, die bis zum zweiten August eine schier notwendige Zierde jeder Filmvorführung bildeten. Dem gallischen Hahn der Firma Pathé Frères, der so stolz und herausfordernd von der weißen Wand herunterkrähte, soweit es ihm die Technik gestattete, hat man den Hals umgedreht. Und die letzte Pariser Mode, ehedem das wichtigste Ereignis jeder „Wochenrevue", muß sich in ihrem Stammland Bewunderinnen suchen.

(Wir haben jetzt das patriotische Kino, mit schwarz-weiß-rotem Programm, viel Militärpublikum, dem Flottenlied und den neuesten Siegesdepeschen. Die Kapelle ist um etliche Mann vermindert und der Dirigent (Landsturm ohne Waffe) hat alle Mühe, einen anständigen Tusch herauszubringen. Aber es geht auch so.

Freier Eintritt für die Feldgrauen. Das steigert die Begeisterung und wirkt mehr als (in Friedenszeiten) zwei Dutzend der bestbezahlten Klaqueure. Paris wird gezeigt, aus der Vogelperspektive. Einbringung der eroberten Geschütze, die Feldpost oder: Unsere Truppen in Feindesland. „Hervorzuheben ist, daß viele unserer Offiziere und Soldaten im Film sehr gut zu erkennen sind, und da viele Berliner Soldaten sich in Belgien befinden, dürfte mancher einen guten Bekannten auf der Leinwand wiedersehen." So zu lesen in der Ankündigung eines Berliner Kinotheaters. Krieg und Reklame! Aber es zieht. Man will doch seine Freunde sehen. Gute Aufnahmen vom Kriegsschauplatz, ein Manöver, Flottenparade. Dazwischen Jubiläumsartikel aus dem vergangenen Jahr, ein Kriegsdrama von 1870, in dem Cleving als preußischer Ulan und ein mitleidiges französisches Mädchen die Hauptrollen spielen. Kanonen donnern lautlos. Man überläßt sich willig der Rührung. Da kommt jemand von der Straße, ein bedrucktes Blatt in der Hand. Eine Wolffsche Depesche in kernigem klarem Stil. Hier ist keine theaterhafte Uebertreibung, kein Bluff, kein Theaterdonner. Das ist Wirklichkeit. Ein Sieg ...

Eugen Tannenbaum

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Ote toi, que je m'y mette

Von Georg Gothein, M. d. R.

as kurzsichtige Kabinett, das gegenwärtig die Geschicke Englands leitet, will Deutschland durch den Krieg nicht nur politisch, sondern auch kommerziell aufs Aeußerste schwächen, damit England unbestritten wieder der Versorger der Welt mit Industrieerzeugnissen werde. Frankreich will man großmütig die wenigen Spezialartikel — Seidenwaren, Kunstgewerbe — belassen, allenfalls auch der kleinen Schweiz die ihren, die Vereinigten Staaten von Amerika, die auch heut noch überwiegend Agrarstaat sind, fürchtet man so bald nicht, aber die deutsche Konkurrenz soll vernichtet werden.

Und die Kriegszeit, während der der deutsche Ausfuhrhandel so enormen Erschwerungen begegnet, erscheint ihm besonders geeignet, ihn dauernd auf den Plätzen zu verdrängen, wo er bisher herrschte. Auf ein bischen Verletzung der neutralen Schiffahrt kommt es den Herren Grey und Churchill dabei nicht an. Da aber der Bedarf der neutralen Staaten an Industrieartikeln, die ihnen Deutschland bisher geliefert hat, anhält und der Krieg doch auch einmal ein Ende nehmen muß, so gilt es, sie inzwischen an den Ersatz durch englische Waren zu gewöhnen. Zu diesem Zweck hat das englische Handelsamt Informationsbureaux eingerichtet, in denen Muster deutscher Waren den englischen Industriellen zur Nachahmung überlassen werden und ihnen mitgeteilt wird, zu welchen Preisen, an welche Plätze und an welche Firmen die Deutschen sie liefern. Der kriegführende Staat kann von seinem Gegner nicht die Respektierung des internationalen Patent- und Musterschutzes verlangen; also, englische Industrielle, nützt die Gelegenheit aus: Ote toi, que je m'y mette!

Digitized by Google

Der Gedanke solcher Informationsbureaux ist nicht neu. Die Vereinigten Staaten haben ihn in ihren Handelsmuseen aufs Sorgfältigste ausgestaltet. Herr Dr. Vosberg-Rekow von der selig entschlafenen Zentralstelle zur Vorbereitung von Handelsverträgen, hielt unter Vorführung eines die glänzende übersichtliche Registratur des amerikanischen Informationswesens dokumentierenden Registraturschranks Vorträge vor Exporteuren und Industriellen und mahnte sie der drohenden Gefahr rechtzeitig zu begegnen. Ich bin schon damals — es sind wohl ein Dutzend Jahre her — höchst skeptisch gegen den wundertätigen Schrein gewesen und habe das kühl dargelegt. In Amerika haben weder die Handelsmuseen, noch der ingeniöse Registraturschrank die prophezeiten Wunder für Hebung der Fabrikatausfuhr gewirkt und bei uns hat sie ohne solche Mittelchen einen glänzenden Aufschwung genommen.

Der Versuch der Vereinigten Staaten konnte nicht den erwarteten Erfolg haben, weil diese eben den Schwerpunkt ihrer Ausfuhr in agrarischen Produkten: Baumwolle, Weizen, Mais, Mehl, Kleie, Pflanzenölen, Oelkuchen, Baumwollsaatmehl, Tabak, Harzen, Fleisch und Vieh, sodann in industriellen Halbfabrikaten: Kupfer, Blei, Silber, Mineralölen, schließlich in einigen Spezialitäten arbeitsparender Maschinen haben. Aber mit wenigen Ausnahmen decken sie in den verfeinerten Industrieerzeugnissen nicht entfernt ihren eigenen Bedarf. Da sie ohnehin Mangel an Arbeitskräften haben, verwenden sie diese am zweckmäßigsten da, wo die höchsten Werte damit erzeugt werden können; das sind nun mal die Urproduktionen auf landwirtschaftlichem und mineralischem Gebiet und die ihr nächsten Verarbeitungsstufen. Die hohen industriellen Schutzzölle haben an dieser Grundtatsache wenig geändert.

In England liegen die Verhältnisse wesentlich anders: Die Agrarproduktion tritt ganz zurück; sie deckt nur einen Bruchteil des Eigenbedarfs; ihre Ausfuhr beschränkt sich auf Stammbaumvieh. Eine um so größere Rolle spielt dagegen die mineralische Urproduktion. Infolge der günstigen Lagerungsverhältnisse der

Digitized by Google

englischen Steinkohlen und der Lage der Gruben nahe den Seehäfen ist die englische Steinkohlenausfuhr weitaus größer als die irgend eines andern Landes; und sie ist das größte Verfrachtungsobjekt der englischen Schiffahrt, deren riesige Ausdehnung zum großen Teil darauf beruht. Von der Tonnage der Welthandelsflotte von rund 32.5 Millionen Registertons nimmt die Englands und seiner Kolonien mit 13.83 Millionen Tonnen 42.5 Prozent, von der Gesamtdampferhandelsflotte von 24.64 Millionen Registertons mit 12.04 Millionen Tonnen fast die Hälfte ein. Noch stärker ist England am Schiffsbau beteiligt; fast zwei Drittel der Neubauten von Seedampfern im Jahre 1912 (1.6 Millionen Registertons von 2.456 Millionen) entfielen auf englische Werften; dabei findet auf diesen noch ein sehr erheblicher Bau von Kriegsschiffen für fremde Rechnung, ganz abgesehen von denen für eigene statt. Der britische Schiffbau alimentiert wiederum in kolossalem Maße die Eisenindustrie, die zwar heut weit hinter der amerikanischen und der deutschen zurückbleibt, aber — nachdem das englische Eisenbahnnetz ausgebaut ist — für die Ausfuhr von um so größerer Bedeutung ist; um so mehr, als sie sich vielfach mit der Verfeinerung deutschen Halbzeugs befaßt, das ihr der deutsche Stahlwerksverband billiger liefert, als den reinen Walzwerken des eigenen Landes.

Eine weitere Industrie, in der England die aller andern Länder übertrifft, ist die Spinnerei — insbesondere die feiner Garne. Und die Entwicklung der englischen Spinnerei hat dazu geführt, daß England die Welt mit Spinnmaschinen versorgt. Schiffsmaschinen, Spinnmaschinen, Lokomotiven und Lokomobilen und gewisse landwirtschaftliche Maschinen sind im Wesentlichen die großen Exportartikel der englischen Maschinenfabrikation. Aber es sind meistens Typen, die ausgeführt werden, die wegen ihrer Massenherstellung billig geliefert werden können. Die unendliche Vielseitigkeit des Deutschen hat der englische Maschinenbau nicht; ihm fehlt zum guten Teil jenes intensive Hand- in Handarbeiten zwischen Wissenschaft und Technik, dem die deutsche Industrie

Digitized by Google

zum vielleicht größten Teil ihre Erfolge verdankt — die wissenschaftliche Durchbildung unserer Ingenieure, die Mitarbeit in den Laboratorien der technischen Hochschulen und Universitäten seitens der hervorragendsten Vertreter der technischen und naturwissenschaftlichen Wissenschaften. Darauf beruhen die staunenswerten Erfolge unserer chemischen Industrie, der Elektrotechnik, des Automobil- und Flugzeugbaues, des Instrumentenbaues und der Feinmechanik, unserer Keramik und Optik, ebenso wie der Kautschuk-, Leder- und Pelzwarenindustrie, die auch der Mitarbeit der Chemiker nicht entraten können.

Selbstverständlich hätten wir diese hohe Stufe der Technik nicht erklimmen können, wenn wir nicht einen hochintelligenten gewissenhaften Arbeiterstand besäßen; den besitzt England in seinen Hauptindustrien zweifellos auch. Aber der leistet eben Hervorragendes in seiner Branche, in der vom Vater auf den Sohn vererbten Arbeitsverrichtung, er ist gewissermaßen konservativ; ihm mangelt die größere Anpassungsfähigkeit des Deutschen.

Wie denkt sich nun der Leiter des englischen Handelsamts den Ersatz der deutschen Fabrikate durch englische, z. B. auf dem Gebiet der Maschinenindustrie? Da wird z. B. von einer deutschen Fabrik eine Spezialität in verschiedenen Größen gebaut. Dem englischen Fabrikanten wird ein Exemplar vorgeführt, mühsam werden sämtliche Teile abgezeichnet, Modellzeichnungen und für die Gußstücke die erforderlichen Modelle angefertigt; es soll wirklich mit vieler Mühe und unter Aufwand von unverhältnismäßig viel Arbeit und Kosten gelingen, ein dem deutschen einigermaßen gleichwertiges Fabrikat zu erzielen; darüber aber vergeht Jahr und Tag; die dazu nötigen Bearbeitungsmaschinen müssen auf diese Fabrikation eingestellt werden und darüber muß der englische Fabrikant inzwischen die Herstellung der Maschinen vernachlässigen, in der seine Arbeiter geübt sind und Gutes leisten. Und kann der Engländer die eine Größe nachahmen, ist noch nicht gesagt, daß er die richtigen Abmessungen bei allen andern trifft; das geht

Digitized by Google

ohne Fehlschläge nicht ab und verfehlte Maschinen verstimmen den Abnehmer; der bleibt lieber bei seinem alten Fabrikanten.

Mit dem Nachahmen ist es aber nicht getan; es bedarf ständigen Fortschreitens und dazu ist jenes Handinhandarbeiten von Technik und Wissenschaft notwendig, wie nur Deutschland es kennt.

Nehmen wir einen ganz fern davon liegenden Industriezweig. Die Lederindustrie: Die Fabrikationsgeheimnisse der Fabrikanten der feineren Ledersorten: Lack- und Glacé-, Sämisch- und Maroquinleder und wie die Sorten alle heißen, in derem Besitz unsere großen deutschen Fabrikanten sind, lassen sich vom englischen Nachahmer vielleicht in Jahrzehnten nicht so herausbekommen, um auch nur ein halbwegs gleichwertiges Fabrikat herzustellen. Für die Verarbeitung dieser Leder zu feinen Lederwaren: Brieftaschen, Geld- und Handtaschen, Gürtel 2c. fehlt es aber in England an den gelernten Arbeitern. Es ist eine naive Auffassung, daß man diese aus der Erde stampfen könne. Und wie in dieser, liegt es in den meisten andern Verfeinerungsindustrien.

Eine der Hauptursachen des Siegeszugs der deutschen Industrie auf dem Weltmarkt liegt in der Tüchtigkeit des Geschäftsreisenden; darin, daß sie nicht nur die Sprache ihrer Kunden beherrschen, sondern sich auch in ihre Gewohnheiten und Bedürfnisse einleben und sie befriedigen. Diese Anpassungsfähigkeit geht dem englischen Geschäftsmann ab und sie ist ihm auch nicht während eines Krieges anzuerziehen.

Aber selbst, wenn all das der Fall wäre, wenn Industrie und Handel all diese Schwierigkeiten überwinden könnten, wo sollte England die Menschen hernehmen, die an Stelle von Deutschland die Welt mit Industrieartikeln versorgten? Deutschland zählt 68, Großbritannien und Irland nur 46.5 Millionen Menschen; ersteres vermehrt sich jährlich um 1.36, letzteres nur um 0.87 Prozent. Die Arbeiter, die in England die bisher von Deutschland exportierten Waren herstellen sollen, müssen ihrer bisherigen Arbeit weggenommen werden; dadurch entsteht an anderer Stelle ein

Digitized by Google

Produktionsdefizit. Und das ist um so größer, als die Arbeiter bei der neuen Beschäftigung weniger leisten, als in der alten, in der sie geübt waren. Je größer die weltwirtschaftliche Verflechtung, um so größer die internationale Arbeitsteilung.

Die Welt kann die deutsche Arbeit nicht lange entbehren; auch England nicht, und seine Geschäftswelt, die unter den Wirren des von Sir Edward Grey frivol heraufbeschworenen Weltkrieges aufs Schwerste leidet, wird je länger, je energischer den Frieden fordern. Sie wird sich nicht lange mit dem Gaukelbild der Vernichtung der deutschen Konkurrenz etwas vortäuschen lassen, was jeder wirtschaftlich Denkende als eine Lächerlichkeit empfindet.

Ludwig Frank

Von Albert Südekum, M. d. R.

Im wilden Kampf, Mann gegen Mann, ringen Millionen um das Schicksal der Völker. Schwade um Schwade mäht der Tod mit seiner furchtbaren Sichel nieder. Aus tausend Wunden blutet das Vaterland. Dürfen wir da um Einen klagen? Ja. Denn sein Tod bedeutet, wie sein Leben, mehr als das so vieler anderer, weil das Schicksal in ihm auf erhöhten Platz einen Mann gestellt hatte, der als Führer und Retter für viele vorbezeichnet war.

Keiner von uns, der nicht wie Schultze-Gaevernitz das pathetisch klingende und doch ganz natürliche Wort auf den Lippen und im Herzen hätte: „Wäre ich statt seiner gestorben!“

Ludwig Frank ist unersetzlich. Ich schweige von dem, was an dem herrlichen Menschen seine Freunde verloren haben. Eltern legen den Sohn, Brüder den Bruder mit der stillen Zähre wortlosen Jammers in die Grube. Freunde verbergen schamhaft die bittere Träne.

Nur etwas über den Politiker Frank.

Digitized by Google

In dem letzten Brief, am Tag seines Abmarsches ins Feld, schrieb er mir, er habe in den anstrengenden, aber wohltuenden Wochen seiner militärischen Wiederauffrischung manche Stunde ruhigen Nachdenkens gehabt und oft darüber gesonnen, was denn nach dem Kriege in Deutschland werden solle. So tief innerlich von der Frage beherrscht, die uns jetzt alle bewegt, deutete er zugleich die Lösung an, indem er hinzufügte, daß nach seiner Meinung in diesem Kriege die Grundlagen zu einem unabsehbaren Fortschritt in unserm Vaterlande gelegt würden. Dieses gegen krächzende Unglücksraben, die mit der ihnen eigenen Prophetensicherheit voraussagen, daß ein siegreicher Krieg ein „Unglück" für das deutsche Volk sein werde, weil er eine ungezügelte Vorherrschaft reaktionärer Kräfte schaffen werde; siehe 1815 usw. Vor solchen unklaren Verallgemeinerungen bewahrte Frank das scharfe realpolitische Urteil, das, in der marxistischen Lehre gebildet, die bloß relative Bedeutung landläufiger Schulmeinungen längst und klar erkannt hatte.

Der Brief, den ich eben erwähnte, enthielt nichts von seinem politischen Zukunftsprogramm, sondern vertröstete auf die Stunde des Wiedersehens, nach dem Kriege. Aber ich weiß aus unseren Gesprächen am 3. und 4. August, wie er sich die Grundzüge der Zukunft dachte. In den letzten Jahren unseres gemeinsamen politischen Lebens hat es nie einen so vollkommenen Zusammenklang der Meinungen zwischen uns gegeben, als in diesen letzten Tagen. Jede Stunde brachte uns in ungestörter Denkharmonie näher, und die Wurzel dieses Verstehens lag in dem gemeinsamen Gefühl, daß alles bis dahin Geschehene nur Vorbereitung sei. So war Frank: das Haar begann ihm zu ergrauen, auf der Stirn gruben scharfe Linien ihre Spur, aber er blieb jung, weil er wußte, daß die große Arbeit seines Lebens noch vor ihm lag, die große Arbeit, der sein rastloses Streben nach Selbstvervollkommnung galt.

Ludwig Frank sah den 4. August als eine Wende in der inneren und äußeren Politik Deutschlands an und bekämpfte schon am

Digitized by Google

gleichen Tage die Meinung, daß irgend eine Partei, irgend eine Regierung nach dem Friedensschlusse die Fäden da wieder aufnehmen könne, wo sie am Abend des 3. August liegen geblieben waren.

Der ökonomische Gegensatz zwischen Arbeiter und Unternehmer kann durch den Krieg nicht aus der Welt geschafft werden. Die auf wirtschaftlichen Tatsachen aufgebaute Klassenscheidung des Volkes verschwindet nicht. Aber die heroische Solidarität, die das ganze Volk in schwerster Not, auf dem Schlachtfelde und hinter der Front, in einem gewaltigen Aufschwung geeint hat, läßt doch außer den vielen törichten Aeußerungen kleinlicher Gehässigkeit auch viel von den Schlacken und dem Rost früherer Zustände und Anschauungen dauernd verschwinden. Die formale Gleichberechtigung der Massen des Volkes, namentlich in Preußen, so meinte Frank, ist jetzt zur Selbstverständlichkeit geworden; die materielle Besserstellung der Minderbemittelten und erst recht der Unbemittelten ist eine unabweisbare Pflicht der Gesellschaft gegen ihre Erretter; die Oeffnung der Bildungsschätze unserer Nation für alle, die bildungshungrig sind, ist eine Folgerung aus dem Geschehenen und eine Sicherung für die Zukunft.

Politische Ideen finden ihren Ausdruck in Gesetzen, Gesetze ihre Anwendung durch die Verwaltung. Also muß die Sozialdemokratie ihren ganzen möglichen Einfluß auf die Gesetzgebung zunächst ausüben und, ohne daß sie von ihrem Wesen als politische Organisation der Arbeiterklasse irgend etwas Entscheidendes aufzugeben brauchte, die von ihr abhängenden Vorbedingungen dieses Einflusses entschlossen und mit rückhaltloser Ehrlichkeit zu schaffen verstehen. Dann aber muß sie weiterhin auf dem so geöffneten Felde der Verwaltung und Selbstverwaltung in ungebrochener Schaffenskraft und mit voller Eingabe an ihr großes Ziel wirken. Die zahllosen Aufgaben, vor denen unser Volk nach einem siegreichen Kriege stehen wird, erheischen das Aufgebot des letzten Mannes, die Entfesselung der lange zurückgehaltenen und bisher so arg mißachteten Volkskraft. Dann muß und wird sich zeigen,

Digitized by Google

was in der deutschen Arbeiterschaft und in der deutschen Sozialdemokratie steckt.

Und als ihm in der Unterredung ein besorgter Freund die Bemerkung entgegenhielt, daß sein Rat, seine Kraft bei der Neugestaltung der Dinge unerläßlich sein werde, daß er mit seinem freiwilligen Eintritt in die Reihe der aktiven Kämpfer vielleicht ein falsches Opfer bringe, da entgegnete er in heiterer Ruhe das sein ganzes Wesen offenbarende Wort: „Einer muß die Fundamente gesehen haben."

Nun ist er selbst ein Stück des Fundaments geworden, auf dem wir den Bau des neuen Deutschlands errichten wollen, errichten müssen.

Die Unbrauchbarkeit der französischen Kolonialarmee im heutigen Krieg

Von Max R. Funke

(Nachdruck verboten!)

Noch im vergangenen Jahr wollte Frankreich seine Kolonialarmee in einem europäischen Krieg nicht anwenden, weil sie für die nationale Verteidigung des Landes zu gefährlich erscheint. Umso mehr ist man heute erstaunt, wenn die Franzosen bei ihrem Engagement ihre gesamte Kolonial-Truppenmacht heranziehen. Eine Ausnahme bildet jedoch die Verwendung der Fremdenlegion an der Ostgrenze, weil sie meist aus germanischen Elementen besteht.

Vom Standpunkt des Avancements, Auszeichnungen und Pensionierung genießen die Kolonialoffiziere dieselben Rechte wie ihre Kameraden der Nationalarmee. Gewisse Kreise in Frankreich haben der Regierung angeraten, die Kolonialmacht stark zu vermindern, infolgedessen eine sehr große Zahl von Kolonialoffizieren überzählig werden. Sie der Nationalarmee anzureihen, dürfte die Offizierskrise in Frankreich noch kritischer gestalten.

Mit Recht bekämpft man in Paris die Kolonialtruppensendungen nach Algier, besonders die der Fremdenlegion. Keine Europäer sollen es sein, welche die Zuaven vertreten, denn man würde auf der einen Seite das verlieren, was

Digitized by Google

man auf der anderen Seite gewinnen wird; ja der Verlust würde größer sein, als der Gewinn. Nur die Senegal-Neger können die Zuaven in Algier besser vertreten als europäische Soldaten. Indeß will Frankreich für alle Fälle zu Kolonialexpeditionen eine europäische Brigade zur Verfügung haben, deshalb unterhält man heute 8 Regimenter auf Kriegsfuß, das sind 12 000 Mann, die in Frankreich für koloniale Dienste zur Verfügung stehen. Diese Fusion der kolonialarmee ist in sich nicht zu verurteilen, doch scheint sie für die nationale Verteidigung des Landes zu gefährlich. Zukünftighin werden die französischen Kolonialtruppen in Nordafrika durch Senegal-Neger nämlich nach englischem Muster zu einem Drittel Europäer ersetzt, während die französischen Kolonialtruppen und die Zuavenregimenter in Frankreich selbst stationiert werden.

Deshalb werden 6 Regimenter zu je vier Bataillonen auf Kriegsfuß zu Toulon, Marseille und Paris gehalten. Zwei Regimentsstäbe zu je vier Bataillonen liegen, das eine in Toulon, das andre in Marseille und die anderen beiden Regimenter zu je 3 Bataillonen in Paris. Die Offiziere wie Unteroffiziere dieser Regimentsstäbe nehmen lebhaften Anteil an den Uebungen, Manövern und Kriegsspielen der benachbarten Brigade. Somit ist ihre militärische Instruktion gewährleistet. Was nun die sechs aktiven Regimenter zu je vier Bataillonen anbetrifft, so bildet jedes von ihnen bei der Kriegsmobilisierung zwei Regimenter, bestehend aus zwei aktiven Bataillonen und einem Reserve-Kolonialbataillon.

Bei der Kriegsmobilisierung im August 1914 gingen von jeder Kompagnie zu 200 Mann der sechs Regimenter 80 Mann jeder Regimentsstabkompagnie und Reservekolonialbataillon in die Südtruppen über. Die noch verbleibenden 120 Mann jeder Kompagnie umfassen die Reserven. Die 32 aktiven Kompagnien jeder Brigade überlassen mit einem Offizier und einem Adjutanten ein Peleton von 80 Soldaten zu 16 Kompagniestäben und zu vier Bataillonen — das sind 16 weitere Kompagnien — Kolonialreserven. Jede Brigade bildet eine Division von je vier Regimentern.

24 Kompagnien der Pariser Brigade, die aus 32 aktiven Kompagnien besteht, stellen je 80 Mann zu 24 neuen Kompagnien der beiden Regimentsstäbe auf, ebenso die verbleibenden acht Kompagnien je 40 Mann zu 16 neuen Kolonialreservekompagnien. Diese Brigade mobilisierte am 2. August sechs Regimenter, zu denen die fünften Regimenter der beiden Südbrigaden beigezogen worden sind. Die Kolonialarmee hat an die deutsche Grenze 16 Regimenter ausgebildeter Wehrleute geworfen. Nach gleichem Prinzip bildet die koloniale Artillerie sechs mobilisierte Regimenter. Infolgedessen umfassen die kolonialen Streitkräfte Frankreichs zwei Armeekorps, die heute gegen Deutschland ausgespielt werden.

Digitized by Google

Das Problem der französischen Kolonialarmee berührt Fragen kompliziertester Art, mit deren Lösungen sich verschiedene französische Staatsmänner beschäftigt haben, als sichere Beweise, daß nicht ein einziger die Kolonialarmee im Falle eines europäischen Krieges für absolut vollkommen erklärt.

Die Rolle der Kolonialarmee besteht darin, die Kolonien zu verteidigen, oder was öfters vorgekommen ist, zu besetzen und Frieden zu stiften. Jede Kolonie hat ihr autonomes Heer und nur die Depots, die auf Kriegsfuß gehalten sind, liegen in Frankreich, und sind jeder Zeit bereit in den Krieg zu ziehen. Einige französische Schutzstaaten verfügen über weiße Truppen, wie Algier und Tunis, die aber in den übrigen Kolonien, welche in den Tropen liegen, sich sehr schlecht akklimatisieren. Aber neben den weißen Truppen verfügen die französischen Schutzstaaten noch über 45 000 eingeborene Soldaten, die von französischen Offizieren und Unteroffizieren eingedrillt werden. Die Eingebornen stellen sich in 3 Jahrgängen, 18., 19. und 20. Jahr unter die Fahnen und dürfen vor vollendetem 20. Jahr ihre Länder nicht verlassen. In allem bildet die französische Kolonialmacht mit ihren Reserven, wenn sie gut gedrillt und geführt wird, eine sehr mächtige Kolonialarmee.

Am 2. August mobilisierten sich allein 80 000 ausgebildete Wehrleute, die in Frankreich ansässig sind, verstärkt durch die aktive Kolonialarmee um 20 000. Zu dieser Truppenmacht hat man noch die sogenannte „Schwarze Armee" von 200 000 Berbern aus Algier und Marokko hinzugezogen und Frankreich hofft nun mit diesen beiden Kolonialarmeekorps der deutschen Kriegsmacht für längere Zeit ein kleinwenig Widerstand entgegenzusetzen.

Wider die moralische Sentimentalität

Von Arthur Bonus

Der Krieg, bevor er noch ausgebrochen war, die bloße Kriegserklärung, hatte schon ganze Dutzende von Sentimentalitäten niedergebrochen und hinweggeschwemmt, kaum, daß man ihnen nachsah.

(Wer hätte im Durchschnittspublikum während der Friedenszeit daran gezweifelt, daß „unnützes Blutvergießen" wie die Verteidigung von Kiautschau, unter allen Umständen gemieden werden müsse. Der Kriegshauch, der durchs Land geht, hat uns im Handumdrehen verständlich gemacht, daß kein Stück deutschen Landes in der ganzen Welt billig verkauft werden darf, wie sehr uns auch das Herz brennt im Gedanken an die Geopferten.)

Digitized by Google

Eine Sentimentalität sind wir leider nicht losgeworden bisher, in die sich alle anderen hineingeflüchtet haben, die alle überbietet, umfaßt, ersetzt: die moralische.

(Es ist natürlich nicht Zartheit gemeint, wenn Sentimentalität gesagt wird! Sittliche Zartheit und moralische Sentimentalität sind Gegensätze.)

Unsere Zeitungen sind von oben bis unten gefüllt mit Entrüstung über die schon jahrelangen heimlichen Abreden unsrer Feinde, über die Völkerrechtsverletzungen der Engländer und Franzosen, über die Schandtaten der Franktireurs. Wir wollen versuchen, uns klar zu werden über den Wert dieser Entrüstung.

Die Diplomatie ist der Krieg im Frieden, und der Kriegszustand steht außerhalb der bürgerlichen Moral. Im Grunde ist das eine Selbstverständlichkeit, da die Staaten, um deren Verkehr es sich in der Diplomatie handelt, ja (noch) nicht Bürger einer höheren Einheit sind. Die staatsmännische Kunst ist ihrem Wesen nach noch immer machiavellistisch, wenngleich (natürlich) mit denjenigen Einschränkungen, die den völkerrechtlichen Fortschritten in der Kriegführung selbst entsprechen. Will man diese staatsmännische Sondermoral bekämpfen, so muß man den jetzigen Zustand der abendländischen Staatenverhältnisse zu einander bekämpfen. Man muß etwa — mit einigen der Edelsten in den germanischen Völkern von Carlyle bis Björnson und neuere — für eine germanische Vereinigung wirken, der dann das übrige Abendland sich angliedern würde. (Bei dieser Gelegenheit zur Erklärung vieler Mißverständnisse: die meisten europäischen Sprachen verstehen unter dem Wort germanisch einfach: deutsch und verwechseln daher den Pangermanismus mit seinem äußersten Gegensatz, dem partikularistischen Alldeutschen.) Oder man mag mit Ueberspringung dieser germanischen Stufe gleich an die direkte Versöhnung und Verbrüderung der abendländischen Rasse denken, zu der jener Pangermanismus selbst die Einleitung sein wollte. Man mag diese Gedanken so laut und so feurig, als man will, vertreten und verkündigen — aber solange sie nicht durchgedrungen sind und in festen Einrichtungen Gestalt gewonnen haben, solange bleibt die Politik der Krieg, und ein Staat, der in dem Maße, wie unsre Zeitungsschreiber es von Deutschland-Oesterreich behaupten, weißer Unschuldsengel ist, wäre einer Truppe zu vergleichen, die in einen Hinterhalt fällt, und die man bedauert, ohne doch ihre Ehrlichkeit und ihr rührendes Vertrauen zu loben.

Jener Zustand der Ehrlichkeit zwischen den Staaten ist ein Zielgedanke, den wir verkündigen und dessen Verwirklichung wir vorbereiten mögen, aber er ist kein Maßstab zur Beurteilung gegenwärtiger Verhältnisse.

Und dann die Franktireurs. Die Maßregeln gegen sie sind die denkbar schrecklichsten. Man vergegenwärtige sich, daß um einiger Schuldigen willen ganze

Digitized by Google

Ortschaften vernichtet werden müssen mit Mann und Maus. (Denn zu einer wirklichen Untersuchung ist ja in den seltensten Fällen Möglichkeit und Zeit.) Das ist notwendig, und damit begnüge man sich. Das moralische Gezeter über diese Leute, die im Augenblick, daß ihr Vaterland überrannt wird, sich seelisch nicht mehr in der Lage finden, die Mittel zu wählen, mit denen sie das Vaterland verteidigen wollen, ist kleingeistige Sentimentalität.

Es wäre sehr wunderlich, wollte man behaupten, daß hinter der großen sittlichen Entrüstung, die unser Volk erregt, nichts eigentlich Sittliches stecke: Das Gegenteil ist der Fall. Eben darum muß man sich hüten, sie falsch zu deuten, aof Kleinliches zu beziehen und so ihrer Kraft zu berauben.

Alles Natürliche kann sittlich empfunden werden (und in gewisser Weise nur das Natürliche). Denn alles ist unterwegs, und auf Richtung und Bewußtsein des Weges kommt es an.

Unsre sittliche Entrüstung bezieht sich darauf, daß ein Volk von so starkem und so gerechtfertigtem Kraftgefühl wie das unsre durch ein heilloses Abwürgungsverfahren der drei Kapitalmächte eingeschnürt und an der Freiheit sich zu äußern gehindert war. Diese nun schon über ein Jahrzehnt fortgehende und von Jahr zu Jahr weniger den wirklichen Kräften entsprechende Einschnürung war nicht mehr auszuhalten. Sie allein würde genügt haben, selbst einen Angriffskrieg zur Befreiung aus unmöglicher Lage zu rechtfertigen.

Es kam aber ein anderes hinzu, um die Empörung so hoch aufflammen zu lassen, wie wir es erlebt und empfunden haben: Wir wiesen den Gedanken der gewaltsamen Befreiung, zu der wir ein Recht gehabt hätten, weit von uns. Wir unterdrückten den Willen zu ihr. Gerade unser Kraftbewußtsein gab uns das Recht zu solcher männlichen Geduld: wir sagten uns: wir werden uns dennoch durchsetzen. Diese Geduld wurde von den Einkreisungsmächten wiederholt bis an die äußerste Grenze angespannt. Wir richteten inzwischen unsre ganze Kraft auf friedliche Arbeit, und hatten gerade durch die fortwährenden Quertreibereien der Ringstaaten ein sehr lebhaftes Bewußtsein von diesem unserem Willen zum Frieden.

Damit stimmte auch unsre als solche uns meist unbewußt bleibende innerste Tendenz. Ein jedes starke Volk hat eine unendliche Tendenz in sich. Sie kann sich unter Einwirkung der Erinnerung an antike Vorgänge zum Imperialismus entwickeln und wird fast immer, wo sie merkbar wird, als Imperialismus mißverstanden. Wirklicher Imperialismus, das heißt das Streben zur Unterwerfung möglichst der ganzen Welt, wird diese Tendenz auch wirklich regelmäßig auf romanischem und slavischem Boden. In unserm innersten Herzen und Gewissen, im Herzen und Gewissen des germanischen Stammes überhaupt, hat jene unendliche Tendenz diese im eigentlichen Sinn imperialistische Richtung

Digitized by Google

nie. Das kann und muß mit äußerster Bestimmtheit ausgesprochen werden. Ueber die ganze Welt hin sind alle germanischen Staaten lockrer oder fester als Staatenbünde oder Bundesstaaten organisiert, (kein romanischer oder slavischer). Selbst die englische Weltherrschaft hat nur fremden Rassen gegenüber imperialistischen, sonst Bundesstaats-Charakter. Die französische Tendenz ist durch die Volksideale Ludwig den Vierzehnten von Gottes Gnaden und Napoleon festgelegt. (Sehr mit Recht läßt Balzac in den „Geheimnissen der Prinzessin Cadignan" einen Hinweis auf die — Saint Pierresche — Idee einer europäischen Republik das Geständnis vorausgehen, daß seinen Landsleuten mehr als alles andre die glänzende Regierung eines einzelnen zusage.) Die vereinzelten Weltstaattheorien, die in diesem Volk auftauchten, dem Volksgeist fremd, sind Ausflüsse des mathematischen und moralistischen, technisch-konstruktiven Interesses dieses Volkes, desselben Interesses, das den Menschen als Maschine aufzufassen lehrte. Die germanische Idee des Staatenbundes hat, auch wenn sie auf die Weltorganisation angewandt wird, eine genau entgegengesetzt gerichtete Wurzel wie Spitze. Sie ist hervorgewachsen aus derselben Idee, die in der germanischen Reformation ans Tageslicht stieg. Aus der Idee der Selbstverantwortung und Selbstbestimmung. Wie dort der Einzelperson, so hier der Volkspersönlichkeit. Es ist die Idee, die Herder dann auf das Völkerleben ausdrücklich und tiefsinnig anwandte. Sie schließt den Nationalismus nicht nur ein, sondern ruht erst auf ihm. Genau in demselben Sinn, in dem die Achtung für fremde Persönlichkeit nach deutscher Auffassung auf der Selbstachtung ruht.

Dem entsprach alle diese Zeit hindurch unser Bewußtsein. Dem entspricht von alters unsre Kultur, dem entspricht auch die neueste bei uns. Es gibt kein Volk mit herzlicherem Verständnis für alle fremde Eigenart. Und das ist nicht ein Mangel, wie man uns mitunter einreden will, unsre ganze lange Kulturentwicklung in ihrer ganzen Breite und Tiefe damit verdächtigend, sondern es ist recht und urtümlich deutsch. Was man uns dafür empfiehlt als gereinigtes Deutschtum, das ist gerade undeutsch, ist nichts als trübe Nachahmung des romanischen Patriotismus, unsrer viel höheren Stufe unwürdig.

Für den kulturellen Zustand dieser unsrer Stufe gibt es Krieg nur als letztes Auseinandersetzungsmittel, unter Umständen mit dem Ziel der Vernichtung eines allzu hartnäckigen Gegners, nie mit dem der Unterjochung. So hat sich unsere Politik für die offene Türe eingelegt und ist nicht müde geworden, Frankreich, Rußland und England Gelegenheiten zur Versöhnung zu bieten. Englands Stimmung gegen uns wurde giftig, gerade weil unsre Ueberzeugung von der Selbstbestimmung der Völker den englischen Ueberfall auf die Buren und die Vernichtung der burischen Freiheit als das empfinden und bezeichnen

Digitized by Google

mußte, was es war. Selbst die kleinen Stimmungsschwankungen im Verhältnis zu Italien bezogen sich auf etwas derart: seinen Angriffskrieg gegen die Türkei.

Dennoch dieses ruhelose Hetzen seit einem Dutzend Jahren, dieses Verlegen aller Wege ins Freie, diese immer offene und frechere Gegenwirkung in aller Welt, dieses immer unverschämtere Anziehen der serbischen Daumschraube — wenn eine so auf die Folter gespannte Geduld dann zu allem Schluß doch nichts nutzt, sondern durch feindliche Mobilisierung einfach zerrissen wird, — so muß das freilich eine außergewöhnlich kräftige Entrüstung ergeben. Ihr Kern und Grund ist nicht der mehr oder weniger zufällige Anlaß, sondern das ganze Erlebnis dieses letzten Jahrzehnts.

Es gibt natürliche Menschenrechte, es gibt auch natürliche Völkerrechte. Das Recht vor allem eines Volkes, zu wirken nach dem Maße seiner Kraft und Einfluß auszuüben im Rate der Völker nach ebendemselben Maße. Daß dieses Recht uns verkürzt wurde, das ist der Grund unsrer Entrüstung. Das gilt es festzuhalten und mit Kühle als hinreichend für jede sittliche Entrüstung zu behaupten. Das verlangt die Ehrlichkeit. Menschen kann man an der Ausübung ihrer Kräfte hindern; das gibt dann persönliche Katastrophen oder Tragödien. Hindert man ein Volk, so gibt es den Krieg.

Das Lamentieren aber mit dem „Komplott", mit dem illoyalen Schutz der Mörder, den hinterlistigen Spionen, den Völkerrechtsverletzungen, den Franktireurs, das zieht die Aufmerksamkeit auf falsche Fährte und führt zur Heuchelei.

Es handelt sich hier um ein Uebel, das unsrer Kultur schon lange im Fleisch sitzt, und das endlich loszuwerden, uns der Krieg, der Gewalterzieher zur Ehrlichkeit, helfen möge.

Zumeist nämlich sind diese kleinlichen Entrüstungen, in welche unsre Durchschnittszeitungen die große und würdige Entrüstung zerstreuen, als Anstachelungen des Furor und als Befestigungen des guten Gewissens gedacht. Und darin nun ruht ihre innerliche Unsauberkeit.

Die Rechnung ist verzweifelt einfach; sie zeigt eine böse Eiterstelle in unsrer Kultur an, eine Stelle, an der sich edle Gedanken und Gefühle zersetzen, die Mord in Gehässigkeit und Verleumdung auseinanderfault.

Man muß den Feind vernichten. Das steht aus natürlichen Gründen so fest, daß niemand es bezweifelt. Aber man soll ja eigentlich keinen Feind haben. Bekämpfen darf man nur die Schlechten. Aus der Sicherheit, die man in sich fühlt, daß man den Feind bekämpfen muß, entnimmt man, daß man also auch ein Recht dazu haben muß. Da man ein Recht nur in dem Falle zu haben glaubt, daß der Gegner ein Hallunke ist, so ist er also offenbar ein Hallunke: wo bekäme man sonst das Recht her, ihn zu bekämpfen! Auf unseren Fall angewendet, nennt man das: „dem Volke das gute Gewissen für seinen Kampf stärken."

Digitized by Google

Man glaubt, das Volk und seinen Kampf zu veredeln, wenn man die eigentlichen und völlig ausreichenden natürlichen Gründe, die eben als natürliche bereits sittlich gerechtfertigt sind, durch sogenannt moralische Gründe ersetzt, und sieht nicht, daß man erst damit die Unsittlichkeit in den Kampf hineinträgt, nämlich Spiegelfechterei, Heuchelei und Verleumdung. Diejenigen Krankheiten sind die gefährlichsten, die die edlen Teile angreifen. Was unsre Kultur adelt, ist die Tiefe des Gemüts, die sich in unsrer Religion in den Zeiten ihrer Gesundheit offenbarte, und die Höhe unsrer aus ihr hervorgegangenen sittlichen Ueberzeugungen. Wenn sie hier krank wird, wird sie sehr krank. Jeder, der die Geschichte der christlichen Kultur kennt, kennt auch diesen ihren wundesten Punkt. Alle unsre Auseinandersetzungen, alle unsre Parteikämpfe, selbst unsre wissenschaftlichen, religiösen, künstlerischen, ja geschäftlichen Differenzen werden von hier aus vergiftet. Der Gegner, damit man ihn bekämpfen kann, muß gemein sein. Dieser Gedankengang hat die Verleumdung zum Hauptkampfmittel gemacht.

Jetzt der Krieg mit der großen Ehrlichkeit, die er eigentlich im Grunde ist, mit dem Aufkommen männlicherer graderer Gesinnung, das er begünstigt, sollte die Eiterbeule aufstechen können. Wir sollten es uns bewußt werden.

Aber unter unsern Zeitungsschreibern mögen die Soldaten oder soldatischen Naturen selten sein. Die meisten von ihnen mögen im Feld sein. Wieviel Kriegstage sind nun schon hingegangen. Doppelt soviel Zeitungsnummern. Ich habe jeden Tag von neuem nach einer, auch nur einer Aeußerung der alten germanischen Feindesachtung gesucht. Jeden Tag gleich vergeblich. In die Zeitungsstuben — um einzuschränken: in die Redaktionsstube der Zeitung, die ich lese, eins der gebräuchlichen großen Nachrichtenblätter, dem ich Grund habe Durchschnittscharakter zuzumessen — scheint bei allem Kriegsgeschrei kein kleines Lüftchen frischen Kriegswindes sich zu verirren. Neulich unterwegs ein Verwundeter, der aus dem Krieg kam, schenkte mir ein Wort aus der Richtung, in der ich suchte: „Die Franzosen schlagen sich sehr gut, mit dem Unterschätzen ist es nicht getan!“ Und, obwohl er sich freute, wieder in die Front zu kommen, sorgte er auch im weiteren Gespräch, das ich als dritter anhörte, dafür, daß Licht und Schatten gleich verteilt wurden. Das tat wohl nach dem Bramarbasieren. Möchte es unseren Kriegern gelingen, den verleumderischen und hetzerischen Ton eines Teils unsrer Presse zu überwinden, der sie im Voraus ihrer Lorbeeren beraubt, indem er verbreitet, daß ihre Siege gegen Feiglinge und Unwürdige erfochten werden.

Fängt hier an einer Stelle die Ehrlichkeit an zu siegen, so wird sie uns weiter führen und uns statt des häßlichen und niederziehenden Blicks in Tücke und Gemeinheit, den unsre Zeitungen uns vorspiegeln, den stählenden und erhebenden Blick in die ehernen Notwendigkeiten der Menschheitsgeschichte öffnen.

Digitized by Google

Diesen Blick für Notwendigkeit und Größe brauchen wir, nicht nur jetzt für die rechte Auffassung des Kriegs, wir brauchen ihn überhaupt in unsrer Kultur, daß sie männlicher, härter, widerstandskräftiger werde.

Wir schreiten jetzt durch Ströme von Blut. In diesen Tagen beginnen nun auch die Ströme der Tränen darüber zu fließen. Der Ernst dieser Zeit soll unsre Gedanken nüchtern machen, sodaß wir, falls uns der Sieg zufällt, unberauschten Gemüts und hellen, klaren Kopfs die Neuordnung der Verhältnisse erwägen. Daß wir nicht im Taumel nach dem alten Trugbild greifen, das der böse Geist auf dem sehr hohen Berge zeigt, sondern eine dauernde, auf gegenseitige Achtung gegründete Einigung des Abendlandes herbeiführen.

(Die wunderliche Sorge, ob die Welt ohne Krieg gesund bleiben könne, dürfen wir ruhig dem Walten des Schicksals überlassen: solange die Völker die Erziehung durch den Krieg brauchen, solange werden sie ihn haben.)

Der Sinn

Nicht dies: daß wir die Schwerter schwangen,
hat uns beglückt. —
Daß tausende wie eines klangen,
zum Kampf gezückt,
und uns von einem Volke sangen,
das aller Schranken träger Friedenszeit
sich Mann für Mann zu gleicher Tat befreit:
das ist es, was das heißbedachte,
blutschwere Werk so freudig machte.

Nun steht vom Alpenrand bis zum Belt
ein einzig eisernes Handeln
und e i n Gebet: wir müssen die Welt
mit unsrem Blute verwandeln.

Friedrich Stieve.

Digitized by Google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

IX.

Warschau.

Nach den armenischen Massakres habe ich monatelang in Kleinasien unter armenischen Flüchtlingen giebt, verkrüppelten Männern, verstümmelten Frauen, verwaisten Kindern, verzweifelten Müttern. Das war herzzerreißend. Kurz nach der Einnahme Adrianopels durch die Bulgaren befand ich mich in dieser ausgehungerten Stadt, in der Cholera und Typhus wüteten. Das war gräßlich. Zwei Stunden von Adrianopel entfernt aber waren mehrere tausend türkische Soldaten als Gefangene wie eine Herde auf einem kahlen Feld zusammengetrieben worden und konnten nicht ausbrechen, da sie von bulgarischen Soldaten scharf bewacht wurden. Da lagen nun diese von der langen Belagerung ohnehin schon stark mitgenommenen Menschen völlig schutzlos dem Sturm und Regen preisgegeben im Dreck. Und zu essen bekamen sie auch nichts, da nicht einmal für die Sieger ausreichende Nahrungsmittel vorhanden waren. Frierend, vom Regen durchnäßt, hockten sie auf dem Feld und waren glücklich, wenn sie noch einen Grasbüschel fanden, über den sie sich wie Tiere hermachten. Ich hatte nie gräßlicheres Elend gesehen. Aber das Elend in Warschau ist doch noch gräßlicher als alles andere, was ich sah. Suche ich nach den Gründen, weshalb ich es so empfinde, so lautet die Antwort: weil das Elend in Warschau absolut hoffnungslos ist. Das Elend der armenischen Flüchtlinge konnte man doch ein wenig lindern. Dem Elend jener türkischen Gefangenen bei Adrianopel würde gar bald der Tod ein Ende machen. Aber dem Elend in Warschau setzt weder Tod noch Zeit eine Schranke. Für ganze Generationen von Menschen wird es aller Voraussicht nach unabänderlich, unabwendbar dasselbe sein und bleiben.

Eine Aenderung der Judengesetzgebung, welche dies Elend auf dem Gewissen hat, könnte, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, nur durch die Initiative des Zaren herbeigeführt werden. Wenn der Zar will, hat er ja immer noch unbeschränkte Macht, eine Macht, die für sein Reich sogar das kopernikanische Sonnensystem bei Seite schieben kann. Denn wie einst Josua sprach: „Sonne, stehe still zu Gibeon, und Mond im Tale Ajalon, da stand die Sonne und der

Digitized by Google

Mond still", — so hat Nikolaus II. befohlen, daß die Sonne über Jalta stille stehe, und sie steht still. Seit einem kaiserlichen Erlaß vor ungefähr zwei Jahren gilt in Jalta nämlich dieselbe Zeit wie in Petersburg. Mag Petersburg auch unter 59° 57′ nördlicher Breite und 30° 20′ östlicher Länge von Greenwich liegen und Jalta unter 44° 30′ nördlicher Breite und 34° östlicher Länge, das macht nichts, der Zar befiehlt, und die Sonne steht still. Man darf also wohl annehmen, daß ein Machtwort des Zaren genügen würde, um auch das Warschauer Elend zum Stillstand zu bringen. Aber er spricht das Wort nicht, wird es vermutlich nie sprechen; und so wird das Elend unveränderlich, unabwendbar seinen Fortgang nehmen.

Ich kam nicht von Europa her nach Warschau, sondern aus Rußland. Ich war vorher in Petersburg, Moskau, Kiew, Odessa und Kischinew gewesen, der Typhus des Ghettojuden war mir also durchaus nicht mehr neu oder fremd. Und doch verblüffte mich das Warschauer Elend über alle Begriffe.

Man stelle sich eine moderne Großstadt vor, in der man nicht zehn Schritt gehen kann, nirgends, weder in der Peripherie noch im Zentrum der Stadt, weder nach Norden oder nach Süden, nach Osten oder nach Westen, weder diesseits der Weichsel noch jenseits, ohne unausgesetzt auf junge und alte Männer im langen Kaftan zu stoßen, die, das Gesicht leichenfarben, die Augen wie verglimmende Kohlen, wie wilde Tiere im Käfig rastlos wegauf, wegab rennen, um irgendwie, irgendwo zehn Kopeken zu verdienen, um davon einen alten Hering und altes Brot zu erstehen, damit Frau und Kinder und Geschwister etwas zu essen haben. Das rennt von morgens bis in die Nacht nur hinter einem Gedanken, einer Hoffnung her: zehn Kopeken. Dort lehnt es für einen Augenblick erschöpft an einer Wand, hockt geduckt auf einer Bank. Aber schon ist es wieder auf den Beinen, um weiter zu rennen, auf daß keine Minute der kostbaren Zeit verloren gehe. Es sind Tausende, die nichts Anderes tun, und überall in Warschau rennen sie an einem vorbei. Bald hat man das Gefühl, sie laufen garnicht mehr hinter den zehn Kopeken her, denn nur ein kleiner Bruchteil von den Tausenden kann sie ja wirklich erjagen, sie laufen vor der Verzweiflung fort, die ihnen auf den Fersen sitzt. Einen Augenblick Rast und die Verzweiflung erwürgt sie. Also weiter, immer weiter. Rennen, Rennen! Und schließlich glaubt man, dies Rennen ist Selbstzweck geworden, sinnlos wie die Bewegungen von Irrenhäuslern. Die letzte Tätigkeit, die ihnen das heilige Rußland gönnt, laufen, rennen, hinter zehn Kopeken herlaufen, die sie doch nicht erreichen werden. Man wird schwindlig vom Zusehen und rettet sich auf sein Zimmer. Aber man darf nicht zum Fenster hinaussehen, denn unten laufen sie weiter, die Tausende, das Gesicht leichenfarben, die Augen wie verglimmende Kohlen.

Digitized by Google

Wieder begibt man sich auf die Straße, und es wird einem zu Mut, als würde man wehrlos in einen ungeheuren Strudel hineingezogen, aus dem es kein Entrinnen gibt, als müsse man mitrennen, zwecklos, sinnlos.

Es dauerte zwei Tage, bis ich imstande war, auch Anderes zu sehen. Ich sah, wie hie und da einer aus der rastlosen Schar mich für eine Sekunde mit einem irren Blick aus beiden Augen vom Kopf bis zu den Füßen maß. Er erkannte in mir den Fremden. Für einen Augenblick blitzte wohl in seinem Gehirn die Hoffnung auf, bei mir könne er sich irgendwie die zehn Kopeken verdienen... Aber schon rannte er wieder weiter. Merkwürdig, ich bin nie von einem dieser Menschen angebettelt worden. Sie wollten zehn Kopeken verdienen, ein Geschäft machen, aber sie wollten nicht betteln.

Ich sah dann auch die vielen kränklichen, verwahrlosten Kinder auf den Straßen und die vielen elenden Weiber, die wie Lasttiere sich mühsam vorwärts schleppten und bettelten. Aber ich sah auch, wie das alles niemandem außer mir noch einen besonderen Eindruck zu machen schien, wie sich Warschau längst an solchen Anblick gewöhnt hatte.

Und ich sah auch die Straßen und Gassen, in denen dies Elend die Stunden der Nacht verbringt. Am Tage waren diese Gassen vollgepfropft mit Weibern und Kindern, durch die sich, genau wie im übrigen Warschau, die Schar der Rastlosen drängte. Schmutzige Weiber, elende Kinder, die sich auf diesen Gassen wie zu Hause fühlen. Die Häuser ringsum dumpfe Mietskasernen oder elende Baracken, vollgepfropft mit jämmerlichen Läden, in denen es für wenige Kopeken alles zu kaufen gibt, was man sich nur denken kann. Aber natürlich in der erbärmlichsten Qualität. Stinkende Fische, fauliges Fleisch, das von Fliegenschwärmen bedeckt ist, übel riechendes Gemüse, faulendes Obst. Und die Kinder und Weiber starren darauf wie auf auserlesene, kaum erschwingliche Delikatessen. In der Nacht aber ist es still in diesen Gassen. Unrat und Abfall aller Art liegt herum, und fürchterliche Düfte dringen aus allen Ritzen. Wohl können sich hier nur Ratten fühlen.

So „lebt" das große jüdische Proletariat in Warschau, und überall in den Städten des Ansiedelungsgebiets sieht es ähnlich aus. In den polnischen Städten aber ist es am schlimmsten, denn hier gab es auch früher schon ein beträchtliches jüdisches Proletariat, das nun seit 25 Jahren durch die Judenvertreibung aus Rußland ständig vermehrt wird. Man denke nur an alle die jüdischen Handwerker, die das Gesetz brotlos machte, indem es ihnen das Wohnrecht in Rußland entzog. Man denke an alle die kleinen Händler, Krämer und Kaufleute, die aus Rußland vertrieben wurden. In den altpolnischen Städten wurden sie alle zusammengepreßt wie Heringe in einer Tonne.

Digitized by Google

Im ehemaligen Königreich Polen lebten die Juden ja tatsächlich wie ein Volk. Mit einer Oberschicht, einem Mittelstand, Arbeitern und Proletariat. Und dem Proletariat ging es elend genug. Durch die russische Judengesetzgebung aber wird dies Proletariat Jahr für Jahr ungeheuerlich vermehrt. Das eingesessene jüdisch-polnische Proletariat zusammen mit dem aus Rußland macht allein 25 Prozent der jüdischen Gesamtbevölkerung Polens aus. Man stelle sich nur einmal vor, was das heißt. Warschau besitzt jetzt 800 000 Einwohner, darunter 340 000 Juden. Rechnet man die Familie zu sechs Köpfen, wie es die Statistik tut, so ergibt das rund 56 000 jüdische Familien. Nun besitzt die Warschauer jüdische Gemeinde noch aus der polnischen Zeit her eine wohl geordnete Gemeindeorganisation. Sie ist für ihr Budget nicht wie die Kiewer Gemeinde auf die unsichere Abgabe vom koscheren Fleisch angewiesen, sondern besitzt das Besteuerungsrecht. Und zwar erhebt sie als Minimalsteuer von jeder Familie zwei Rubel pro Jahr. Das ist gewiß nicht übermäßig viel. Dennoch können nur 25 Prozent der Familien diese zwei Rubel Steuer aufbringen. Allen übrigen ist nicht einmal das möglich. Vergleichen wir das Budget der Warschauer Gemeinde etwa mit der Berliner, so ergibt sich folgendes: Die Berliner Gemeinde, die 100 000 Mitglieder zählt, bringt jährlich rund 5 Millionen für ihre Zwecke auf. Die Warschauer Gemeinde von 340 000 Mitgliedern knapp eine Million. Diese dreimal so große Gemeinde besitzt also nur eine um 80 Prozent niedrigere Steuerkraft. Das sagt alles. Das erklärt zur Genüge den trostlosen Anblick, den die Warschauer Straßen auf jeden Fremden, der Augen und Herz hat, machen müssen.

Aber wir müssen noch Folgendes bedenken: Rußland behält die jüdischen Elemente, die sich durch besondere geschäftliche Begabung, die Kaufleute erster Gilde, und durch Bildung, die Studierten, auszeichnen, sowie einen Teil der Handwerker für sich. Nur die andern Elemente stößt es ab und verjagt sie in das Ansiedelungsgebiet. Das sind in der Hauptsache kleine Kaufleute, Händler, Krämer und Handwerker, deren Tätigkeit Rußland nicht mehr als Handwerker gelten läßt, also Schichten, die bisher schon kein beträchtliches Einkommen besaßen und die zum guten Teil schon in Rußland von der Hand in den Mund lebten, wenn sie auch nicht als Proletarier oder gar als Paupers gelten konnten. Die Massen dieser Bevölkerung lebten naturgemäß nur einem Gedanken, der ihr ganzes Innere erfüllte: wie verdiene ich das für mich und meine Familie Notwendige zum Leben? Für andere Gedanken ließ ihr Leben keinen Raum. Es sind Schichten, die gar keinen Idealismus irgendwelcher Art kennen können, weil das Leben ihnen dazu keine Zeit läßt. Es gibt für diese Leute nur dreierlei Existenzmöglichkeiten in Polen. Sie müssen einmal, ob sie wollen oder nicht, den einheimischen Juden einen Teil der Lebensmöglichkeit wegzunehmen

Digitized by Google

trachten, wollen sie nicht einfach verhungern. Und sie können sich zweitens als Juden, die Rußland kennen und Russisch sprechen, durch Zwischenhandel aller Art zwischen Polen und Rußland neue Lebensmöglichkeiten schaffen. Gelingt aber keins von beiden, so bleibt ihnen nur noch übrig, das einheimische Proletariat zu vermehren. Jedenfalls sind die russischen Juden unter allen Umständen die schärfsten Konkurrenten der polnischen, und in dem unvermeidlichen Konkurrenzkampf haben die russischen Juden einen ungeheuren Vorteil vor den polnischen. Jene rekrutieren sich ja in der Hauptsache aus einer einzigen Bevölkerungsschicht. Eine einzelne Bevölkerungsschicht aber besitzt stets eine größere Bewegungsfreiheit und Elastizität als ein Volk, dem als Bleigewicht immer sein Proletariat anhängt, wie es bei den polnischen Juden der Fall ist.

Die russische Regierung versprach sich nun von dieser Situation noch einen besonderen Vorteil. Sie glaubte, gegebenenfalls die Einen gegen die Andern ausspielen zu können, denn ein harter Konkurrenzkampf erzeugt nicht grade Liebe. Sie übersah dabei allerdings völlig, daß noch stärker als Konkurrenzkampf gemeinsame Not sein kann, wenn die Hauptschuld an dieser Not keiner von beiden trägt, wie jeder von beiden weiß. Das Bewußtsein der gemeinsamen Not erwies sich denn auch in der Tat stärker als alles andere. Die russische Regierung wird schwerlich jemals die Einen gegen die Andern ausspielen können, denn alle Juden in Polen, mögen sie nun russisch oder polnisch sprechen, kennen jetzt ihren gemeinsamen Feind zur Genüge.

Einst empfanden die polnischen Juden als Polen nationalistisch im Sinne einer polnischen Nationalpolitik. Die russischen Juden hingegen empfanden sich zu derselben Zeit durchaus als Russen. Auch noch unter den Torturen der russischen Gesetzgebung galten sie sich immer noch als Russen, wenn auch nicht als Freunde des herrschenden Absolutismus. Als solche kamen sie dann auch nach Polen, und man hätte annehmen können, daß nun der politische Nationalismus davon profitieren würde. Einen Augenblick lang sah es auch so aus. Vergleicht man die polnische Kultur etwa mit einem leichten, schnellen Jagdwagen, so müßte man die russische mit einem schweren Lastfuhrwerk vergleichen. Seitdem Polen russisch wurde, hat man den leichten Jagdwagen an das schwere Lastfuhrwerk angehängt. Man kann sich leicht vorstellen, wie den Insassen des Jagdwagens dabei zu Mute ist. Sie könnten aus der Haut fahren vor Ungeduld, denn es entspricht weder dem polnischen noch dem jüdischen Temperament, so langsam vorwärts zu schleichen, wie es das russische Fuhrwerk bestenfalls tut. Dies Temperament möchte sich am liebsten losreißen von dem ungefügen Lastwagen.

Digitized by Google

Rega Ullmann

Man muß sich heutzutage mit dem Anpreisen von Dichtern in Acht nehmen Nicht weil man selbst dabei mit der Zeit Enttäuschungen erleben könnte — die Folgen eines wahrhaftigen Eindruckes vermag man immer zu tragen, ob sie nun glückliche oder trübe sind — sondern weil das Entdecken nunmehr so an der Mode ist, weil es so hastig und marktschreierisch betrieben wird, daß man Gefahr läuft jeden, den man auch in die Schar der Beachtenswerten versetzen möchte, in sehr zweifelhafte Gesellschaft mit all den anderen irgendwie aus Freundschaft oder Irrtum überschwenglich Gelobten zu bringen. Es gibt gegenwärtig so viele der künstlich Auserwählten und falschen Propheten, es sind zu ihren Gunsten die guten Worte so eifrig mißbraucht worden, daß man in der Tat verlegen ist, will man der sogenannten Oeffentlichkeit etwas anzeigen, was einem richtig am Herzen liegt. — Und doch, man kann es nicht lassen — man wird ja in gewisser Hinsicht, Gott sei Dank! niemals durch Erfahrungen klug.

Vor mir liegen zwei dünne Bändchen. Das eine heißt „Feldpredigt" (Dichtung in einem Akt; Verlag von Heinrich Demuth, Frankfurt a. M.); das andere trägt den Titel: „Von der Erde des Lebens" (Frauenverlag München-Leipzig). Die in München lebende Verfasserin der beiden ist Rega Ullmann. Das erste der zwei Bücher ist in dramatischer Dialogform geschrieben, es ist eine dramatisierte Legende. Ein Bauer hat einen verkrüppelten Sohn, der durch sein Leiden dazu verurteilt ist, untätig umherzusitzen. Der Vater ist ungehalten über das unbrauchbare Kind und will die Mutter nicht hören, die ihm sagt, er habe an dessen versonnenem, reinen Wesen, die „Bibel in seinem Hause". Der Knabe aber fühlt die Unzufriedenheit des Vaters und leidet daran. Er sehnt sich nach Kraft, um auch nützlich und tüchtig zu sein. In einer kalten Nacht schleicht er hinaus und bestellt das Feld. Ueber der Arbeit findet sein schwacher Körper den Tod und nun begreift der Vater, als er am Morgen seine Leiche sieht, daß er an dem still duldenden Kinde Christus, seinen Christus, bei sich gehabt und nicht erkannt habe.

Das zweite Buch, zu dem Rainer Maria Rilke ein Vorwort geschrieben hat, besteht aus lauter kleinen Stücken, für die man keinen Namen weiß: aus kurzen Erlebnissen und Geschichten, aus Märchen und Wundern, aus seltsam hingesonnenen Betrachtungen, aus geschauten Erkenntnissen, in denen Traum und Ereignis, Wunsch und Wahrheit noch eines sind, sich gegenseitig bestimmend, schaffend und lösend. Eine geheimnisvolle Dämmerung breitet sich aus, eine Dämmerung, reich an ganz nach innen gewandtem Schauen, an helldunklen Ahnungen, an plötzlichem, unerwartet tiefen Verstehen. Wir trugen sie alle einmal in uns, diese Dämmerung, in jener Zeit vor Sonnenaufgang, da das grelle Tageslicht der Wirklichkeiten uns noch nicht geblendet, da die junge Sehnsucht sich die Welt zu Wundern schuf und noch unbeirrt vom Gegensatz des Ich zur Umwelt Harmonien ewiger Weisheit ersann. Was wir verloren haben — Gold vertauscht in Silber der „Erfahrungen" — hat Rega Ullmann sich bewahrt. Kluge Kritiker geben ihr wohl — ich kann es mir gut denken — den Rat, sie solle sich mehr im Leben umschauen, solle die Dinge erfassen, wie sie sind; dann werde sie äußeren Tatsachen gegenüber nicht oft so rüh-

Digitized by Google

rend unbeholfen sein. Doch hierin liegt natürlich volles Mißverständnis ihres Wesens. Sie muß so scheinbar weltfremd bleiben, weil ihre Augen einwärts schauen, weil Sachen und Geschehnisse für sie nur Gleichnisse der eigenen inneren Bilder sind. Ihre Schwäche ist ihre unerschöpfliche Kraft und der Born des Glückes, das sie uns bereitet, daß wir oft beim Lesen ihrer eigenen Worte uns erinnern:

„Und das Zauberbuch war reich an Blättern und wandte langsam um und um vor der Seele des träumenden Kindes."

Friedrich Stieve

Zeichnungen von Orlik

Bei der Baumgärtner'schen Buchhandlung in Leipzig ist ein sehr schöner Band „Zeichnungen von Emil Orlik" mit einem kurzen Vorwort von Professor H. W. Singer erschienen. In einem anständigen und ausreichenden Quartformat sind 52 Tafeln mit vorzüglichen Lichtdruckwiedergaben Orlik'scher Zeichnungen vereinigt, und mir scheint, sie sind gut ausgewählt, wenigstens geben sie sowohl das für Orlik zunächst Charakteristische, als auch seine große Vielseitigkeit wieder. Technisch und redaktionell ist der Band musterhaft ausgeführt. Orlik ist kein Meister von überragend mächtigem Charakter, er ist ein zarter, beweglicher, suchender, moderner Mensch von großer Selbsterziehung und sensiblem Geschmack, und es ist mir ein merkwürdiges Erlebnis gewesen zu sehen, wie auch dieser vielseitige, ganz modern europäische Geist von Ostasien angezogen und lange Zeit fast bis zum Verlieren seiner selbst gebannt wurde. Was Orlik in Japan alles gelernt hat, an Technik und Auffassung, zeigen hunderte seiner Blätter; was er an Tiefe rem von dort mitgebracht hat, kommt namentlich in den Chinesenzeichnungen von 1912 schön und reif zum Ausdruck. Von den Bildnissen sind vor allem die zwei Hodler-Zeichnungen zu nennen, obenan der fabelhaft lebendig und richtig erfaßte zeichnende Hodler, vielleicht Orliks genialstes Blatt. Ich zähle das Buch zu den besten Kunstpublikationen der letzten Zeit.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google